<36634988140013

Blüte und Frucht.

Erzählungen für die reifere weibliche Jugend.

Von

Redcatis.

Mit zwei Abbildungen in Photogravure.

Regensburg.

Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz).



Gravure Meisenbach Riffarth & Co. München.

TRAUDL, DIE SÄNGERIN.

Geschichten aus dem Volke.

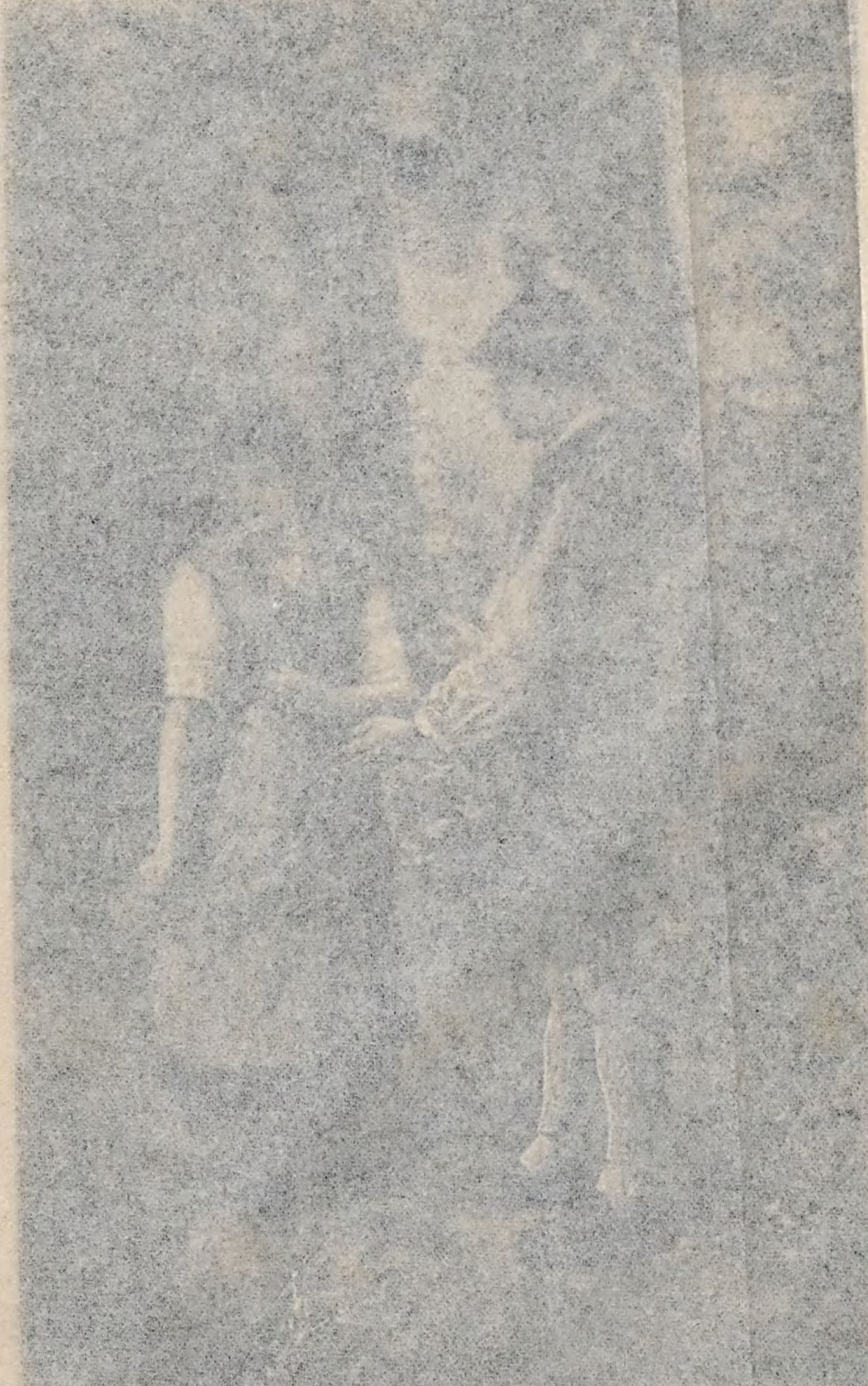
Für das Volk und die erwachsene Jugend erzählt

von

[illegible]

Mit zwei Photogravuren.

Regensburg.
Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz).
1896.



Gravure Meisenbach Riffarth & Co. München

THAUDL, DIE SÄNGERIN

Geschichten
aus dem Volke.

Für das Volk und die erwachsene Jugend erzählt

von

Otto von Schaching.

Mit zwei Photogravuren.

Regensburg.
Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz).
1896.

Druck der Nationalen Verlagsanstalt Regensburg.

I.

Traudl, die Sängerin.

Eine Geschichte aus den oberbayerischen Bergen.

Erstes Kapitel.

Feindliche Naturen.

„Gestern habts aber schön g'sung'n in der Kirch'," sagte die Gindelbäuerin von Ellbach, einem nordwestlich vom Wendelstein gelegenen Dorfe, zu einer bleichen Weibsperson, die in der Wohnstube des Gindelhofes saß und nähte. Indem die Bäuerin also redete, stellte sie der Näherin ein Schüsselchen Kaffee und einige fette Nudeln zum zweiten Frühstücke hin, wie das so Sitte. Die Näherin hielt mit ihrer Arbeit inne und griff nach dem duftenden, braunen Tranke, welchem leichte Dampfringelchen entquollen.

„So, hat's dir g'fallen, Bäuerin?" versetzte die Blasse, und um ihre schmalgeschnittenen Lippen spielte ein behäbiges Lächeln befriedigter Eitelkeit. Dann blies sie einige Male in das dampfende Schüsselchen und begann vorsichtig zu schlürfen, denn der Kaffee dunstete noch von überflüssiger Wärme. Nachdem sie den ersten Schluck ohne Unfall befördert hatte und nach einem kräftigen Biß in die Nudel fuhr sie fort:

„Woaßt, Bäuerin, wann i sing nachher sing i mit'm ganz'n Herz'n und mei' ganz's G'müt leg' i eini."

Die Sprecherin begleitete diese Äußerung mit einer nachdrucksamen Gebärde ihrer Linken, was ihr den Anstrich einer gewissen Überspanntheit verlieh, die man sonst bei ihr kaum gesucht hätte.

„Ja, dös mirkt ma' eh' glei, daß d' mit'm G'müt singst, Wally," bestätigte die Gindelbäuerin bereitwillig. „So wenn halt die andern auf'm Chor sing'n könnt'n, nachher wär's wohl a Freud'. Was haltst denn von der Traudl?"

„Du moanst weg'n ihrer Singerei?" fragte Wally und verzog den linken Mundwinkel zu einem hämischen Grinsen.

„Ja," antwortete die Gindelhoferin, „mei' Hans sagt halt alleweil, er hat sei' Lebtag koa so schöne Stimm' nöt g'hört. Aber was versteht denn mei' Hans vom Singa? Wenn der a Spannferkl schrei'n hört, moant er, dös is a' g'sung'n."

„Hi, hi, hi," kicherte Wally und biß der Nudel wieder eins in die Seite, man mußte nur nicht recht ob aus wirklichem Hunger oder um den stillen Ärger auszulassen, der ihr über die Ansicht des Gindelhofer Hans wie Galle aufstieß. „Dei Hans muaß scho' a guats Musikg'hör hab'n," sagte sie, zwischen erkünsteltem Scherz und wirklichem Unmut schwankend, „wenn er der Traudl ihr Stimm schön find't. I find' amal nix Schöns dran. Da hör i dengert scho' glei liaber d' Habergoas pfeif'n. Was kann s' denn, d' Traudl? Treffa thuat s' eh' nix, außer daneb'n, und mit ihrer Stimm' kimmt s' ja nöt amal bis ins Gis aufi."

„I woaß nöt, wia 's Gis ausschaut," erklärte die Gindelhoferin lachend. „Sing 's amal, Wally."

Die Näherin hatte soeben den letzten Tropfen Kaffee die Speiseröhre hinabrutschen lassen und säuberte sich mit der Hand den noch feuchten Mund; darauf reckte sie ihren langen Hals ein wenig und entpreßte ihren Stimmbändern einen so scharfen, quickſenden Ton, daß ein unter der Ofenbank schlummernder Dackl ordentlich zusammenfuhr und zu winseln anfing, als foltere ein unangenehmer Traum seine Hundeseele.

„Dös is 's Gis," belehrte Wally mit einem stolzen Leuchten ihrer braunen Augen und pumpte dabei tief nach Atem. „Nachher kimmts A." Wally that wieder einen Schrei und

der Dackl wimmerte um einen guten halben Ton höher — „nachher hab'n wir 's Ha" — abermals ein Gekreisch der Stimmbänder und der Dackl pfiff schon ganz jämmerlich im Duett — „und iatzt kimmt 's Ce, aber dös bring' i iatzt nöt außa, woaßt Bäuerin, weil i grad an Kaffee trunka hab' und der macht Hitz'n. Überhaupt soll ma in d' Hitz'n nöt singa und trinka und aufs Ess'n glei a' nöt, denn dös verdirbt d' Stimm, hat mei Lehrer — Gott tröst' 'n! — alleweil g'sagt."

Die sangeskundige Näherin schien der Gindelbäuerin ihre Erfahrungen über die Pflege der menschlichen Stimme mitteilen zu wollen, als diese dem drohenden Vortrage noch rechtzeitig durch die Stimme einer Magd entging, von der sie in die nebenan befindliche Küche gerufen wurde.

Wally sah sich wieder nach ihrer Arbeit um, die im Ausbessern eines Weiberrockes bestand. Sie war von der Gindlhoferin auf die Stör bestellt und hatte diese heute, an einem Montage, angetreten.

Die Geyer Wally aus Ellbach galt als die tüchtigste Näherin im Leizachthale auf und nieder, und auf diesen Ruf that sie sich mindestens ebensoviel zu gute wie der gesuchteste Spezialist für Augen-, Kopf- und andere Krankheiten auf den seinigen. An Wochentagen arbeitete sie bei den Bauern auf der Stör, an Sonn- und Feiertagen war sie Kehlkopfkünstlerin, denn da „würgte" sie, nicht etwa im Wirtshaus, wie vielleicht ein boshafter Leser vermuten möchte, sondern zur Ehre Gottes in der Kirche als Chorsängerin, im besondern als erste Sopranistin.

Auch sonst hatte die Geyer Wally einige bemerkenswerte Eigenschaften. Vor allem war sie so etwas von einer Art Tugendwächterin. Niemand hatte schärfere Augen für alle Vorgänge im Gotteshause. Sie sah es, wenn der Gatterbauer oder ein anderer schnupfte, oder wenn die steinalte Pfannennandl bei ihren neunzig Jahren einschlief und mit ihrem nicken-

den Kopfe jedes Wort des Predigers bejahte. Besonders aber hatte sie ein wachsames Auge auf die Buab'n und Diandln, wenn diese sich etwa in der Kirche einmal anlachten oder gar einmal grüßend zunickten. Schon mehr als einen Burschen und ein Mädchen hatte die gottesfürchtige Wally in böses Gerede gebracht. Da sie schon seit einem Vierteljahrhundert auf dem Kirchenchor sang, hatte sie allmählich das ganze Repertoir desselben: Messen, Litaneien, Offertorien, Graduale u. s. w. auswendig gelernt, ebensogut wie der Spatz sein Lied. Dadurch aber war ihr auch die Möglichkeit gewährleistet, zu singen und zugleich die Leute zu beobachten.

Wally sann jetzt, während sie über ihrer Arbeit saß, der Äußerung nach, welche die Gindelbäuerin ihrem Sohne Hans in den Mund gelegt hatte.

„Der Dummian, was versteht denn der vom G'sang," eiferte sie halblaut unmutig vor sich hin. „D' Traudl und a schöne Stimm! I vertreib ihr aber 's Sing'n dengert no, da steh' i guat dafür. Entweder, so werd' i zum Schullehrer sag'n, bleibt Traudl vom Chor weg oder i bleib weg. A so a dumme Gans, die nöt amal a g'scheite Terz trifft, will si' neben mir auf'm Chor patzi mach'n, wo i dengert scho' seit fünfundzwanzig Jahr'n mitthua und alles auswendi kann, wia an Opernsängerin."

Wally warf einen Blick nach der Küchenthüre, die fest im Schlosse lag. Von der Küche herein ertönte die Stimme der Bäuerin, die mit ihrer Magd sprach und zwar, wie Bauernleute gern thun, ziemlich laut.

„D' Bäuerin kimmt soglei no' nöt," murmelte Wally mit Zuversicht, fuhr mit der Rechten in die Rocktasche und zog ein Kartenspiel heraus. Behutsam legte sie die Blätter vor sich auf den Schoß und forschte nach dem Inhalte ihrer stummen Sprache.

„Aha, da hab'n ma's scho", flüsterte die Näherin und zog gespannt die Augenbrauen in die Höhe. „Wia i mir's

denkt hab, so is's. Der Schellnober — dös is der Hans, seine Gedank'n sand bei ei'm Weibsbild mit schwarze Haar; da is s' scho, dös is d' Traudl. Zwischen drin liegt der Schellnsiebner — ui Jessas! ui Jessas! — a Hochzeit und a kloans Kind. Aha, also so steh'n die Akazien! Drum hat d' Traudl so a schöne Stimm'. No, i woaß ma gnuag, denn auf mei' Kart'n is a Verlaß."

Plötzlich regte sich's vor der Stubenthüre; flugs wischte Wally ihr Spiel zusammen und drin wars in der Tasche.

„Ah, Wally, bist scho' da!" sagte ein junger Bauer, der jetzt in die Stube hereinkam. Er war von hohem Wuchse, derb und fest in den Knochen und seine Gesichtsfarbe blühte.

Das war der Gindelhofer Hans. Vor zwei Jahren war ihm der Vater gestorben. Nun saß er als alleiniger Erbe auf dem schönen Gehöfte und die Mutter half ihm wirtschaften, bis sie eines Tages durch eine brave Schwiegertochter abgelöst würde.

„Hast viel Arbeit?" fuhr Hans fort, indem er nach dem Kleiderhügel sah, welcher neben der Näherin aufgegupft war.

„Dös möcht i moan', i," versetzte diese und ließ die Nadel geschwinder gehen. „Da hoaßt's fleißi' sei' und nöt umschaun, sonst derzwing i 's nöt."

Nach dieser Bemerkung erhob sich Wally, um, wie sie sagte, die Bäuerin in der Küche draußen wegen Etwas zu fragen.

Sie hatte sich kaum entfernt, als der Blick des jungen Mannes auf eine unter Wally's Sitz liegende Spielkarte stieß. Er bückte sich rasch danach und legte sie in die Tischschublade. Ihm sowohl wie auch anderen Leuten war die Neigung der Wally zum Kartenschlagen wohl bekannt. Diese Kunst brachte ihr manchen schönen Batzen in die Tasche, ohne daß sie deswegen Gewerbesteuer zu entrichten brauchte.

„Hat die Pharisäerseel' scho wieder ihre Teufelskart'n

g'habt," brummte Hans mißmutig. „O du scheinheilige Person! In der Kirch' bet' s' unsern Herrgott vom Kreuz aba und bei der Arbet stehlt s' den Leuten 's Geld aus'm Sack."

Aus der Küche erschien eine Magd und trug das Neunuhrbrot auf. Dienstboten traten in die Stube und Hans ließ sich mit ihnen am Tische nieder.

„Is g'wiß d' Geyer Wally da", bemerkte ein junger, sauberer Knecht beim Anblick des Handwerkszeuges der Näherin, sowie der bunt umherliegenden Kleidungsstücke und Stoffe. „Da vergeht mir scho glei' der Appetit, wenn i der ihr Larv'n anschau."

Eben kehrte die Näherin in die Stube zurück. Gähnend ließ sie sich auf ihrem Sitze nieder und schlug dabei, einem da und dort noch beobachteten Gebrauche gemäß, drei Kreuze über den geöffneten Mund, damit nichts Böses hineinkomme, wie das Volk meint.

„Mach liaber 's Kreuz, Wally, daß nix Bös's außakimmt aus dei'm Maul", sagte Michl, derselbe Knecht, der sich vorhin erst so unfreundlich über die Näherin geäußert hatte. „I moan, du hätt'st nachher 'n ganzen Tag Arbet gnuag."

Wally schleuderte dem Michl einen Blick zu, in dem lauter Gift und Dolch saß. Gerade versteinern hätte sie ihn mögen, den nichtsnutzigen Loder, den nichtsnutzigen.

„Dir gib i koa Antwort nöt," pfauchte sie voll Verachtung hinüber, „i mag mir mei Zung'n nöt verunehrn."

„Hast Recht, Wally, kannst dir sonst leicht dei' schöne Stimm' verderb'n," höhnte Michl unter dem beifälligen Gekicher der übrigen Dienstboten, „und nachher gang's dir halt schlecht mit'm Sing'n auf'm Sterzinger Moos."

Ein lautes Gelächter entlud sich. Selbst der junge Bauer konnte sich nicht mehr beherrschen und lachte mit. Der boshafte Michl hatte auf die allbekannte Volkssage angespielt, welche böse Jungfern nach ihrem Tode auf das bei der Tiroler

Stadt Sterzing gelegene „kalte Moos“ verbannt, wo sie bis zum jüngsten Tage das Moos mit den spannweiten Händen auszumessen haben. Bei dieser allerdings sehr langweiligen Beschäftigung heulen sie nachts oft recht kläglich und schaurig, wie viele behaupten, welche dieses Jungfern-Konzert schon gehört haben wollen.

„Jatzt möcht' i mein Fried oder i laß die ganz' Arbet lieg'n und geh',“ rief Wally wütend dem Gindelhofer zu und ihre Blicke funkelten wie Katzenaugen.

Hans gebot also Ruhe, und das Wortgefecht und Lachen verstummte, letzteres allerdings bei manchem Dienstboten nicht ohne Anstrengung. Wally aber blieb unbehelligt.

Als die Sättigung der Ehehalten vorüber war und diese die Stube geräumt hatten, fragte der Gindelbauer:

„Was hat der Michl mit dir, Wally?“

„Frag'n nur selber, Bauer,“ entgegnete sie barsch. „D' Traudl wird halt wieder Schuld dran sei', natürlich, wer denn sunst.“

„Warum denn d' Traudl?“

„I will nix g'sagt hab'n,“ versetzte sie zum Scheine einlenkend, „sunst hoaßt's glei wieder: d' Wally kennt ma' scho mit ihrem bös'n Maul.“

„I will's aber wiss'n,“ forderte der Bauer mit Heftigkeit. „I bin der Herr und es is mei' Pflicht, mich um meine Deanstbot'n z'kümmern.“

„Mi geht dei Pflicht nix an,“ gab Wally zurück, „übrigens woaßt du so gut als i, daß der Michl und d' Traudl a Verhältnis miteinander hab'n und weil mi d' Traudl nöt leid'n kann, hetzt s' den Bursch' alleweil geg'n mi auf.“

„Dös is alles nöt wahr, was du sagst, Wally,“ eiferte Hans. „Koa Mensch sunst als du hat 'n Michl und d' Traudl in's G'red 'bracht. Du bist halt a boshafte Wasch'n, der ma' nix glaub'n darf.“

Wally sah verblüfft in des Gindelhofers Gesicht. Es glühte.

Auf seiner breiten Stirne schlugen zwei geschwollene Adern durch die gerötete Haut.

„Is dös der Dank?“ sagte sie vorwurfsvoll.

„Dank? Für was erwart'st denn du an Dank? Das d' mein' Knecht und d' Traudl verklampert hast, dafür wirst wohl koan Dank begehr'n. Was du behaupt'st, dös hast höchstens wieder aus deiner Kart'n g'les'n und sunst woaßt nix. Geh mir weiter da!“

Hans wandte sich unmutsvoll ab und verließ ohne Verzug die Stube. Wally's Blick folgte ihm. Zuerst war sie betroffen, kaum aber sah sie sich allein, so lachte sie in häßlicher Bosheit vor sich hin.

„O du dumm's Mannsbild, du! Der moant, i mirk 's nöt, wia 'n d' Eifersucht plagt. Hi, hi, hi! Der Gindelhofer Hans eifert mit sei'm Knecht. Ja, d' Traudl steckt eahm im Kopf, d' Traudl. Auf mei Kart'n kann i mi verlass'n. Muaß glei nomals einischau'n.“

Und wieder zog sie das Spiel heraus. Eben wollte sie es auf den Knieen ausbreiten, da schrak sie heftig ineinander. Zwischen der halbgeöffneten Stubenthüre schob sich plötzlich der Kopf des Gindelhofers herein.

„Wally, im Tischschublad'n drin is fei' a Kart'n,“ rief Hans spöttisch. „Die g'hört g'wiß dir.“

Der Gindelhofer war fort, die Näherin aber rang mit Bestürzung und Zorn. In diesem Augenblicke flog ihr der Funke eines tötlichen Hasses in die Brust.

„Wart', Hans, von heut' an is dir und der Traudl Rache g'schwor'n,“ bebte es von ihren bleichen Lippen.

Ihr Gesicht war aschfahl. Sie wischte die Karten zusammen, dann zog sie die Tischlade heraus.

„Wirkli!“ rief sie und riß mit zorniger Geberde das verhängnisvolle Blatt an sich. „Die muaß i vorhin fall'n hab'n lass'n und er hat s' g'fund'n, der . . .“

Sie vollendete den Rest in Gedanken. Es war eine Verwünschung des Gindelhofers, weil er ihr solche Demütigung bereitet hatte. In Wally kochte es wie in einem heißen Strudel. An jenem Tage sprach sie mit niemand mehr, außer mit der Bäuerin.

Zweites Kapitel.

Traudl.

Kein Gift frißt rascher in den Menschen hinein, kein Scheidewasser ätzt schärfer als die Verdächtigung. Ein Tropfen davon ins Herz geträufelt reicht oft hin, um Friede, Ruhe, Glück und Liebe für immer zu vernichten. Es ist eine Flamme, die unabläßig leckt, die um so schneller zerstört, je heißer ihre Glut lodert. Und selbst wenn diese Glut gelöscht ist, bleibt das Brandmal als stete Erinnerung an den Schmerz zurück, sowie die Narbe, die selten mehr so fest verharscht, daß sie nicht eines Tages dennoch wieder bersten könnte, um dann vielleicht sich nie wieder zu schließen.

Der Gindelhofer hatte sich der Geyer Wally gegenüber den Anschein beigelegt, als glaube er an die Verdächtigung seines Knechtes Michl und der Traudl nicht. Nun, er glaubte auch nicht daran, so lange er in der Stube sich befand und ihn seine Erregtheit hinderte, kühlen Blutes über die Worte der Näherin nachzudenken.

Im Freien gewann er die Ruhe wieder, äußerlich wenigstens. Das besonnene Erwägen verdrängte das erregte Empfinden.

Warum hatte er sich denn eigentlich ereifert? Weil Michl, sein Dienstbote, ein Verhältnis unterhielt oder angeblich unterhalten sollte, mit einem Mädchen, das den Gindelhofer rein gar nichts anging, indem es selber bloß ein Dienstbote und

noch dazu auf einem anderen Gehöfte war. Was hatte er sich denn in aller Welt um Traudl zu scheren?

Vor ungefähr zwei Monaten war das Mädchen auf dem Nachbarhofe, beim Verlacherbauern, als Dritteldirne eingestanden. Der alte Schullehrer hatte eines Tages entdeckt, daß Traudl eine sehr schöne, metallreiche Stimme besitze und sich die Mühe genommen, ihr einigen Gesangsunterricht zu erteilen, um sie für den Chor verwenden zu können. Das hatte anfangs wohl im Orte und in der Gemeinde einiges Aufsehen erregt, bis man sich an die Sache gewöhnt hatte und es jetzt jedermann, die Geyer Wally natürlich ausgenommen, für selbstverständlich hielt, daß Traudl in der Kirche singe.

Wenn nun das Mädchen, wie das Gerücht es hatte, eine wirkliche Neigung zu Michl, dem Pferdeknechte des Gindelhofers, gefaßt hatte, was war denn das Besonderes? Der Lanner Michl war ein flotter Bursche, in seiner Arbeit ohne Fehl und in seiner sonstigen Führung ebenfalls tadellos.

Der Gindelhofer überdachte all' diese Dinge, während er sich langsam von seinem Hofe entfernte und zum Dorfe hinausschritt, die Richtung seines lässigen Wanderns dem Zufalle anheimstellend.

„Was geht denn mi d' Traudl an?" fragte er sich in Gedanken selbst, und auf eben demselben Wege wurde ihm zur Antwort: „Nix geht s' mi an, rein gar nix geht s' mi an; sie is a Dirn und i bin a Bauer."

Mitten in seine Gedanken hinein knarrte ein Schiebkarren. Doch vermochte der Gindelhofer nichts davon zu sehen, denn Weidengebüsch beengte den Ausblick. Auf einmal war es stille. Im Weiterschreiten stieß der Bauer auf ein junges Mädchen, welches eben frisch gemähtes Wiesengras auf einen Schiebkarren lud, von dem es herabgerutscht war.

„Was is dir passiert, Traudl?" fragte Hans; er schien ein wenig überrascht über die unvermutete Begegnung.

„Der Strick is mir abg'riss'n," antwortete eine angenehm klingende Stimme.

„Geh her, laß dir helf'n," sagte der Gindelhofer. Und ohne langes Besinnen griff er zu. Der kleine Unfall war rasch ausgeglichen. Der Strick hielt den Grashaufen fest zusammen und Traudl wollte sich mit einem „Vergelt's Gott, Bauer!" eben nach dem Karren bücken, als eine Handbewegung des Nachbars sie zurückhielt.

„Hast's denn gar so notwendi'?" fragte er. „Rast halt a bißl aus, Deandl."

„Jatzt is koa Zeit zum Rast'n," erklärte Traudl freundlich, doch entschieden. „Zum Rast'n bin i nöt im Deanst. I hab a kranke Kuah im Stall und das arme Ding wart't auf sei Fress'n."

„I laß di glei geh', Traudl," äußerte Hans. „Auf a paar Wörtl wird dir d' Zeit dengert no g'lang'n."

Traudl heftete ihre dunklen, von langen Seidenwimpern überdachten Augen auf den Bauern. In ihre Züge, die an Reinheit mit einem klassischen Vorbilde wetteiferten, strömte der Ausdruck der Erwartung.

Der Gindelhofer weidete sich einen Augenblick an dem Gehalte ihrer Erscheinung. In der That bot diese nichts, was den Schönheitsbegriff beeinträchtigt hätte. An Traudl war alles vollendet, angefangen von der tadellosen Bildung der Nase, dem feinen Ausbuge der roten, wie eine Rose schwellenden Lippen und dem leicht gerundeten Kinn bis zum ganzen Aufriße des mittelgroßen Körpers, in welchem weder eine zu beträchtliche Weichheit der Form, noch ein allzu bemerkbarer Überschuß physischer Kraft, der sich beim weiblichen Geschlechte im Gebirg häufig geltend macht, störend wirkte, sondern ein harmonisches Zusammengehen eine äußerst liebliche Stimmung zeitigte. Ein reicher, dunkler Zopf, um Stirne und Hinterhaupt mehrmals geflochten, krönte ein blühendes, in seiner Unschuld bezauberndes Antlitz.

„Was willst 'n, Bauer?“ fragte Traudel jetzt, welche sich durch die Gegenwart des Gindelhofers beunruhigt fühlte. „Is's ebbs Wichtig's?“

„Wia ma 's halt nimmt,“ gab Hans zurück und zog vom Schiebkarren einen Grashalm, an dem er zu nagen begann. „Sag' mir aufrichti, was hat's denn mit dir und der Geyer Wally geb'n?“

„Nix hat's geb'n,“ entgegnete das Mädchen mit befremdeter Miene. „D' Wally kann mi halt nöt ausstéh'n, sie wird scho wiss'n warum. Frag s', Nachbar, 'leicht g'steht sie dir d' Ursach. D' Wally is bei enk auf der Stör, hab i g'hört, da hast ja die schönste G'legenheit zum Frag'n.“

Traudl griff zu ihrem Schiebkarren und wollte fort. Der junge Bauer hinderte sie, indem er sich dicht vor das Fahrzeug stellte.

„I moan,“ sagte er im Tone schlecht verhehlten Ärgers, „a freundlichere Antwort hätt'st mir scho geb'n könna, Traudl; du muaßt nöt glaub'n, der Gindelhofer is gut gnuag für jede Red'. Vergiß ja nöt, daß i der Herr von dei'm Michl bin, und daß i dein Buab'n fortschicka kann, wenn's mir paßt.“

Des Bauern Worte klangen rauh und aus seinen Augen zuckte es scharf auf das Mädchen. Traudls Wangen färbten sich wie Eisen, wenn es erglüht und indem sie ihren verwirrten Blick niederschlug, sagte sie fast bittend:

„Bauer, laß mi geh', sei so guat.“

„So geh' von mir aus,“ warf er hin und gab ihr die Bahn frei.

Traudl rollte ihren Schiebkarren weiter. Kurz hernach erreichte sie den Verlacherhof.

Dieser wurde nur durch einige hundert Schritte vom Gindelhofe getrennt. Seine Stirnseite kehrte sich gerade der Gegend zu, aus welcher die Dritteldirne mit ihrer Grasfuhre kam. Hinter einem Fenster der unteren Stube lag die Verlacherin

und an ihrer Seite eine zwar noch junge, aber nicht besonders hübsche Person, ihre Tochter. Wie sie beide auf dem Gesimse lehnten, die Hälse in gespannter Neugierde und Erwartung vorgestreckt, eine gewisse Erregung im Blicke, glichen sie einem Paar lauernder Wildkatzen.

Seitdem der Gindelhofer das Haus verlassen hatte, waren Mutter und Tochter in dieser Stellung verblieben.

„Die Sach' is nöt sauber," sagte die Verlacherin jetzt. „Sabina, du wirst's seh'n, der Nachbar hat's mit der uns'rigen Dirn."

„Wär nöt üb'l", antwortete Sabina, heiser vor Zorn, der in ihr gährte. „Aber da kann ma helf'n, dös is 's Wenigst. D' Traudl wird furtg'jagt, nachher hat die G'schicht glei' an End."

Eben fuhr Traudl mit dem Karren am Fenster vorüber. Da lief die Bäuerin von ihrem Platz, riß die Thüre auf und kreischte hinaus:

„Traudl!"

Die Gerufene erschien zur Stelle.

„Warum bleibst so lang aus?" wurde sie von der Verlacherin angelassen. „Vor a halb'n Stund hätt'st scho da sei soll'n. Was is dös für a Wirtschaft, möcht i wiss'n?"

Ahnungslos und unbefangen erzählte Traudl von dem kleinen Unfall, der ihr zugestoßen sei und von der Hilfe des Nachbars, ohne welche sie vielleicht noch nicht da wäre.

„So, so? der Nachbar?" schrillte die Bäuerin. „I sag dir's im Guat'n, Deandl, die G'schicht g'fallt mir nöt mit dir. Du hast schon a Bekanntschaft mit unserm Nachbarn sei'm Knecht, willst ebba mit'm Herrn a' no' anbandl'n? Kreuzdunnawetter! dös giebt's nöt bei mir. I hab a christlich's Haus und duld's nöt, daß a meinige Dirn allen Mannsbildern nachrennt. Wennst di nöt in mein' Will'n geb'n willst, nachher kannst hingeh', wost herkemma bist."

Immer herrischer, immer heftiger war die Stimme der Bäuerin geworden. Aus Sabinas Augen aber leuchtete tückische Freude.

Traudl stand da, bleich wie ein Linnen.

„Bäuerin . . .,“ zitterte es von den Lippen der Gescholtenen.

„Nix wird g'red't, koa Wört'l nöt,“ fuhr die erboste Berlacherin dazwischen. „Willst di ebba gar a' no verteidig'n oder mir Grobheit'n mach'n? Jatzt will i nix mehr hör'n, koa Muckerl mehr, sunst brauchst glei gar nimmer in 'n Stall z'geh'.“

Traudl preßte den Mund zusammen vor Zorn und Schmerz. Kein Laut entschlüpfte ihr. Sie hob sich stumm hinweg.

Kaum aber war sie draußen vor der Thüre, da stürzten ihr unaufhaltsam die Thränen in die Augen. Doch eben so schnell suchte sie die nassen Wimpern zu trocknen, als sie plötzlich nahende Schritte vernahm. Eilends schob sie die Fuhre Gras, welche sie vor der Hausthüre niedergestellt hatte, um die Ecke des Hauses, der Stallung zu.

Da stand ein alter Mann vor ihr. Er trug eine blaugefärbte leinene Hose und ein rauhleinenes Hemd. Das war alles. Seine Züge waren freundlich und seine rehbraunen Augen blickten in Milde. Blühend weiß war sein Haupthaar und so war der Schnurr- und Backenbart, welcher sein frisches, gesundes Angesicht schmückte.

„Hat's scho wieder an Sturm geb'n?“ fragte er das Mädchen mitleidig, aber ziemlich laut, als er die geröteten Augen desselben wahrnahm. Dabei bewegte er den Kopf flüchtig nach der Wohnstube zu, als wolle er andeuten, daß er schon wisse, wem Traudl ihre Thränen verdanke.

Sie bedeutete dem Alten zu schweigen und ging ohne ein Wort der Erwiderung in den Stall hinein und ihrer Arbeit nach.

Der Greis schüttelte unwirsch den weißen Kopf. Schnurstracks begab er sich in die Stube.

„Was hast denn g'habt mit der Traudl?" fragte er die Bäuerin mit überlauter Stimme, denn er hörte schlecht und hatte gleich allen Schwerhörigen die Gewohnheit, laut zu reden.

„Was werd i g'habt hab'n?" versetzte ebenso laut die Verlacherin, ärgerlich über die Einmengung des Alten. „G'schendt hab i s', weil s' alleweil hinter 'n Mannsbildern d'rein is."

Der Greis bog den Kopf zurück und lachte aus vollem Halse.

„Der ekelhaft Fex," sagte die Bäuerin in ausgesucht verächtlichem Tone, doch mit unterdrückter Stimme, so daß der Taube nichts verstehen konnte. Hierauf kehrte sie sich gegen diesen und schrie ihn an:

„Vetter Wof, du haltst der Traudl d' Stang a bißl z'viel. Es scheint, du hast 'n Narr'n an ihr g'fress'n. Am End heiratst sie no', du Debb."

Und die Verlacherin brach in ein Spottgelächter aus, an welchem sich auch Sabina beteiligte.

Der Alte ließ sich nicht beirren.

„Lachts nur von mir aus," sagte er ruhig. „Aber dös könnts mir glaub'n, jung wenn i wär und viel Geld wenn i hätt', nacha müaßt d' Traudl mei Wei' werd'n. Sagts mir nur nix über dös Deandl. Sie is brav, sie is sauber, ja braver und sauberer als wie alle Ellbacher Deandl mitananda."

Das gab er der Sabina frischweg ins Gesicht zu kosten, dann verließ er die Wohnstube, innerlich vergnügt, daß er den Weiberleuten seine Meinung unverblümt kundgethan hatte.

Die Verlacherin und ihr Töchterlein entlasteten ihre Herzen in lauten und heftigen Schmähungen gegen den Vetter. Der durfte nur froh sein, daß er nichts davon zu hören bekam. Desto wütender konnten die beiden Zungen den Alten zerstechen, der sich da unterfangen hatte, sich zum Verteidiger der mindesten Dienstmagd auf dem Hofe aufzuwerfen.

Was aber that Vetter „Wof?"

Er stand mitten in der Hausflur und lauschte auf jedes

Wort, das aus der Stube kam. So oft wieder ein recht kräftiges und derbes aufflog, nickte er bedächtig, schmunzelte wohl auch grimmig vor sich hin und sprach es halblaut nach. Endlich schien er genug zu haben.

„So," murmelte er, indem er den Hausflur verließ, „iatzt hab' i mein Teil wieder kriagt. Wart' nur, Bäuerin, und du, kropfete Sabina, es kimmt schon a zahlende Zeit."

Und der Greis mit den milden Zügen schüttelte die Faust in hellem Unwillen.

Drittes Kapitel.

Vom Vetter Wof und von einem Dichter.

Vetter „Wof" hieß eigentlich Wolfgang Mader, doch nannten ihn seine Verwandten kurz und gut „Wof", und das genügte vollauf für beide Teile. Aber was dem Alten nicht genügte, das war die Behandlung, die ihm jene angedeihen ließen.

Wof war ein Vetter zur Berlacherbäuerin. Viele Jahre hatte er in Ungarn zugebracht in allerlei Handel und Geschäften. Zwar wußte niemand so recht, welcher Art diese gewesen waren und er selbst kargte mit den Worten hierüber. Doch konnte man aus gelegentlichen Andeutungen wohl herausfinden, daß er bald mit Holz, bald mit Vieh gehandelt habe, wie es eben die Gelegenheit schickte. Er hatte sich bereits ein ansehnliches Vermögen erworben gehabt; da brachte ihn der Zusammenbruch eines Wiener Bankhauses fast um sein ganzes Geld. Nur zweitausend Gulden hatte er aus dem Schiffbruche gerettet. Mit diesem Sümmchen war er eines schönen Tages vor nicht ganz anderthalb Jahren auf dem Berlacherhofe in Ellbach erschienen, hatte sich als der Vetter Wolfgang aus Ungarn zu erkennen gegeben und seinen Verwandten, nachdem

er ihnen von seinen schweren Einbußen erzählt hatte, kund und zu wissen gethan, er möchte den Rest seines Lebens bei ihnen beschließen, so sie ihn behalten würden. Er begehre weiter nichts als ein Stübchen und die Kost; um letztere wolle er arbeiten gleich einem der übrigen Dienstboten auf dem Hofe, denn das Arbeiten sei nun einmal seine Freude. Also waren es der Verlachbauer und dessen Ehehälfte zufrieden, und fortan hauste der Alte in Ellbach bei seinen Verwandten.

Eine Zeit lang verlief die Sache zwischen diesen und dem Vetter nicht uneben. Bald aber fand die Bäuerin, eine böse Sieben, an ihm mancherlei auszusetzen. Daß er schwerhörig war, daran lag ihr nichts. Im Gegenteil. So konnte sie ja ganz nach Belieben über den Alten schimpfen, selbst wenn er sich zugegen befand — er verstand ja doch nichts davon und zu laut redete die Verlacherin dann schon nicht. Sie hätte wohl ein sanfteres Gemüt bewiesen, wenn Vetter Wof anstatt mit lumpigen zweitausend mit zwanzigtausend Gulden aus dem Magyarenlande gekommen wäre. Aber das Geld, das verflixte Geld! Und die Verlacherin liebte es gar so sehr, obwohl in ihrem Hause kein Mangel daran war, denn der Hof galt weit und breit für eines der besten Anwesen.

Vor einem halben Jahr hatte der Verlacher das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht. Böse Leute sagten, seine bessere Hälfte habe ihn aus dem Leben hinausgebissen. Er hatte als ein braver Mann gegolten. Auch hatte er allzeit den Vetter Wof gern gehabt und Wofs Lage war zu Lebzeiten des Bauers eine sehr erträgliche gewesen. Als aber nach des Bauers Hinscheiden die Herrschaft an die Bäuerin fiel, da schlug der Wind bald empfindlich gegen den ungarischen Vetter um. Hätte die Verlacherin nicht die Leute gescheut, so würde sie dem Verwandten wohl bedeutet haben, er möchte die Füße weitersetzen und sich anderswo betten, wo man ihn lieber sehe. Weil sie aber dazu doch nicht den Mut besaß, so ließ sie es dem Alten

auf mancherlei Weise fühlen, wie unbequem er ihr sei. Bald zwackte sie ihm an der Kost etwas ab und hielt ihn manchmal geringer als einen Knecht oder eine Magd, bald äußerte sie durch rauhes, liebloses Reden ihre Abgeneigtheit. Diesen und noch manchen anderen unfreundlichen Dingen setzte Vetter Wof eine Ruhe und einen Gleichmut entgegen, daß es schier zu verwundern war. Merkwürdig — je mehr die Bäuerin schrie und schimpfte, desto harthöriger wurde der Alte und auch desto schweigsamer.

Und wie die Alte sung, so zwitscherte die Jung'. Sabina, das Töchterlein der Verlacherin, war leiblich, wie auch im Gemüte, das getreueste Ebenbild der Mutter. Auch sie mochte den Vetter nicht und sie befliß sich, das unschöne Beispiel der Mutter nachzuahmen.

In der jüngsten Zeit war nun das Benehmen der beiden Weibsleute gegen Wof ganz besonders unleidlich geworden.

„Jatzt wird 's mir dengert z' braun dös Ding," sagte eines Tages der Alte zu sich und faßte den festen Entschluß, den Verlacherhof zu meiden. Aber gerade am selben Tage stellte die Bäuerin eine neue Magd ein — es war Traudl.

Dem alten Wof war's beim ersten Anblicke des fremden Mädchens zu Mute, als gehe ihm eine neue Sonne auf. In ihren schönen, reinen Zügen lag so viel Edles, so viel Güte und Freundlichkeit, daß den Alten die Hoffnung sofort beseelte, ihre Anwesenheit möchte wohl nicht ohne günstigen Einfluß auf das Gemüt der Bäuerin sein und manches zum Besseren wenden.

Und Vetter Wof mied den Verlacherhof nicht.

Ehe noch eine Woche ins Land gegangen war, hatte sich zwischen dem Greise und dem jungen Mädchen ein eigenes Verhältnis gebildet. Mit raschem Blicke hatte sich Traudl der Zustände auf dem Verlacherhofe bemächtigt. Sie war täglich Zeuge der unwürdigen Behandlung, unter welchen die

Bäuerin ihren betagten Verwandten leiden ließ. Traudls edles Gemüt empörte sich mit aller Kraft. Sie sann auf Mittel, Wof's Lage erträglicher zu gestalten, erkannte indes bald, daß sie nicht viel thun könne. Was aber ihr Vermögen leisten konnte, that sie. Namentlich wollte sie den guten Alten, der sein Schicksal so geduldig trug, vor dem Härtesten, vor dem Hungern, schützen. Bald war es ein Stück Brot, bald eine Schmalznudel, an Sonn- und Feiertagen ein Stück Fleisch, was sie sich selbst über Tisch abgedarbt hatte, um es dem Vetter heimlich zuzustecken. Anfangs weigerte sich dieser, die Gaben anzunehmen, allein Traudl setzte ihren Willen gleichwohl durch. Dafür erntete sie auch von dem Greise manches dankbare Wort und manchen dankerfüllten Blick, und das bereitete ihrem Herzen einen stillen, aber um so süßeren Hochgenuß.

Traudl erfuhr rasch genug, daß Wohlthun ein Kapital sei, welches Zinsen abwerfe.

Es konnte nicht fehlen, daß einem Mädchen von den körperlichen Vorzügen Traudls ebensoviele Gönner wie Neider entstanden. Die Ellbacher Burschen zählten der Mehrzahl nach zu jenen, die Mädchen zu diesen. Als nun Traudl gar auf dem Musikchor der Pfarrkirche durch ihre schöne Stimme alle ihre Genossinnen im Gesange ausstach, wuchs sich der Neid zu offenem Hasse aus. Der Haß aber erzeugt Lüge und jegliche Bosheit.

Da war es nun der alte Wof, der sich tapfer für seine geheime Wohlthäterin ins Zeug legte und für sie gegen männiglich mit mutiger Rede focht.

Und es war notwendig. Schon schlug die niederträchtige Verleumdung ihren Giftzahn in die Ehre Traudls.

Dem war aber so: Nicht lange, nachdem Traudl auf dem Berlacherhofe eingestanden war, hatte der Nachbar, der Gindelhofer, einen jungen, sauberen Knecht, den Lanner Michl, ge-

dingt. Was wahr ist, muß wahr bleiben. Der Michl und die Traudl sahen einander gerne. Aber kein Mench konnte ihnen mit Grund Übles nachreden oder soviel als schwarz unterm Nagel ist, mit Grund nachweisen. Wenn sie auf der Straße zusammentrafen, lachten sie sich gegenseitig zu, grüßten einander, tauschten auch miteinander etliche Worte aus; ein- oder zweimal hatten sie im Wirtshause in allen Züchten mitsamen getanzt und waren Seit' an Seit' gesessen, lauter Dinge, die kein Mensch tadeln konnte, wenn ihn nicht der Neidhammel stieß oder die Bosheit stachelte.

Aber letzteres war es eben. Unter den Leuten in Ellbach ging die Rede, daß Traudl nächtliche Besuche an ihrem Kammerfenster empfange, daß sie vermögliche Bauernsöhne in ihr Netz zu ziehen suche, und was dergleichen Anschuldigungen mehr waren. Anfangs hielten sich diese Bezichtigungen in allgemeinen Grenzen und es wurde kein bestimmter Name laut; das dauerte aber nicht lange.

Eines Tages machte jemand die Entdeckung, daß Traudl es auf keinen geringeren als auf den Gindelhofer Hans, den reichsten jungen Bauern in der Gemeinde, abgesehen habe. Es war die Berlacherin und ihre Tochter, welche das herausgefunden hatten.

Die Bäuerin hätte nämlich für ihr Leben gern gesehen, daß ihr Sabinerl Gindelbäuerin würde, zumal die Mutter des Gindelhofer Hans einer solchen Verbindung ihres Sohnes gar nicht abhold war. „Wer viel Eier hat, hat viel Dotter,“ dachte die Gindelbäuerin, und dem angesehenen Gindelhofe, wo auf dem Gelde der Schimmel wuchs, wie sich die Leute erzählten, wäre eine reiche Söhnerin nicht schlecht gestanden.

Die Berlacherin ersehnte diese Heirat um so mehr, als sie noch einen Sohn besaß, der damals beim Militär diente. Er hätte sich leicht einen Einstandsmann halten können, aber das wollte er nicht, denn es gelüstete ihn selber nach dem Kommis-

brot. Dieser Sohn also sollte nach zurückgelegter Dienstzeit sein väterliches Anwesen übernehmen. Demgemäß konnte Sabina nicht auf den Hof heiraten, sondern mußte sich anderweitig umsehen.

Aber mit dem „Umsehen" war's bei der Sabina so eine verflixte Geschichte. Sie schaute nämlich mit dem linken Auge in einem fort nach der rechten Seite — sie schielte, auf Deutsch gesagt. Ferner hatte ihr die Natur noch eine andere zuwidere Aussteuer aufgehalst, wovon ein bekanntes „Schnadahüpfl" also singt:

Mei Deandl is sauber
Vom Fuaß bis zum Kopf
Aber am Hals hat 's a Bünkerl
Dös hoaßt ma an — Kropf.

Und um die üblichen guten drei Dinge voll zu machen, war ihr üppiges Haupthaar ganz unverschämt blond und von einer schreienden Farbe. Im übrigen war Sabina gar nicht so übel. Allein wie die Sache nun stand, war es wirklich nicht zum Verwundern, daß ein kecker Ellbacher Troubadour damals folgende „G'stanzeln" auf die Berlacher Sabina schmiedete:

Du schaust mi nöt grad an
Dös thuat mi betrüab'n,
Sonst wollt' i di wirkli
Und aufrichti liab'n.

I wollt' di gern hals'n
Und drucka recht warm,
Aber es roacht um dei Kröpferl
Nöt umi mei Arm.

I kann 's halt nöt ändern
A Fink is koa Spatz,
Und a rothaarets Deandl
Mag i für koan Schatz.

Dieser lose Vogel hatte es richtig getroffen; in kurzer Zeit waren seine „G'stanzeln" in aller Ellbacher Burschen Mund.

Sabina und ihre Mutter barsten beinahe vor Zorn, als sie von dieser poetischen Verunglimpfung hörten. Beide trugen brennendes Verlangen, den Dichter kennen zu lernen, um ihn auf eine unvergeßliche Weise zu krönen.

Der Gindelhofer Hans aber lachte sich den Buckel voll und die Augen naß über die netten „Schnadahüpfl“. Hätte er ihren Urheber ermitteln können, so wäre es ihm auf ein Ehrenhonorar von etlichen Gulden nicht angekommen. Er hielt auch fleißig Umschau nach demselben, aber der Dichter war wie ein Dachs und aus seinem Bau nicht hervorzulocken.

Es war von manchen Leuten nicht unbemerkt geblieben, daß die Entstehung dieser „Schnadahüpfl“ der Zeit nach mit der Anwesenheit Traudl's in Ellbach zusammenfiel. Das war nun freilich reiner Zufall. Auch dachte weder die Verlacherin noch ihre Tochter daran, Traudl für die boshaften Verse verantwortlich zu machen.

Aber in anderer Hinsicht erschien Traudl wieder um so schuldiger. Seit sie auf dem Verlacherhofe war, befließ sich der Gindelhofer Hans gegen Sabina und deren Mutter einer überraschenden Kälte, dergleichen man von ihm als Nachbar sonst nie erfahren hatte.

Traudl bildete also die ausgemachte Ursache, daß Hans sich nicht bis über die Ohren in Sabina verliebte. Dies glaubten die Verlacherin und ihr Töchterlein unerschütterlich.

Sobald beide hierüber im Reinen waren, überwachten sie Traudl und auch den Nachbarn bei jeder Gelegenheit mit wahrhaftigen Luchsaugen. Sabina lehnte jedesmal mit rührender Gewissenhaftigkeit am Fenster und schnellte ihre spitzen Blicke hinüber nach dem Gindelhofe, um zu ergattern, ob Hans nicht nach der Traudl luge, wenn diese gerade unterwegs war.

Auf diesem Späherposten waren Mutter und Tochter auch diesen Morgen gestanden. Und richtig hatten sie das Fürchterliche erleben müssen, den jungen Gindelhofer nach der Rich-

tung wandeln zu sehen, wohin Traudl mit ihrem Schubkarren gegangen war.

Seit der Rückkehr Traudls war etwa eine halbe Stunde verstrichen, da rief Sabina, die noch immer wie angefroren am Fenster weilte, aus:

„Da kimmt er! Da kimmt er!“

Sie meinte den Gindelhofer.

Flugs hatte auch die Mutter ihre lieben Äuglein schon am Fenster.

„Schau nur, wia er sein Kopf hänga laßt,“ zischelte Sabina heiß und voll Eifersucht. „Der Hans ist rein weg, seit ma die Dirn im Haus hab'n. D' Traudl muaß aus'm Haus, es thuat koa Guat mehr.“

„Na, es thuat koa Guat mehr,“ bestätigte aus vollster Überzeugung die Bäuerin. „Aus'm Dorf muaß s', nöt bloß aus'm Haus. Denn wenn i die Person fortjag', und es stellt sie am End' gar der Hans selber ein, so springet ja d' Katz' auf die alten Füaß. Na, Deandl, da muaß ma g'scheiter sei; sie muaß sich in Ellbach gar nimma halten könna, nachher is's g'wonna. Laß dir nur Zeit, Sabinerl, es geht alles nach Wunsch. Ma' braucht nur zu der recht'n Schmied'n z'geh'.“

Damit beschwichtigte die Verlacherin einstweilen den Ungestüm ihres verliebten Töchterleins.

„Ja, aus Ellbach muaß s' außi,“ schnarrte Sabina aus der Tiefe ihres Kropfes und hieb dazu mit der klatschenden Hand so fest auf das Fensterbrett, daß der Einsiedel im Wetterhäuschen vorm Fenster draußen einen Hupfer machte, als ob ihn Sabine gar auf die große Zehe geschlagen hätte. „Außi muaß s', nachher is a Fried und ehnder is koaner.“

Also, Traudl sollte fort, sollte aus dem Dorfe. Dies hatten Mutter und Tochter in geheimem Kriegsrate beschlossen.

Viertes Kapitel.

Schlaue Leute.

Drei Tage später hatte die Geyer Wally ihre Stör auf dem Gindelhofe beendet.

Es schickte sich just, daß auch die Verlacherin der kunstgeübten Hand einer Näherin bedurfte und so traf es sich wie gewünscht, daß Wally gleich zur Verfügung stand. So kam diese vom Gindelhof auf den Verlacherhof und daher saß die gute Wally heute in ihrer vollen Wichtigkeit zwischen der Verlacherin und Sabina und nähte darauf los.

Nebenbei schwirrte der Mundhaspel der drei Grazien wie ein Spinnrad so lustig.

Als sie gerade am eifrigsten plauderten, erschien der taube Vetter in der Stube. Bei seinem Eintritte entfiel der zungenfertigen Wally, die eben an der Reihe war, das Wort, wie dem Raben in der Fabel der Käse. Sie heftete einen fragenden Blick auf die Bäuerin.

„Ah was,“ sagte diese unbekümmert, „red' nur zu, Wally, der doaret (taub) alt Dattl hört di ja dengert nöt. Da brauchst di nöt umz'schau'n.“

Wof setzte sich auf die Ofenbank. Er habe sich etwas letz (müde) gearbeitet mit Holzhacken, äußerte er, auch sei ihm gar nicht behaglich im Magen; er wolle ein wenig ausrasten und sich erholen. Indem er sich gegen den Kachelofen lehnte, that er wie zum Schlafe die Augen zu.

Die Weibsleute aber redeten sorglos weiter, als sei außer ihnen gar niemand zugegen.

„Schauts,“ sagte jetzt Wally zu der Bäuerin und deren Tochter, „i sag' enk halt soviel und dabei bleibt's: der Gindelhofer Hans is in d' Traudl verliabt. I hab' so meine Beobachtungen g'macht so lang i auf der Stör drent bin g'wen und i bin koa heuriger Has mehr. I kenn mi guat aus, i.

Und drum sag' i halt soviel und mehr sag' i nöt: wenn d' Traudl no' länger in Ellbach is, nachher . . ."

Wally nahm einen weissagenden Ton an, verschluckte indes gerade den wichtigsten Teil ihrer Prophezeiung mit einer bedeutsamen Grimasse.

„Nachher?" echote die Verlacherin neugierig.

„Giebt's ebbs," vollendete Wally ihren Seherspruch. „Ja, i kenn mi aus, i. Meine Kart'n, dös woaßt Bäuerin, errat'n rein alles bis auf's Tüpferl."

„Hast s' nöt bei dir, Wally?" verlangte Sabina mit lebhaftem Tone zu wissen.

„Alleweil. Ohne Kart'n geh i niemals aus'm Haus, ohne 's Betbüachl niamals in d' Kircha. Aber der Wof . . ."

Sie warf einen zaghaften Blick auf den Vetter. Der Taube war eingeschlafen und schnarchte wie eine Säge.

„Dös is glei' g'scheh'n, nur g'schwind her damit," befahl die Bäuerin.

Wally zog die Karten heraus und legte sie auf den Tisch. Mit erwartungsvollen Blicken hingen Mutter und Tochter an jeder Bewegung der „weisen Frau."

Jetzt that die Seherin einen leisen Ausruf.

„Wia i halt sag', wia i halt g'sagt hab'," redete sie voll Wichtigthuerei und schüttelte den Kopf, zum Zeichen, daß ihr Auge nichts Erfreuliches schaue. „Da is der Schellnober — dös is der Gindelhofer. Seine Gedanken — steh'n auf a Weibsbild mit dunkle Haar — Traudl natürli; und da, dös is 's allerärgest, is der Schellnsiebner — der bedeut't a kloans Kind. So, iatzt wiss'n ma's. I sag' dir, Bäuerin, da giebt's ebbs, wenn die zwoa nöt bald auseinander kemma."

Wally hatte den Schleier der Zukunft gehoben. Sie nahm die treuen Zauberblätter wieder zu sich. Auf den Gesichtern ihrer beiden Zuhörerinnen saß lebendiger Glaube an die Untrüglichkeit der Wahrsagerin. Mutter und Tochter sahen sich verblüfft an.

„Nachher bleibt nix übrig, als daß i der Traudl kurzweg auffag'," gab die Bäuerin zu verstehen.

„Und aus Ellbach muaß s' furt, sunst hilft uns alles nix," hob Sabina mit Nachdruck hervor. „Liaber heut' als morg'n."

„Ja, ja, aus Ellbach muaß s' außi," stimmte die Verlacherin zu. „Aber wia macht ma' dös?"

„Bäuerin, dös bring' i z'weg'," sagte Wally mit Selbstvertrauen. „Ja, da bin i grad' die recht' Person dazua. I will mi nöt lob'n, denn i hab 's Selbstlob'n scho' mei Lebtag nöt leid'n könna, aber dös darf i keck behaupt'n, daß i mei Sach' alleweil durchsetz', wenn i ebbs unternimm. Laßts mi nur mach'n, mir fallt schon ebbs ein, daß ma die herg'laufene Dirn weiterbring'n. Vorderhand muß ma' aber schau'n, daß ma' auf 'n Hans an Einfluß kriagt."

Die Verlacherin und Sabina horchten hoch auf. Wally redete daher wie ein G'studierter und wie ein Advokat. Ja, die verstand sich auf die Sache.

„Wia moanst denn nachher, Wally?" fragte die Bäuerin.

Drauf lächelte die Näherin geheimnisvoll und fein listig.

„Habts no' koa Sympathiemittel versuacht?" fragte sie mit verneinender Kopfbewegung.

„Was für Mitt'l?" wiederholte Sabina und glotzte ihre Mutter an wie ein abgestochenes Kalb. „Was sand denn dös für Dinger? Kriagt ma' die bei unserm Kramer?"

„Geh zua, red nöt so dumm daher," schalt die Bäuerin. „Hast dengert von der Simbadi scho' g'hört. Woaßt nimmer, Sabina, wia i dein Kropf abg'messʼn hab und wia i nachher 'n Meßfab'n in d' Erd'n hinterm Kuahstall vergrab'n hab'? Dös is d' Simbadi."

„Aber g'holf'n hat's nix dös Mitt'l," rasselte Sabina. „Und iatzt soll ma's wieder probier'n, damit mi' der Hans mag?"

Wally würgte mit Not einen Lacher hinunter. Sie hatte nicht geglaubt, daß die reiche Verlacher Sabina so ein dickes Hirn habe. Wäre die Näherin nicht so boshaft gewesen, so hätte sie dem Gindelhofer Hans recht geben müssen, wenn er an einem so blitzdummen Geschöpfe keinen Gefallen finden konnte, von ihrem Äußeren gar nicht zu reden. Aber Haß und Gewinnsucht zwangen Wally, eine andere Ansicht zu vertreten.

„Na, Sabina,“ sagte sie jetzt, „i denk an a ganz anderes Mittel, damit di der Hans gern hat. Dös Mitt'l is recht einfach und hat scho öfters ang'riff'n. I kenn etliche Leut, die 's ang'wendt hab'n.“

„Was is nachher dös?“ fragte die Verlacherin.

„A Schwalb'nherz. Wenn ma' a junge Schwalb'n aus'm Nest nimmt und aufschneid't, 's Herz in a Hirschleder einbind't und um den Hals hängt, so kann ma' d' Liab von jeder Person erzwinga; sie muaß oan gern hab'n, ob s' mag oder nöt.“

„Is 's war?“ rief Sabina freudig aus. „Dös thua ma! Und glei' heut no', gelt Muatter?“

„Ja, dös muaß aber g'scheh'n, wenn der Mond im ersten Abnehmen is,“ belehrte die weise Näherin. „Jatzt is halt grad Vollmond und da kannst nix anfanga. A bißl muaßt di no scho geduld'n, Sabina.“

Sabina that einen Seufzer. Ihr liebedürstendes Herz konnte sich nur schwer in den Aufschub finden. Aber sie tröstete sich.

„Gelt, Muatter, dös thua ma g'wiß?“ fragte sie.

„Versuach' ma's halt,“ meinte die Bäuerin in ungewissem Tone. „Recht gern thua i a Schwalb'n nöt umbringa. Wird hoffentli nöt glei' an Unglück ins Haus kemma, wenn ma' a Schwalb'n umbringt.“

„Es g'schieht ja zu an guat'n Zweck,“ erläuterte die verständige Geyer Wally, „und da is 's schon erlaubt.“

Am Ofen entstand ein Geräusch. Der alte Vetter war

aufgewacht und erhob sich jetzt. Er räusperte sich, spuckte einigemal aus, als wenn es ihm noch nicht recht wohl im Magen wäre, und verließ brummend die Stube.

Hinter dem Hause lag ein Haufen Scheiter; sie für den Küchenbedarf zu zerkleinern war Wof's heutige „Hausaufgabe“.

Eben wollte der Alte wieder an die Arbeit, da sah er auf dem Hackklotz Einen hocken, der war mindestens so alt wie er selber, hatte aber zum Unterschiede von ihm ein rußiges Gesicht und eine veilchenblaue, aufgedunsene Nase. Auch war seine Haltung gebückter und seine Gestalt morscher als die des rüstigen Wof. Wie sein Gesicht so waren Hose, Hemd, und der mit Rabenfedern gezierte Hut.

Dies war der Kohlenbrenner-Jackl, von den Leuten gemeinhin der „Spatzenjackl“ geheißen. Diesen Spitznamen verdankte er einer geringfügigen Ursache.

Als Jackl noch in die Schule ging, wo er in der letzten Bank immer weitaus der letzte war, zeigte ihm einst in der Religionsstunde der Pfarrer, um seine theologischen Kenntnisse zu ermitteln, ein Bild mit Engelsköpfen. So was hatte der Jackl sein Lebtag noch nie gesehen und im Übermaß des kindlichen Erstaunens schrie er hellauf heraus: „O, Herr Pfarrer, dös sand aber schöne Spatz'n!“ Von da an hieß und blieb er der „Spatzenjackl“. Er war, wie gesagt, Kohlenbrenner. Beschäftigte ihn jedoch sein rußiges Dasein nicht, so beschäftigte ihn das Nichtsthun. Und in solcher Verfassung lebte er gerade heute.

Eine einzige Ähnlichkeit hatte er mit dem alten Wof gemeinsam — er war ebenso schwerhörig wie dieser.

„Bist a' da, Spatzenjackl!“ schrie Wof den Kohlenbrenner an.

„Ja, bin a' da,“ bellte der Jackl zurück. „Hast koan' Arbet für mi', Wof? Mir is d' Arbet davong'rennt und meine Füaß derleid'n 's halt nöt, daß i ihr nachrenn'.“

„Glaub's gern, daß dir d' Arbet davong'rennt is. Bei dir kann si's halt nöt dermach'n, du bist ihr z' langweili."

„Ha, ha, ha," meckerte der Spatzenjackl. „Hast a' nix zum Trinka für mi? Woaßt, der Durst is 's ganz Jahr mei Krankheit und an der stirb i a' no' amal. I hon a presthafte Gurgl."

„Wennst Durst hast und koa Geld," rief Wof dem Leidensgefährten in die Ohren, „nachher muaßt zum Stanglwirt*) geh', da kannst trinka soviel nur grad einigeht in di und kost't di nix. I mach's a' so, wenn mi dürst."

„I möcht' aber an Schnaps. A Kohlenbrenner und a Wasser trinka, dös is a Berufskränkung und is grad als wie Wasser und Öl, paßt oans nöt zum andern ... Is enker Traudl nöt dahoam?" fügte er nach flüchtiger Pause hinzu.

Wof blickte den Spatzenjackl verwundert an.

„Na, was willst denn von ihr?"

„No ja, die giebt mir halt manchsmal a Gröschl, wenn i recht dursti bin und da hon i g'moant ..."

„Da is 's heut' nix mit dei'm Moan," versetzte Wof ungeduldig werdend. „D' Traudl is ins Holz g'fahr'n zum Scheiteraufleg'n. Jatzt schau' aber, daß d' weiter kimmst, Jackl, halt mi nöt in der Arbet auf."

Nun rutschte der Spatzenjackl schön langsam vom Klotz herab.

„So, arbet'n willst?" brummte er. „Da geh' i nachher scho liaber. Kannt mir sunst leicht a Holzspreißl in d' Aug'n einifliag'n und am End' that i no blind werd'n a'. Doaret, blind, dursti und koa Geld zum Privatisier'n dazua — dös kunnt i nöt alles auf oamal dermach'n."

Und der alte Lump und Kohlenbrenner humpelte hüstelnd weiter und zum Dorfe hinaus.

Der Weg des Spatzenjackl lief über eine Wiese. Auf derselben begegnete ihm jetzt ein Bekannter — der Gindelhofer

---

*) Pumpbrunnen.

Hans. Er trug eine Sense auf der Schulter und war in der Heimkehr begriffen.

„Spatz'njackl, wozua geht d' Roas'?" rief der junge Bauer den Kohlenbrenner an.

Der Jackl schnitt eine verschmitzte Grimasse.

„In's Berlacherholz," antwortete er, „i möcht' mir a bißl a Schnapsgeld verdean'. I hon g'hört, daß der Berlacherin ihr Dirn, d' Traudl, Holz auflegt und da will i ihr helfa. Woaßt, die is a guat's Deandl und laßt mir manchsmal a Gröschl zuakemma."

Sobald der Gindelhofer dies hörte, färbte sich sein Gesicht um ein Merkliches höher.

„Ins Berlacherholz is a guate Stund," sagte er zu dem Alten. „Bist hinkimmst, bist stoamüd und kannst nix mehr arbet'n. Woaßt was, Jackl, trag' mir mei Sengst hoam; i gieb dir dafür an Sechser, da kannst schnapseln, daß dei Nas'n leucht't als wia a Johanneskäferl. I hab' ebbs vergess'n auf der Wies'n, wo meine Leut heun und muaß umkehr'n; da mag i d' Sengst nimmer mitschlepp'n."

Der Spatzenjackl verstand sich gleich zu dem Handel, griff mit der Rechten nach der Sense, mit der Linken nach dem Gelde, das ihm der Gindelhofer reichte, und sagte dann mit vergnüglichem Grinsen:

„I dank' schö, Hans. Jatzt bin i froh, daß mir d' Arbet erspart blieb'n is, auf d' Arbet geh' z' müß'n. Wennst wieder amal ebbs zum Hoamtrag'n hast, laß mir's fei zuakemma."

Und mit einem leichten Nicken seines spitzbübischen Kopfes zog der Spatzenjackl samt der Sense davon.

Der Gindelhofer wandte darauf den Schritt zurück.

Pflichtgetreu trug der alte Kohlenbrenner die ihm anvertraute Sense bis zum Gindelhof. Aber die Hausthüre war hier verschlossen, denn die Leute waren alle miteinander bei

der Heuernte. Der Spatzenjackl besann sich indes nicht lange, was er mit der Sense anfangen solle. Er hätte sie allerdings ganz einfach an die Hausthüre oder den Stalleingang lehnen können. Doch dazu war er schon zu ängstlich.

„Kunnt leicht g'stohl'n werd'n," brummte er, „und wen treffet nachher d' Schuld? Natürli mi."

Da kam ihm ein guter Einfall und dieser führte ihn zu der Hausflur des Verlacherhofes.

Eben trat die Bäuerin aus der Stube.

„Geh', heb' die Sengst da auf, Verlacherin," redete Jackl sie an, „sie g'hört dei'm Nachbarn."

Und in seinem üblichen bellenden Tone erzählte er, wie er ins Holz habe gehen wollen, um der Traudl ein wenig zu helfen, wie ihm da gerade der Gindelhofer in den Weg gelaufen sei und was ihm dieser aufgetragen habe — kurz, er berichtete alles haarklein und vergaß kein Jota.

„Is scho' recht," sagte die Bäuerin, „i heb' d' Sengst scho' auf. Geh' nur zua, Jackl."

Sie konnte es kaum erwarten, bis der Alte fort war. Am ganzen Körper brannte sie vor Aufregung und mit siedendheißem Kopfe rannte sie in die Stube hinein.

„Wally! Sabina! Habts nöt g'hört, was der Spatzenjackl grad erzählt hat drauß'n?"

Nun, sie hatten wohl den Kohlenbrenner bellen hören, aber nicht viel auf sein Geschrei Obacht gegeben. Jetzt erfuhren sie, um was es sich handle.

„Und du moanst, Verlacherin, der Hans is ins Holz zu der Traudl?" kam es aus Wallys Mund.

„Da zweif'l i gar nöt d'ran," versetzte die Bäuerin lebhaft. „Wia der Hans g'hört hat, daß d' Traudl im Holz is, hat er si' denkt: dös is grad a g'mahť's Wiesl für mi."

Die Verlacherin wußte ihre Ansicht mit solcher Überzeugung

vorzutragen, daß ihr Wally unbedingt beistimmte. Von Sabina verstand sich das ohnehin.

Einige Sekunden tiefsten Stillschweigens.

Die Näherin blickte nach der Standuhr in der Stubenecke. Es ging auf vier Uhr.

„Bäuerin, wenn's dir recht is," sagte sie, von plötzlicher Unternehmungslust erfaßt, „nachher hast in zwoa Stunden Aufschluß."

Mit flüchtigen Worten entwickelte sie ihren Plan.

Die Verlacherin erteilte ihre Einwilligung und eiferte Wally mit dem Versprechen eines Trinkgeldes zur Ausführung an.

Daraufhin legte die Näherin ihre Arbeit aus den Händen.

„Dösmal erwisch' ma 'n Vogel," warf sie der Verlacherin frohlockend zu und hastete hinweg.

Fünftes Kapitel.

Im Wald.

Das Dorf Ellbach ist in der Entfernung von etwa einer Viertelstunde ringsum von Nadelwäldern umgeben, die teils Eigentum des Staates sind, teils auch ortsangesessenen Bauern gehören. Das Verlacherholz lag südwestlich vom Dorfe, und man bedurfte zu Fuß einer gut gemessenen Stunde, um es zu erreichen.

Der Gindelhofer Hans hatte, sobald er sich vom Spatzenjackl getrennt, eine Richtung verfolgt, die ihn anfangs über Wiesengründe und dann auf einen Fahrweg führte, welcher in einen Wald einmündete.

Am Saume des Waldes blieb der junge Bauer stehen. Ein Gefühl der Zaghaftigkeit beschlich ihn.

„Soll i oder soll i nöt?" flüsterte er vor sich hin. Er

überlegte. Plötzlich machte er eine Bewegung der Entschiedenheit.

„I geh'," nahm er sich vor.

Zunächst folgte Hans den tiefeingerissenen Spuren eines Wagens. Dann empfing ihn ein Hohlweg, der zu beiden Seiten dicht mit Bäumen und Niederholz bewachsen war. Durch die Stille des Waldes klang ein geheimnisvolles Klopfen. Der Gindelhofer unterbrach seine Schritte und lauschte.

„A Specht," sagte er und ging weiter.

Hans verließ den Hohlweg. Durch eine Öffnung im Tannendickicht sah er einen mit Scheitholz beladenen Wagen sich nähern. Der junge Bauer stellte sich, um unbemerkt zu bleiben, hinter einen Haselnußstrauch. Das Fuhrwerk rollte vorüber, nur von einem Knechte begleitet.

„Sie is nöt dabei," wisperte der Gindelhofer in Enttäuschung und doch zur selben Zeit wieder etwas befriedigt. Er fühlte, wie er mit seinen innigsten Wünschen in Widerstreit geriet; er schämte sich seiner Zaghaftigkeit. War er nicht hierher gekommen, um Traudl zu finden? Und nun machte er sich im stillen beinahe Vorwürfe über seine unbesonnene That.

„Am End' is dengert besser, daß i ihr nöt begegnet bin," dachte er. Mit diesem Gedanken setzte er seinen Weg fort, da hörte er das Knicken abgetretener Zweiglein. Hans blickte auf — Traudl stand ihm gegenüber. Er konnte nicht mehr zurück, wollte er nicht als Feigling gelten.

Dem jungen Mädchen entfloh ein leiser Schrei der Überraschung. Sie starrte auf den Bauer wie auf eine Erscheinung aus der anderen Welt.

Hans selbst war auf einen Augenblick befangen. Aber dann strömte ihm der Mut zu und sein Herz wagte sich auf die Zunge.

„Fürchtst mi ebba gar, Traudl?" sagte er lächelnd. „I thua dir nix."

Sie blieb einige Schritte vor ihm stehen.

„Du hast mi weiter nöt erschreckt, Gindelhofer,“ äußerte sie mit einem vorwurfsvollen Tone.

„Verzeih’ mir,“ bat Hans. „I bin absichtli da, um mit dir a Wörtl z’red’n.“

Und nun stand er dicht vor ihr.

„Bauer, wennst ebbs mit mir z’reden hast,“ sprach sie wie im zurechtweisenden Tone, „nachher red’ vor meiner Bäuerin. Es is nöt recht von dir, daß d’ mir ins Holz nachgehst. Erst vor drei Tag’n bin i g’schimpft word’n von der Verlacherin, weil i mit dir auf der Wies’ g’red’t hab’. Du bringst mi um mein Deanst, Gindelhofer.“

„Und was liegt nachher d’ran?“ rief Hans lebhaft. „Traudl! Geh’ auf’n Gind’lhof, der ganz’ Hof g’hört dir, alles g’hört dir, mei Leb’n und mei Guat, alles! Traudl, hast mi denn gar nöt a bißl gern? Schau’, Deandl, i bin dir heut eigens nachganga, um di z’frag’n, obst nöt Gindelbäuerin werd’n willst. I gieb dir mei heilig’s Ehrenwort, i hab koa schlechte Absicht, g’wiß nöt. Sag’, daß d’ mei Wei’ werd’n willst, Traudl! . . .“

Es war nicht mehr ein Bitten, es war ein Flehen, was die Lippen des Gindelhofers rührte.

„Traudl!“ flüsterte Hans mit einem Schmeicheltone, der jedes Mädchenohr gewonnen hätte.

Und Traudl selbst schien ganz verwirrt. Man sah das zarte Beben ihres Körpers, ihrer Fingerspitzen; wie in einem unterirdischen Hammerwerke pochte es dumpf hinter ihrem weißen Brusttuche.

„Traudl!“ bestürmte Hans nochmals das Herz der Maid. „Magst mi’? Sag’ ja, sei nöt gar so grausam, Traudl!“

Sie sah ihn mit dem berückenden Glanze ihrer feucht-schimmernden Augen an. Aber vergebens suchte der Gindelhofer in diesem Blicke, was er wünschte. Nichts von Liebe,

nichts von Hoffnung war darin zu lesen, abweisende Strenge, das war die einzige Antwort auf sein Werben.

Und strenge versuchte Traudl auch zu sein mit dem Klange ihrer Stimme, aber dennoch vermochte sie das Zittern derselben nicht ganz zu unterdrücken, als sie jetzt sagte:

„Gindelhofer, i dank' dir für die Ehr', aber i kann's nöt, i därf's nöt annehma. Du woaßt, warum. Es ist umsonst, Gindelhofer."

Hans stieß ein bitteres Lachen heraus.

„Ja, ja, i woaß's," sagte er. Dann trat er kalt und vornehm stolz wie ein beleidigter Fürst einige Schritte zurück. „I hab' mi g'irrt, 's macht aber nix. Nimm nur dein Michl, du hast recht. Nöt alle Vögel, die schön singa, könna hoch fliag'n. An Adler is halt dengert an anders Geschöpf als wia a Nachtigall und wenn s' no so schön singt."

Er blickte sie bei diesen Worten scharf an. Dann kehrte er sich hastig um und verlor sich unter den Bäumen.

Wie festgewurzelt verharrte Traudl an der Stelle und sann traumverloren.

Das heisere Krächzen eines Raben rief sie wieder zu sich. Sie schritt dem Hohlwege zu und als sie sich zwischen den Wandungen desselben sah, da rollte Zähre um Zähre, wie heiße Perlen von ihren Wangen.

„Jatzt is koa Bleib'n mehr für mi in Ellbach," schluchzte sie, „is muaß furt, i muaß. O, Michl, wenn dös nöt g'scheh'n wär!"

So zog Traudl mit ihrem Harm durch den Wald und heimwärts.

Nur einen geringen Vorsprung hatte der Knecht mit seiner Holzladung gewonnen. Traudl hätte ihn leicht einholen können, aber sie blieb geflissentlich ein wenig zurück.

Als sie am Gindelhofe vorbeikam, traf sie auf Michl, der eben einen hochbeladenen Heuwagen vorführte. Der Bursche

war allein. Traudl ging an ihm schweigend vorüber, aber indem sie ihn verständnisvoll anblickte, hob sie ihre zehn ausgestreckten Finger ein wenig in die Höhe. Michl kannte den Sinn dieser Zeichensprache. Er nickte nur mit dem Kopfe.

Unter ihrer Hausthüre stand die Verlacherin. Sie wartete offenbar auf ihre Magd. Mit finsterem Gesichte und mit durchbohrendem Blicke wurde diese empfangen.

Traudl war diese Liebenswürdigkeit von ihrer Herrin gewohnt.

„Da is a Sengst," sagte diese mit spitzigem Tone zu ihrer Dirne, indem sie rückwärts in die Hausflur deutete. „Der Spatzenjackl hat s' eingestellt für'n Gindelhofer. Trag' s' umi, Traudl, zum Nachbarn."

„I?" sagte Traudl. „Ich hab' auf'm Gindelhof nix verlor'n. Schick' nur an andere Dirn, aber mi nöt."

Traudls Rede war so unzweideutig, daß die Verlacherin ihren Befehl an sie nicht wiederholte, sondern einer anderen Magd die Ausführung desselben übertrug.

„Sie traut mir dengert nöt," murmelte das verschlagene Weib, indem sie jetzt in die Stube zurückkehrte. „I bin neugieri, was d' Wally bringt."

Der Befehl der Bäuerin war einer verschmitzten Absicht entsprungen. Traudl sollte diesmal auf die Probe gestellt werden. Wehe ihr, wäre sie dem Willen der listigen Verlacherin übereilig gefolgt! Diese hätte ihr's sicher so ausgelegt, als sei ihr jede Gelegenheit willkommen, um den Gindelhof zu betreten.

Mit verzehrender Ungeduld warteten die Verlacherin und Sabina auf die Rückkehr der Geyer Wally.

Die Sonne stand tief im Westen, schräg stießen ihre Lichter auf die Berghalden und die Schatten wurden breiter und voller. Wally aber war noch nicht da, obschon die zwei Stunden, die sie für ihre Wiederkunft bestimmt hatte, längst verstrichen waren.

Es wurde dunkel, das Silberschiff des Mondes segelte auf der nächtigen, blauen Flut; in allen Häusern waren die Lichter verlöscht und die Menschen zur Ruhe gegangen — und Wally fehlte noch immer.

Die Ungeduld der Verlacherin und ihrer Tochter hatte sich in ein pressendes Angstgefühl verwandelt. Wenn nur der Wally kein Unglück zugestoßen ist!

Die Näherin hatte sich nach dem Holze begeben, in der liebenswürdigen Absicht, die Kundschafterin zu spielen. Sie wollte den Gindelhofer Hans und Traudl überraschen. Ja, das wollte sie und das würde sie gewiß auch fertig bringen, denn die Wally war eine helle, die hatte Haare auf den Zähnen und Grütze im Kopfe.

Mit der Gier eines Spürhundes suchte Wally im Holze Weg auf Weg ab. Aber ganz umsonst. Sie begegnete keinem Fuhrwerke, sie traf kein männliches, kein weibliches Wesen; bloß ein erschrecktes Häslein querte ihren Pfad, kein gutes Zeichen das!

Im Walde laufen mancherlei Wege, kreuzen einander und sehen einander oft recht gleich. Und dann giebt es dort Irrwurzeln. Die sind gar erst zum Scheuen. Wer auf so eine tritt, der findet den Ausgang nicht so leicht mehr und muß umherirren, ja mancher ist schon die ganze Nacht im Holz draußen gewesen und hat erst gegen Morgen sich wieder zurecht gefunden.

Auf eine Irrwurzel mußte Wally offenbar getreten sein, denn nach langem Hin- und Herlaufen entdeckte sie zu ihrem Schrecken, daß sie sich sauber verirrt habe. Sie wußte nicht, daß sie schon lange über die Markung des Verlacherholzes hinaus und in den anstoßenden Wald eines anderen Bauern geraten sei.

Ist die Nacht keines Menschen Freund, so ist sie's im Walde erst recht nicht.

Die Geyer Wally mußte Angst und Schrecken ohne Ende ausstehen. Im Verlacherholz hatte sich einmal einer erhängt, und nun ging der Geist des Selbstmörders darin um, behaupteten die Leute. Viele wollten ihn schon gesehen haben.

Die Furcht quälte sie mit tausend Einbildungen. Bald glotzte ihr ein vom Mondlicht gespenstisch beleuchteter, wunderlich verkrüppelter Baumstrunk entgegen, bald schwebte es wie Irrlichter durch das Dunkel, wenn ein glühender Johanniskäfer vorüberstrich; in die Kronen der Bäume stieg, ungefüge rauschend, der schwarze befiederte Nachtwind, der Uhu schlug sein schaurig hohles Lachen auf und in der Ferne rollte es gar dumpf wie Gewitternahen.

Wally wußte nicht mehr wo aus und wo an. Die Angst schüttelte ihren Körper, daß sie fror, obschon die Wärme einer Julinacht in der Luft hing. So oft sie glaubte, endlich auf einen Ausweg gestoßen zu sein, lief sie noch tiefer in den Wald. Gut war es, daß wenigstens der Mond seine Leuchte herlieh, sonst hätte es um Wally noch viel schlimmer gestanden.

Ratlos streifte sie unter den Bäumen umher, ratlos schaute sie zum Mond empor, der sich mit seinem breiten Schelmengesichte an der Notlage der Verirrten zu ergötzen schien.

Plötzlich steigt in der Ferne rauhes Hundegebell auf.

Keine Musik hätte in Wallys Ohren so reizend geklungen wie die Laute dieses Hundes.

Wally merkte sich die Richtung. Das Bellen kam näher, während sie dem Ausgange zutrachtete; sie befand sich also auf dem richtigen Wege.

Und jetzt schimmerte eine weiße Fläche vor ihr, Wiesengrund vom Mondlichte überflutet. Noch einige Schritte, und der Kirchturm von Ellbach strebte vor Wallys Blicken gen Himmel auf.

Nun war alle ihre Angst dahin. Ein ganz anderes Ge-

fühl griff in ihrer Seele Platz, es war der Ärger über ihr schmählich gescheitertes Unternehmen. Sie wollte anfangs gleich ihr Heim aufsuchen, doch es war möglich, daß man sie auf dem Verlacherhofe noch erwartete. Und sie beschloß, den Weg dahin zu nehmen.

Da lag das Verlachergehöfte, aber dunkel. Schon war die Näherin willens umzukehren, als sie vom Gindelhof herüber eine männliche Gestalt huschen sah, die alsbald hinter dem Verlacherhofe verschwand.

Nun dachte Wally nicht mehr ans Heimgehen.

Die Gestalt war Michl gewesen, der Knecht des Gindelhofers. Vermöge einer bereitliegenden Leiter stieg er auf einen Holzstoß, der sich bis an die Laube erstreckte, schwang sich behende über das Geländer und stand jetzt vor einem offenen Kammerfenster.

Hier erwartete ihn Traudl bereits.

Ein langes, leises Zwiegespräch erfolgte nun, untermengt von Seufzern und Thränen des Mädchens. Sie erzählte dem Burschen, was sich heute im Walde zugetragen habe, sie sagte ihm, daß ihres Bleibens nicht länger mehr sein könne, sie beide müßten also auseinander, wenigstens für eine Zeit lang.

Michl hörte knirschend zu.

„Nachher bleib' i a' nimmer da,“ sagte er.

„Na, Michl,“ redete Traudl mit Entschiedenheit entgegen, „du därfst mir nimmer folg'n. Laß mi alloans, i bitt' di, Michl. Du machst die no unglücklicher als d' scho' bist. Was hast iatzt davon, daß d' bei mir bist? Nix als wia Angst muaßt aussteh' und i leid' mit dir. An die Schand', die no kimmt, mag i gar nöt denken. Und mir geht's im Geist voraus, daß's nimmer lang ansteht und d' Gendarm hol'n di! . . . Jessas, Michl, da schau' abi, da steht ja gar wer drunt'n,“ unterbrach sich Traudl erschrocken und die Stimme an sich haltend.

Michl warf einen Blick hinab.

Wahrhaftig!

Im Schatten eines alten Apfelbaumes, der mit seinem Blätterdache fast an die Laube stieß, zeigten sich die unbestimmten Umrisse einer Menschengestalt.

Aber Michl war Soldat gewesen und hatte als solcher gelernt, daß man sich auf nächtliche Streifzüge nie ohne Schießbedarf begeben dürfe. Mit diesem hatte er sich, alle Möglichkeiten im voraus in Anschlag bringend, weidlich versehen. Er war überdies ein guter Schütze und hatte beim Regiment bei einem Preisschießen den ersten Preis erworben.

„Wart',“ sagte er leise, „dös werd' i glei hab'n.“

Er fuhr mit der Rechten in die Hosentasche; da rüttelte es von steinernen Geschossen. Der erste Wurf ging fehl; beim zweiten Stein aber gellte der schmerzliche Schrei einer weiblichen Stimme.

Michl sah noch, wie die getroffene Person davoneilte.

Da schlug der Hofhund an.

„Jatzt is Zeit, daß i geh'. Gute Nacht, Traudl!“ rief der Bursche hastig, glitt schnell wie eine Katze über das Geländer und war im Nu verschwunden.

Sechstes Kapitel.

Unfälle.

Des anderen Tages erschien die Geyer Wally auf dem Verlacherhofe nicht zur Stör, dagegen sandte sie Botschaft, sie könne wegen Unpäßlichkeit nicht kommen, möchte aber doch die Bäuerin bei sich sehen.

Die Verlacherin suchte also die Näherin in ihrem kleinen Stübchen auf.

Wallys linke Wange, stark angeschwollen, war mit einem Tuche verbunden.

„Was is 's denn mit dir, Wally!" rief die Bäuerin im Tone des Mitleids, der zu dreiviertteilen erheuchelt war.

„O, Bäuerin, mir is 's schlecht ganga gestern," jammerte die Näherin. „I hab' mi im Holz verlaufa und hab' scho gmoant, i muaß über Nacht drauß'n bleib'n. Und g'fall'n bin i a' no über an groß'n Stoa und hab' mir 's G'sicht mentisch verschlag'n."

„Und 'n Hans hast nöt g'seh'n?" forschte die Bäuerin, welche für den Unfall Wallys gar kein Verständnis zu haben schien.

„Im Holz d'rauß'n nöt, aber beim Kammerfensterln hab' i 'n erwischt," antwortete Wally ohne Bedenken.

Sie erzählte der Verlacherin, daß sie zu guter Letzt noch unverhofft Zeuge gewesen sei von einem nächtlichen Besuche, welchen der Gindelhofer der Traudl gemacht habe. Der Hans sei es ganz sicher gewesen, das könne sie beschwören.

Die Verlacherin riß im Zorne die Arme auseinander und schrie, sobald sie heimkomme, werde sie die gottlose Dirne gleich zum Kuckuck jagen.

„Na, Bäuerin, dös machst anders," riet Wally mit pfiffiger Miene. „Folg' mir und wart bis zum Sonntag, damit i ihr a' no a Glamperl*) anhänga kann, daß s' an mi denkt ihr ganz' Leb'n lang."

„Was willst ihr denn anthun?" fragte die Verlacherin neugierig.

„Dös wirst scho seh'n," vertröstete die Wally die Fragestellerin. „Am Sonntag spiel' i ihr auf'm Chor an Poss'n und wenn dös g'scheh'n is, nachher kannst dei Dirn davonjag'n von mir aus. Aber z'erst muaß i mei' Rach hab'n!"

Und sie biß ingrimmig die Zähne aufeinander.

„Ja, mit dem g'schwoll'nen G'sicht kannst di dengert nöt

---

*) Flecken, Makel.

auf'm Chor seh'n lass'n," meinte die Verlacherin. „Dös is ja so groß wia a Kuaheuter."

„Is mir ganz gleich," stieß die andere heftig heraus. „I sing' nächsten Sonntag auf'm Chor, der Traudl und 'm Schullehrer zum Trotz, und wenn 's mir 's G'sicht verreißt. G'sunga wird amal und mei' Rach' muaß i hab'n."

Worin diese Rache bestehen sollte, das sagte Wally nicht, obschon die Verlacherin gar zu gern hinter das Geheimnis gekommen wäre.

„Du wirst's selber seh'n am Sonntag," erklärte die Näherin nur. „Aber a Hetz giebt's, da steh' i dir guat dafür."

Damit mußte sich die Verlacherin bescheiden.

Obschon Wally zwei Tage lang nicht aus der Stube und unter die Leute kam, wurde es im Dorfe bald ruchbar, daß der Gindelhofer in einer der letzten Nächte am Kammerfenster der Verlacher Dirne gesehen worden sei. Die Verlacherin und Sabina ließen sich natürlich die Verbreitung dieser Beschuldigung eifrig angelegen sein.

Traudl erfuhr von der wider sie in Umlauf gesetzten Verleumdung nichts. Weder die Leute, noch weniger aber die Verlacherin, in deren Plan es paßte, zu schweigen, sagten ihr etwas. Dagegen bekam der Gindelhofer Hans bald von dem Gerüchte zu hören, und zwar war es seine Mutter selbst, die es ihm zutrug. Dem Sohne fiel es nicht schwer, die Unwahrheit desselben überzeugend nachzuweisen. Er rief Michl herbei und fragte ihn im Beisein der Bäuerin:

„Michl, bist gestern oder vorgestern bei der Traudl am Kammerfenster g'wen?"

Der Bursche wurde im Gesicht über und über rot wie ein gesottener Krebs. Er bekannte sich aufrichtig zu seiner Schuld, nachdem ihn seine Verlegenheit schon verraten hatte.

„Ja, vorgestern," gestand er kleinlaut.

„Woaßt was, Michl," sagte Hans kühl und ruhig, „ent-

weder hörst 's Fensterln auf oder i geb' dir Lichtmeß. Was willst liaber? Mir is 's gleich."

Michl sah betrübt und traurig zu Boden.

„I thua's nimmer, Bauer," gelobte der arme Bursche verzagt.

Damit war die Sache zu ungunsten Michls entschieden und Hans hatte einen leichten Sieg über den Burschen errungen. Aber er konnte sich desselben in Wahrheit nicht erfreuen; er schämte sich insgeheim sogar, daß er, der angesehene Herr des Gindelhofes, in seinem Knechte einen Nebenbuhler zu bekämpfen hatte. Allein die Leidenschaft war ihm nun einmal zu Kopfe gestiegen.

Die Gindelhoferin besaß jedoch helle Augen. Und so war es ihr nicht entgangen, daß ihr Sohn seit einiger Zeit für die schöne Magd der Nachbarin besonders eingenommen schien. Wenn die Rede auf Traudl geriet, was manchmal der Fall war, so floß Hans über von Lobsprüchen für das Mädchen. Wer über Traudl sich ungünstig äußerte, dem widersprach Hans sicherlich. Seiner Ansicht nach gab es in ganz Ellbach keine fleißigere und tüchtigere Dirne, von ihrem sauberen Gesichte ganz zu schweigen; von Traudls Stimme war er geradezu entzückt und wenn er recht hatte, so sangen die Engel im Himmel auch nicht schöner.

Schon mehrmals hatte die Gindelhoferin mit ihrem Hans über die von ihr gemachten Beobachtungen reden wollen, aber es immer wieder unterlassen, weil ihr der Gegenstand mißliebig war und widerstrebte. Nun hatte sich ein gelegener Augenblick ergeben, den wollte die Bäuerin wahrnehmen. Kaum hatte also Michl die Thüre hinter sich, da fing sie an:

„I woaß nöt, Hans, du bist seit a Zeit her so g'spaßig, als wenn's dengert nöt ganz in der Ordnung wär' mit dir und der Traudl. I hoff' aber nöt, daß d' ernste Gedank'n hast ihretweg'n. A Deandl, die scho mit an andern Bursch'n Bekanntschaft und sunst nix hat, als wia ihr G'wandl am Leib,

a solche taugt nöt für di, Hans. Und wenn d' Traudl sogar a Geld hätt', wia's koans hat, tauget sie a' nöt für di, denn die amal Gind'lhoferin wird, muaß an Ruaf hab'n so rein wia a Spiegel."

Hans verfärbte sich ein wenig. Er unterdrückte mit Mühe einen Seufzer.

„Ja, der Ruaf," sagte er mit einem trüben Klange seiner Stimme. „Wenn der Traudl ihr Ruaf nöt wär', nachher . . ."

„Nachher thätst sie am End' heirat'n?" fuhr die Gindelhoferin auf. „I glaub' glei', du möcht'st di an a Betteldirn hänga, du, der reichst Bauer in der ganzen Gegend. Bist denn wirklich so vergafft in ihr G'sicht? Oder hat sie dir's anthan, die sauber Hex'? Dös sag' i dir, Hans, solang' i leb', kimmt mir koa Traudl und koan andere von der Sort'n auf'n Hof. Im Grab müaßt i mi no umwend'n, wenn i wüßt', daß si mei Bua so weit vergesset. Da is d' Sabina no' an anders Leut', als wia a so a herg'laufen's Weibsbild."

Die Bäuerin redete sich in einen heiligen Eifer hinein. Alles an ihr geriet in Bewegung. Der Gedanke, eine unwürdige Person könnte einmal als Schwiegertochter auf dem alten Gindelhofe hausen, riß sie allgemach zu einer Gemütsaufwallung fort, die sich in ihr sonst nur bei ganz einschneidenden Anlässen regte.

Hans hatte bisher geschwiegen und vielleicht hätte er überhaupt wenig auf die Rede seiner Mutter geantwortet, wäre nicht die Sabina genannt worden. Da brauste er aber in die Höhe:

„I will nix mehr hör'n von der Kropfet'n. Von mir aus kann s' auf an Geldhauf'n sitz'n, der so groß is, als wia der Wend'lstoa — i steig' nöt aufi und hol' s'! Warum soll denn grad i dös wüst' Ding nehma, als wenn i mi mit Siegl und Brief verpflicht't hätt'. Liaber heirat' i gar nöt und werd'

glei' an Oansiedl. D' Sabina soll nur an andern glückli macha, wenn s' an Dummian erwischt. Mi kriagt s' aber nöt."

Punktum und satis! Hans brach das Gespräch ab und verließ ungehalten die Stube.

Nun wußte die Gindelhoferin, wie sie mit ihrem Sohne daran war und nun hatte sie für den Rest der Woche reichlichen Stoff zum Nachdenken.

So wurde es Sonntag. Die Glocke der Pfarrkirche von Ellbach läutete in den herrlichen Morgen hinein und von den Bergwänden floßen die erhebenden Klänge wie feierliche Antwort zurück. Die Gemeinde sammelte sich zum Gottesdienste.

Das Amt begann. Auf dem Musikchor stand hochaufgerichtet neben Traudl und zwei anderen Sangesschwestern die unvermeidliche Geyer Wally. Sie hatte Wort gehalten und war trotz ihres zerschundenen und verbundenen Gesichtes erschienen. In ihren Augen aber zuckte es manchmal auf, von Bosheit und Schadenfreude zugleich; dabei lief eine merkwürdige Unruhe durch ihren Körper, als warte sie ungeduldig auf etwas.

Der Schullehrer, als Chorregent, gab vom Orgelstuhle herab das Zeichen zum Beginne der Musik. Man hörte Traudls Stimme, wie sie hoch und rein mit entzückendem Wohlklange über den übrigen Stimmen und den Instrumenten schwebte. Neben Traudls Nachtigallensopran nahm sich die Geyer Wally mit ihrem heiseren Gekreusche wie eine knarrende, rostige Wetterfahne aus. Die eitle Näherin schrie derart, daß ihr das Gesicht rot auflief, und die Halsadern so dick wie Kreuzerstricke anschwollen.

Der erste Teil des Hochamtes verlief ohne musikalisches Ärgernis. Nach dem Gloria hielt der Pfarrer, wie es üblich war, die Predigt, worauf der Gottesdienst fortgesetzt wurde. Auch das Kredo und das Sanktus gingen glücklich vorüber und auf dem Chor war noch immer nichts Mißliches passiert,

außer daß der Schusterkaspar, welcher das zweite Horn tutete, beim Sanktus sich um eine ganze Zeile versehen hatte und erst beim letzten Takte wieder ins Geleise fand.

Nun kam das Benediktus. Der Komponist hatte dem Sopran ein feines Solo hineingeschrieben.

„D' Traudl singt 's Solo," ordnete der Schullehrer an.

Die Geyer Wally gab der verhaßten Nebenbuhlerin einen grimmigen Blick auf ihre musikalische Reise mit. In ihren Zügen lauerte gemeinste Rachsucht.

Die Solistin hatte acht Takte zu pausieren. Unterdessen vereinten sich die Orgel und die weichen Geigenstimmen mit den glänzenden Tönen einer B-Klarinette und zwei Waldhörnern zu einem hübschen, im wiegenden $^6/_8$ Takt gehaltenen Vorspiele.

Nun, Traudl, beginn'!

Traudl öffnete schon den Mund, da öffnete Wally auch den ihrigen und zischelte jener sehr vernehmlich ins Ohr:

„Sing fei' schö', nachher kimmt der Gindelhofer Hans heut' auf d' Nacht wieder an dei' Kammerfenster."

Jetzt war's geschehen. Traudl verlor die Fassung, sie wurde bleich, sie wurde rot und in der Verwirrung erwischte sie beim Einsatz einen falschen Ton. Der Schullehrer wollte vor Zorn eben selbst einsetzen, um den musikalischen Krach abzuwenden, da sprang Wally als Retterin dazwischen und knarrte mit ihrer hohlen Windpfeife fest darauf los. Sie hatte der verhaßten Feindin fast buchstäblich das Solo vom Munde weggeschnappt. Ihre Absicht war erreicht, ja noch mehr. Traudl hatte eine schmerzende Niederlage vor der ganzen Gemeinde erlitten. Der Fehler war allzu grell gewesen und hatte viele Leute veranlaßt, ihre Gesichter zurück zu wenden, um zu sehen, was auf dem Chor oben wieder nicht in Ordnung sei. Traudl fühlte die Schmach bis in die letzte Herzensfaser. Nur die Heiligkeit des Ortes und der Handlung hinderte sie, in Thränen auszubrechen. Obendrein mußte sie auch noch den scheinbar

gerechten Tadel des Chorregenten anhören, während Wally, das boshafte Geschöpf, innerlich triumphierend dabeistand.

Traudl hätte sich leicht verteidigen und rechtfertigen können, aber sie war zu stolz dazu und so ließ sie das Unrecht schweigend über sich ergehen. Doch nahm sie sich fest vor, nimmer auf dem Chor zu erscheinen, solange sie noch in Ellbach sei; neben einer so tückischen Person, wie die Geyer Wally, wollte sie um keinen Preis mehr singen.

Mit diesem Vorsatze kehrte sie vom Gottesdienste zurück. Mancher schadenfrohe Blick aus weiblichem Auge traf sie auf dem Heimwege. Als sie den Berlacherhof betrat, vernahm sie aus der Wohnstube ein Gewirre von Stimmen, ein Hin- und Herrennen und dazwischen einzelne Schmerzensschreie.

„Was is denn da g'scheh'n?" murmelte Traudl, indem sie die Stube beschritt. Fast stockte ihr das Herzblut bei dem sich ihr darbietenden Anblick. Auf der Wandbank lag Sabina, das Haupt auf ein mit Blut beflecktes Kissen gebettet. Eine Anzahl Personen umstand sie und leistete nach Kräften Hilfe oder erging sich in nutzlosem Jammern. Sabina blutete aus Mund und Nase. Ihr Gesicht war zerschunden. Regungslos lag sie da mit geschlossenen Augen und ohne Lebenszeichen.

„Heilige Muatter Gottes!" rief Traudl entsetzt. „Was is . . . . ?"

Sie vollendete nicht. Wie eine entfesselte Furie schoß plötzlich die Berlacherin auf sie zu und kreischte sie wütend an:

„Bist da, elende Person? Du . . . du . . . Schandweibsbild! Koa Minut'n länger bleibst mehr in mei'm Haus! . . . Schau' nur glei', daß d' weiter kimmst, verfluacht's Ding du!"

Die Bäuerin tobte sinnlos.

Traudl wußte nicht, wie ihr geschah. Vor Überraschung, vor Schreck konnte sie nur sprachlos in das verzerrte Gesicht der Berlacherin starren. Die rasende Bäuerin ließ ihr auch nicht Zeit zum Reden.

„Außi aus der Stub'n und aus'm Haus, hab' i g'sagt i," keifte sie. „Außi oder i bring' di um!"

Und wirklich lüftete sie den Arm, um das Mädchen zu schlagen.

Da wurde die Verlacherin von einer festen Hand zurückgerissen. Es war der alte Wof, der bereits vor Traudl aus dem Gottesdienste zurückgekommen war und vor ihr die Stube betreten hatte.

„Untersteh' di ja nöt, Vas'n," warnte der Alte, und seine Augen leuchteten mutvoll auf, als kreise noch die Lebenskraft der Jugendjahre in ihm, „untersteh' di ja nöt, dös Deandl anz'rühr'n, sunst hast es mit mir z'thua. Warum laßt du dei' Bosheit an der Traudl aus, die nix dafür kann für dös Unglück?"

„So," schnaubte die Verlacherin wie ein grimmiger Drache und stemmte die Arme in die Hüften, „du willst ihr a' no helfa, Vetter? Du alter ... Es'l!" Auf das letzte Wort legte sie einen ganz besonderen Nachdruck.

Das war zuviel für den Greis. Nun war seiner Langmut der Boden ausgeschlagen. Er richtete sich auf und sogar in seinen grauen Schnurrbart schien der Zorn gefahren sein, denn er sträubte sich borstenartig.

„Was bin i?" sagte Wof zitternd vor Erregung über den ihm zugefügten Schimpf. „Meine Haar, die in Ehr'n graw sand word'n, willst schänd'n? Graw bin i, ja wohl, aber an Es'l bin i no lang nöt. Du brauchst mi a' nöt so anz'schrei'n, als wenn i g'hörlos wär'; beileib nöt, Vas'n, denn, Gott sei's dankt, i hör' recht guat — so guat wie du. In dei'm Haus hab i 's Hör'n erst recht g'lernt und g'hört hab i mir grad gnuag. Soll i dir ebba sag'n vor all den Leut'n da in der Stub'n, was neuli abg'macht is word'n, wia die miserabl' Schneidermamsell auf der Stör is g'wen? Alles hab i verstand'n, ja wohl, alles. Jatzt will i dir a' sag'n, Vas'n, daß

nöt i der Es'l bin, sondern du. Anderthalb Jahr lang bist mir nöt dahinter kemma, daß i nöt g'hörlos bin, so hab' i mi verstellt. Du wirst no scho inne werd'n, warum i mi verstellt hab'. Mirk dir's, a solcher Es'l, der an Hausa Geld hat, kimmt dir nimmer ins Haus."

Die Verlacherin sank wie vernichtet auf einen Stuhl. Wie ein zerschmetternder Blitz war das merkwürdige Geständnis des Alten auf sie niedergefahren und so auf alle, die sich in der Stube befanden. Vetter Wof, der stocktaube Alte, war also nicht stocktaub, er hatte nur den Tauben mit meisterhafter Geschicklichkeit und Schlauheit gespielt und lange seine Umgebung getäuscht. Und er hatte von einem Haufen Geld gesprochen — schrecklich!

Die Bäuerin raffte sich mühsam in die Höhe und wankte auf den erzürnten Vetter zu, um seine Verzeihung zu erbitten.

„Nix da!" wehrte er mit einer barschen Bewegung ab. Er sah sich nach Traudl um. Diese aber war schon fort, ohne die überraschenden Worte ihres Beschützers noch gehört zu haben.

Wof überließ es seiner Base und den übrigen Anwesenden, zu empfinden und zu denken, was sie wollten und verließ die Stube.

Wäre nicht die Sorge um Sabina gewesen, so würde die Verlacherin dem Vetter gleich auf der Stelle nachgeeilt sein, um ihn mit Bitten zu bestürmen. Aber der Zustand der Tochter verlangte jetzt ihre volle Aufmerksamkeit.

Sabina war von einem schweren Unglück ereilt worden. Und lediglich ihr thörichter Wahnglaube trug die Schuld daran. Das einfältige Ding konnte den Gedanken an das von der Geyer Wally anempfohlene Sympathiemittel nicht mehr losbringen. Die Zeit bis zum abnehmenden Monde deuchte ihr schon eine halbe Ewigkeit. Sie begriff nicht, warum sie so lange warten sollte, um ihr Liebesglück zu kosten.

Unwohlsein vorschützend war sie heute vom Gottesdienste weg und zu Hause geblieben, indes alle anderen Bewohner des Hauses zur Kirche gingen. In der Hausflur, gerade über dem Eingange, hatte sich ein Schwalbenpaar ansässig gemacht und hegte im Neste vier junge Sprößlinge. Einen davon hatte sich Sabina zum Opfer ausersehen, um mit dem kleinen Herz desselben das größere Herz des Gindelhofer Hans zu gewinnen.

Sabina schleppte eine Leiter herbei und stieg zum Neste hinauf. Aber es ging ihr, wie es im Liede heißt:

Wärst nöt aufig'stieg'n,
Wärst nöt abig'fall'n.

Ein Sprosse der Leiter brach, Sabina stürzte samt dieser zu Boden, schlug sich einige Schneidezähne aus und brach sich den rechten Fuß, sowie einige Rippen obendrein.

Die Verlacherin zuerst fand, von der Kirche heimkehrend, die Tochter blutend und bewußtlos in der Hausflur liegen.

Ein schleunigst herbeigerufener Landarzt stellte fest, daß Sabina den Fuß sogar an zwei Stellen gebrochen habe und zwar so schlimm, daß unter Umständen der kalte Stahl daran müsse.

Also hatte der Versuch, das Asylrecht der Schwalben zu verletzen, dennoch Unglück ins Haus gebracht und der Volksglaube wieder einmal Recht behalten.

Freilich kannte außer den zunächst Beteiligten niemand den Zusammenhang in der Sache, und das war gut; die arme Sabina und ihre Mutter hätten für den Spott nicht zu sorgen brauchen, nachdem sie den Schaden schon hatten.

Siebentes Kapitel.

Fröhlicher Ausgang.

Weinend las Traudl in der Mägdekammer ihre geringe Habe zusammen. Eine Nebendirne brachte ihr auf das Geheiß der Bäuerin den Lohn nebst Dienstbuch mit der verschärften Weisung, sie müsse in einer halben Stunde aus dem Hause sein.

Traudl fügte sich in ihr Schicksal ohne Widerrede und Klage. Nur die Art der Behandlung schmerzte sie bitter und kostete ihr Thränen.

Und ihr Michl erst, was wird der dazu sagen! Sie zitterte bei dem Gedanken, auf den Gindelhof hinüber und dort Abschied nehmen zu müssen. Aber es mußte doch einmal geschehen und da war's besser, sie that es gleich. Es war zudem das erste und letzte Mal, daß man sie auf dem Gindelanwesen sah.

Traudl hatte ihr Bündel gepackt; sie legte ihr Dienstbuch daneben hin und verließ die Kammer. Später wollte sie dann ihre kleine Habe holen. Jetzt aber gedachte sie den schwersten Gang zu thun.

Auf dem Gindelhofe wußte man bereits, was sich beim Nachbarn zugetragen hatte. Die Gindelbäuerin kam selbst auf den Verlacherhof hinübergerannt, um nach Sabinas Zustand zu sehen. Ihrem Sohne aber war es zu Mute, als ob man ihm das Herz bei lebendigem Leibe herausrisse, als er vernahm, daß Traudl aus dem Dienste gejagt worden sei. Jetzt erst durchbrauste den jungen Bauern die ganze Gewalt seiner Leidenschaft. Ohne Traudl schien ihm das Leben eine höllische Marter. Lieber wollte er alles im Stiche lassen und ihr folgen, aber sein mußte sie werden. So verrückt kann die Liebe den Menschen machen.

Im höchsten Aufruhr der Gefühle stürmte Hans durch das Haus. In diesem Augenblicke hätte er für sein Gehaben

keine Rechenschaft abzulegen vermocht. Er rannte bald dahin, bald dorthin, nirgends litt es ihn, es war ihm, als brenne überall der Boden unter ihm, die Luft um ihn.

So kam er nach der Rückseite des Gehöftes und zur Tennenbrücke. Dort dehnte sich ein geräumiger Obst- und Wurzgarten aus. Auf einmal prallte Hans zurück. Dort — dort am Gartenzaune lehnte sein Knecht Michl und an seinem Halse hing weinend — Traudl.

Der Gindelhofer konnte nicht vorwärts und nicht zurück. Der Anblick bannte ihn an den Fleck und doch hätte er vieles gegeben, ihn nicht ertragen zu müssen. Fast atemlos stand er da und sein loderndes Auge ergötzte sich an der Qual der Scheidenden. Sie aber sahen ihn nicht, denn sie hatten ihm den Rücken zugekehrt. Was sie sprachen, konnte er nicht vernehmen, es war nur ein leises Flüstern, vom Schluchzen Traudels unterbrochen.

Jetzt umarmten sie sich, jetzt drückten sie sich die Hände. Plötzlich fuhren sie erschrocken zusammen — sie hatten den Gindelhofer bemerkt. Aber ehe es ihnen noch möglich war, ihre Verlegenheit zu verbergen, rief eine männliche Stimme:

„Traudl! Asam Traudl!"

Und da war auch der Rufer schon in der Gestalt des alten Wof. Mit eilenden Schritten kam der Greis heran. Kein Mensch hätte bei ihm noch solche Behendigkeit vermutet. Nun lief er wie ein Junger und er lief schnurstracks auf das scheidende Paar los. Den Gindelhofer, der erstaunt dem Treiben des Alten zusah, bemerkte er gar nicht einmal.

„Traudl! Traudl!" rief Wof wieder und schwenkte ein Büchlein in der Rechten.

Das Mädchen sah, wie der Vetter ihr Dienstbuch in der Hand hielt. Was wollte das heißen? Er war doch nicht von Sinnen geraten?

„Was hast denn, Wof?" fragte Traudl, verwundert in das

Angesicht des Alten schauend. „Dös is ja mei Dienstbüachl, was willst denn damit?“

Wof beachtete nicht, daß das Mädchen in der üblichen lauten Weise mit ihm verkehrte. Ihn kümmerte nur das Büchlein, das er jetzt öffnete und vor Traudl hinhielt.

„Bist du dös wirkli, Deandl?“ fragte der Vetter. Er zeigte nach der Personalangabe der Inhaberin, wo es lautete: „Gertrud Asam aus Kufstein.“

„Freili' bin i 's,“ antwortete das Mädchen.

„Was is nachher dei Vater g'wen?“ haftete es von den Lippen des Alten.

„Mei Vater is a Holzschnitzer g'wen.“

Wie wenn mit einem Male die Sonne, hinter Wolken hervortretend, ihren goldenen Schimmer auf die Landschaft streut, so erglänzte es jetzt in des alten Wofs milden Zügen. Seine mürben Hände befiel ein Beben, seinen Augen entstürzten Thränen.

„Is dös mögli'? Is dös wirkli' mögli'?“ rief der Greis lachend und weinend zugleich wie ein Kind. „Traudl! du bist ja mei Godl! O liaber Herrgott, is dös a Freud' für mi'! Glei' kunnt i narrisch werd'n vor lauter Freud'!“

Und Traudl?

Mit einem hellen Freudenschrei lag sie im nächsten Augenblick an der Brust des Greises. Sie schien alles um sich vergessen zu haben, selbst ihren Michl. Dieser aber war bleich geworden, bleich wie der Tod. Er starrte ungläubig auf das Schauspiel vor seinen Augen, dann wagte er einen verzagten Blick auf den Gindelhofer, der noch immer an derselben Stelle weilte. In Michls Innerem schien etwas ganz Besonderes vor sich zu gehen. Durch sein Gesicht wühlte sich mühsam, ja krampfhaft, ein qualvoller Entschluß. Was mochte diese Marter in seinem fahlen Antlitze bedeuten?

„Bauer!“ sagte der Bursche mit schwanker Stimme und näherte sich seinem Herrn.

Der Gindelhofer betrachtete schweigend seinen Knecht und sah, wie dessen Brust tobte.

„Bauer!“ wiederholte Michl, als er auf seine erste Rede ohne Antwort geblieben war. „I muaß dir ebbs vertrau'n, i kann's nimmer länger verheimlich'n.“

Hans verschlang den Burschen fast mit den Blicken. Was würde er zu hören bekommen? Eine unerträgliche Spannung schlich durch seine Nerven.

„Brauchst no lang?“ that er, ungeduldig mit dem rechten Stiefelabsatz in der sandigen Erde bohrend.

„Gind'lhofer,“ stahl es sich wie eine reuige Beichte von den Lippen Michls, „verzeih' mir halt, i bitt' di schö', daß i dir's nöt ehnder g'stand'n hab' — d' Traudl is mei . . . Schwester und i . . . i . . . i bin an — österreichischer Deserteur.“

Himmel! Welch ein Geständnis!

Einen Augenblick meinte der Gindelhofer, der Wendelstein falle auf ihn hernieder; vor Freude war er wie betäubt. Dann stürzte er auf Michl zu, rüttelte ihn bei den Schultern und rief jubelnd:

„Michl! Michl! Is dös wahr? Lüagst mi nöt an?“

„I nöt, i,“ sagte Michl mit mattem Tone, aber mit der ehrlichsten Miene von der Welt.

Das Gespräch der beiden war nicht leise gewesen. Der Alte war ja taub, da brauchte man sich nicht so in Obacht zu nehmen. Aber seinen Augen war doch nichts entgangen. Und jetzt kam er heran, Traudl an seiner Seite.

Traudl hatte das Geständnis Michls wohl vernommen. Mit verschämtem Gesichte stand sie vor dem Gindelhofer und that keinen Blick auf ihn.

Da zuckte es seltsam um Wofs Mund wie von Güte und Strenge zugleich.

„Traudl, hast nöt amal an Bruadern g'habt, der Michl g'hoaß'n hat?“ fragte er sein Patenkind. „Wenn i nöt wüßt,

daß der da dei Schatz is, nachher moanet i fast, es is dei Bruader, wenn er dir a' nöt viel gleich sieht. Und wenn i mi nöt irr', so muaß ja dei Bruader in dem Alter sei, wo ma'n zu die Soldaten nimmt."

Und der Alte schaute fest auf Michl, dem dieser Blick die brennende Scham auf die Stirne jagte. Er konnte das Auge des Greises nicht ertragen und suchte verwirrt den Boden.

„Göd!" wollte Traudl ihrem Paten in das Ohr rufen, da zog dieser lächelnd den Kopf zurück.

„Deandl, in Zukunft brauchst di bei mir nimmer so z' plag'n mit'm Red'n. I muaß enk's sag'n, wias da seid's — i bin gar nöt g'hörlos und bin 's a' niemals g'wen. I hab' bloß meine Verwandt'n auf'm Berlacherhof auf Prob' stell'n woll'n, ob s' an alt'n presthaft'n Vettern, der nöt viel hat, a' so gern hab'n wia an reich'n. Die Prob' is schlecht ausg'fall'n, nöt für mi, aber elend für mei Bas'n. I hab' mei guat's G'hör und mei guat's Geld wieder und dös is alleweil so viel, daß i 'n ganz'n Berlacherhof kaufa kunnt. So, iatzt kennts enk aus mit'm Vetter Wof. Und weil i nöt g'hörlos bin, so hab' i vorhin ebb's erfahr'n, Michl, was i liaber nöt wüßt: du bist ja gar a Deserteur? Hast dei'm guat'n Kaiser 'n Eid brocha und bist fahnenflüchtig? Wia hast di denn so weit vergessen könna, Michl? Dös wenn dei Vater und dei Mutter erlebt hätten! Hast denn gar nöt dran denkt an die Schand', die auf ihren ehrlichen Nam' fallt?"

Wie der Greis so herbe sprach, da sank Michls Kopf tiefer und tiefer und zuletzt ließ er die Tröpflein herabrollen, ungehindert, wie sie wollten. Es waren heiße Reuethränen, die er weinte.

Traudl fühlte bei jeder Zähre des Bruders, als tropfe ihr glühendes Blei auf die Brust. Da nahm sie sich ein Herz und sagte zu Wof:

„Sei nöt gar z'hart mit'm Michl, i bin ja selber schuld,

daß er desertiert is. Du woaßt, Göd, daß uns're Eltern scho früah g'storb'n sand. Der Michl und i sand auf Gemeindkosten aufzog'n word'n und wia ma' aus der Schul' kemma sand, hab'n ma unser Brot bei fremden Leut'n suacha müss'n. Mein Bruadern hab i scho viele Jahr nimmer g'seh'n g'habt, da kriag i vor etlichen Woch'n an Briaf von eahm aus Innsbruck, wo er mir g'schrieb'n hat, daß er bei die Kaiserjager is. Drauf hab' i eahm g'antwort't, daß i in Ellbach im bayerisch'n Oberland an Deanst ang'nommen hab', weil i von Bekannt'n erfahr'n hab', daß mei Muatter, die aus der Gegend gebürtig g'wen is, in Ellbach an Verwandt'n soll hab'n. Weil i aber den Nam' von dem Verwandt'n und den Familiennam' von meiner Muatter nöt g'wußt hab', hab' i a' nix weiter ausfindi mach'n könna."

„Deandl," flocht der alte Wof hier ein, „der Verwandte bin i und dei Muatta seli is G'schwisterkind zu mir g'wen. Vor a neunzehn Jahr'n bin i amal nach Kufstoa kemma, aber da hab' i nix weiter erfrag'n könna über di' und dein Bruadern, als daß ös zwoa unter fremd'n Leut'n seids."

Michl hatte mittlerweile die Herrschaft über sich selbst soweit zurückgewonnen, daß er jetzt den Bericht der Schwester vervollständigen konnte.

„Auf den Briaf von meiner Schwester," erzählte der Bursche, „hab' i so viel Zeitlang kriagt nach ihr, daß i mi nimmer halt'n hab' könna und bei Nacht und Nebel desertiert bin. I bin bei'm Gindelhofer als Knecht eing'stand'n und weil i g'fürcht hab', i kunnt steckbriefli verfolgt werd'n, hab' i an falsch'n Nam' ang'nomma. Und d' Traudl hat mir g'rat'n, i sollt mi' stell'n, als wenn wir zwoa Liebsleut' wär'n, damit koa Mensch an Verdacht schöpft."

„Enker Sach' habts guat g'macht," redete der Gindelhofer mit beifälligem Kopfnicken. „Dös hat koa Mensch mehr g'spürt als i. Was i hoamli ausg'stand'n hab', dös woaß bloß i.

Aber dös is iatzt vorbei, gelt, Traudl? Laß mi nöt viel Umständ' macha, Deandl, und denk' dran, was i neuli im Holz drauß'n zu dir g'sagt hab'. Jatzt frag' i di nomals: kannst mi gar nöt a bißl gern hab'n?"

Da lachte Michl dem jungen Bauern zu und zwinkerte verräterisch mit den Augen.

„Mei, Gindlhofer," sagte er. „Der Traudl is 's gang'n wia dir. G'sagt hat s' freili nix zu mir, aber ihre Gedank'n hab i g'mirkt. Sie hat di recht gern, Gindlhofer, glaub mir's nur."

„Du abscheulicher Ding!" zürnte Traudl dem Bruder, halb im Ernst, halb im Scherz und dabei in Züchten errötend. Dann richtete sie ihre Augen offen auf den jungen Bauern und sagte mit sanftem Beben ihrer weichen Stimme:

„Ja, i gesteh's, Gindlhofer, daß i di hoamli gern hab'. I glaub', daß i am End' mehr ausg'standen hab' als du."

Hans dankte dem Mädchen mit einem heißen Druck der Hand. Nun fühlte er sich reichlich belohnt für die Seelenqualen der letzten Wochen.

Als Wof in die beiden von Glück strahlenden Gesichter schaute, konnte er sich nicht enthalten zu sagen:

„Und wem habts es zu verdank'n, daß jatzt enker Kummer vorbei is? Mir, mir alloans. Wär' i nöt in der Traudl ihr Kammer ganga, weil i von ihr „Pfüat Gott" hab' nehma woll'n, nachher hätt' i a' ihr Deanstbüchl nöt g'seh'n und hätt' mi a' d' Neugierd' nöt druckt, a bißl einiz'schau'n. Drum soll ma' über d' Neugierd' nöt alleweil glei' schimpf'n, manchsmal hat s' a' ihr guate Seit'n."

Der vortreffliche Alte hatte vollkommen recht. Wenn je die Neugierde eine Tugend war, so hatte er sie dazu gemacht.

Vetter Wof hatte aber kaum die Neugierde herausgestrichen, da näherte sich die Gindelhoferin der kleinen Gruppe. Sie traute ihren Augen nicht, als sie die vier Leute so ver-

gnügt beisammen stehen sah. Und ihr Hans an der Seite Traudls, derselben Dirne, die auf dem Verlacherhofe soeben erst fortgejagt worden war, „wegen ihrer Schlechtigkeit“, so hatte die Verlacherin der Gindelhoferin erklärt. Und jetzt! Das war doch rein zum Firmamenteinfallen.

„Hans, was is dös? Ich suach' di überall und da muaß i di find'n?“ rief die Bäuerin scharf. „Is dös a Benehma für di?“

Der Sohn wollte antworten, aber der alte Wof kam ihm zuvor und nun gab's eine lange Auseinandersetzung, in deren Verlaufe die Gindelhoferin von Überraschung zu Überraschung stieg, bis daß sie zuletzt nur mehr die Hände zusammenschlagen konnte, wobei sie abwechselnd ausrief: „Ja, was is denn dös? Dös geht ja übers Mirakl! Ja, is dös jetzt a' auf der Welt mögli?“ Und je mehr der Greis, dem der Faden der Rede gar nicht abriß, sprach, desto mehr erheiterte sich das Gesicht der Gindelhoferin, und als Wof nun gar mit der ernstesten Miene sagte, daß er seinem Patenkinde ganze vierzigtausend Gulden auf den Tisch legen wolle, wenn sie Gindelbäuerin werde, da rief Hansens Mutter:

„Koan Heller braucht d' Traudl! Weil i nur woaß, daß sie brav is. In Gott's Nam', es hat scho so sein woll'n und wo unser Herrgott selber drauf hing'arbet hat, möcht' i fast sag'n, daß mei Hans und Traudl z'sammkemma, da därf i scho' gar nix mehr dawider hab'n.“

Und zum Zeichen, daß dies ihre volle Überzeugung sei, reichte sie Traudl die Hand mit den bewegten Worten:

„Von heut an sagst Muatter zu mir, Traudl, weilst ja dengert koane mehr hast.“

„Und der Michl?“ fragte Traudl mit einem besorgten Blicke auf den Bruder, in dem bei allem Glücke seiner Schwester keine ganz ungetrübte Laune aufzukommen vermochte. „Was thuat ma' jatzt mit dem?“

Ja, der Michl! Das war eine böse Geschichte mit ihm, die augenblicklich keinen anderen Rat zuließ, als sie in tiefstes Schweigen zu hüllen.

„Unser Herrgott wird uns scho ebbs G'scheit's einfall'n lass'n," tröstete die Gindelhoferin. „Es wird wohl recht werd'n mit'm Michl . . . Traudl, du holst iatzt dei Sach vom Verlacherhof und bleibst bei mir, bis d' Hochzeit is."

„Und hast für mi koa Platzl in dei'm Haus, Gindelhoferin?" erkundigte sich der alte Wof gar eifrig. „Bei meiner Bas'n bleib' i koa Stund mehr und ohne d' Traudl scho gar nimmer."

„Meintweg'n kimmst halt a'," sagte die Bäuerin. „D' Feindschaft mit der Nachbarin kann iatzt so wia so nimmer ausbleib'n, und i kann's a' nöt ändern."

Und am Ende hätte die Gindelhoferin auch an dem Gange der Ereignisse nichts ändern wollen, selbst wenn sie es gekonnt hätte. Es war ihr jetzt selbst recht, daß alles so gekommen war.

Aber die Verlacherin! Nun, zum Sagen ist 's nicht, wie sie wetterte und fluchte, als sie vernahm, daß sich auf dem Gindelhofe die Sache so urplötzlich gewendet habe. Neunmalhunderttausend Klafter tief in den Erdboden hinein wünschte sie den Gindelhof samt Traudl und Vetter; und als sie gerade mit dem Vermaledeien im besten Zug war, da besorgte sie es auch gleich dem Michl, weil sie erfahren hatte, daß man ihm die gottlosen Schnadahüpfl auf ihre Sabina zu danken habe, sie verwünschte ihre Ratgeberin, die Geyer Wally, denn durch ihren unsinnigen Rat sei die Sabina zu Fall gebracht worden und zuletzt ließ sie, damit keine Person zu kurz kam, ihr Mütchen auch noch an dem Arzt aus, weil er geäußert hatte, Sabinas Fuß müsse abgenommen werden. Das wollte die Verlacherin um nichts in der Welt zugeben; sie verabschiedete daher den „schneidigen" Doktor unter Ausdrücken ihrer allerhöchsten Ungnade.

„An Fuaß abschneid'n kann a Metzger a', da brauch' i koan

Doktor nöt," hatte sie dem Manne der Wissenschaft barsch ins Gesicht gesagt und da war das Tischtuch zwischen den beiden entzwei.

Die Verlacherbäuerin fand rasch Ersatz. Damals lebte im Dorfe Landl, im benachbarten Tirolischen, ein Chirurg, der war weit und breit berühmt wegen seiner Geschicklichkeit in der Behandlung von Knochenbrüchen. Der Geburt nach war er Hannoveraner; er hatte im österreichischen Heere gedient und sich als Wundarzt eine große Erfahrung gesammelt. In Ellbach hatte er vor drei Jahren einem Knechte des Gindelhofers eine schwere Knochenverletzung wider allgemeines Erwarten der Ärzte vorzüglich geheilt.

„Doktor" Grashoff,*) so hieß der Chirurg, wurde von der Verlacherin gerufen und er kam. Er untersuchte Sabinas Zustand, machte zuerst ein bedenkliches Gesicht, sprach aber dann doch die Hoffnung aus, der Verletzten das Bein zu erhalten; aber hinken würde sie wahrscheinlich ihr Leben lang. Und dann sei es notwendig, erklärte der Heilkünstler, daß Sabina auf einige Wochen nach seinem Wohnorte gebracht werde; in seiner Familie erfahre sie die erforderliche Behandlung und Pflege. Es wäre ihm rein unmöglich, jeden Tag sechs Stunden weit herzukommen, und doch sei es notwendig, daß bei der Patientin täglich Nachschau gehalten werde.

Die Verlacherin begriff das alles ganz gut. Sie erklärte sich, wenn auch schweren Herzens, mit dem Vorschlage des „Doktors" einverstanden, Sabina gleich mitzunehmen.

Bis die nötigen Vorbereitungen zum Transport der Leidenden getroffen waren, verfügte sich Grashoff auf den Gindelhof, um dessen jungen Besitzer zu besuchen. Hans und seine Mutter begrüßten den Chirurgen herzlich; dieser bedauerte den

*) Der tüchtige Mann ist erst vor etwa vier Jahren in Landl gestorben.

zeitlichen Hintritt des alten Gindelhofers und freute sich, daß der von ihm behandelte Knecht noch immer auf dem Hofe diene.

„Und wia geht's nachher zua in Tirol und im Haus Österreich?“ erkundigte sich Hans.

„Gut und schlecht, wie's halt kommt im Leben,“ antwortete Grashoff. „Die Österreicher sind jetzt voller Jubel, weil der Kaiser vor a paar Tagen a kleine Prinzessin, Gisela heißt sie, kriegt hat. Und der seelengute Kaiser hat in seiner Herzensfreud' gleich eine Amnestie erlassen für alle politischen Verbrecher.“

„Was nöt gar?“ that Hans, gespannt aufhorchend. „Gilt dös für die Deserteur a'?“

„Versteht sich. Warum, Gindelhofer?“

„No ja,“ meinte dieser so obenhin, „weil i neuli g'hört hab', in unserm Dorf soll si' an österreichischer Deserteur bei ei'm Bauern als Knecht aufhalten.“

„So? Nun, der wird froh sein, wenn er's erfährt, der arme Teuf'l,“ äußerte Grashoff.

Vom Berlacherhofe kam ein Knecht mit der Botschaft, daß man dort seiner benötige. Grashoff verabschiedete sich.

Augenblicklich wurde jetzt Michl herbeigerufen und von dem Stande der Dinge unterrichtet. Er äußerte ohne Zögern die Absicht, sich beim Regimentskommando zu stellen, da er nun nichts mehr zu befürchten habe.

Am nämlichen Tage noch fuhr der Gindelhofer Hans den Fahnenflüchtigen nach Kufstein und von da nach Innsbruck.

* * *

Zwei Monate später krachten in Ellbach lustige Böller zur Hochzeitfeier des Gindelhofer Hans und der Traudl. Wof war Brautvater, und kein würdigerer hätte dazu gefunden werden können. Auf ihn übte das Fest einen verjüngenden

Eindruck aus, denn er schritt daher, nicht wie einer, der ein vollgerüttelt Maß von Siebzig auf dem Rücken trug, sondern wie ein Fünfziger.

Die Festartillerie bediente der Spatzenjackl. Da war es nun ein kleines Wunder, daß keiner von den zwei alten Böllern zersprang, denn Jackl fütterte sie mit Pulver und Papier, was nur in sie hineinging, „damit's besser tuscht und 's Trinkgeld guat ausfallt," sagte er. Nun, „getuscht" hat es sakrisch und seine tauben Ohren konnten's ertragen. Das Trinkgeld fiel aber auch nicht schlecht aus. Der alte Wof steckte Jackl, seinem vormaligen Leidensbruder, noch einige „Gulderl" eigens in die Tasche und schrie ihm mit aller Macht in die Ohren: „Heut' därf dir's Pulver*) nöt ausgeh'!"

Beim Hochzeitsamte „würgte" die Geyer Wally nicht mehr mit. Schon vor mehreren Wochen war sie aus dem Dorfe für immer weggezogen. Schade, daß man von ihr später nichts mehr gehört hat, denn eine Gescheite war sie doch gewesen. Wie es in ihren Karten gestanden hatte, ging's buchstäblich in Erfüllung: eines Morgens flog ein rotbeiniger Klapperstorch über Ellbach hin, im Schnabel einen allerliebsten kleinen Fratzen tragend; gerade beim Gindelhofe ließ er das Knäblein in den Schornstein fallen.

Hätte den alten Wof schwer beleidigt, wenn er mit seinen zitternden Armen den kleinen Gindelhofer nicht als „Göd" hätt' übern Taufstein halten dürfen. Beim Taufschmaus aber hielt er gar eine kleine Ansprache, worin er nachwies, daß der Täufling eigentlich ihm sein Dasein verdanke, denn hätte er, Wof, vor so und so viel Monaten nicht aus Neugierde in das Dienstbuch Traudls geschaut, so wäre die Geschichte ganz anders verlaufen. Und es war niemand, der ihm widerredete.

Das also erlebte der gute Greis noch. Aber die Hochzeit

*) Geld.

Michels, der seine Zeit wacker zu Ende diente, erlebte er nicht mehr. Ihm hatte Wof ein hübsches Sümmchen im Testament ausgeworfen, damit konnte Michl sich bei Ellbach ein Gütlein kaufen.

Auf den Berlacherhof kam von Wolfgang Maders Geld kein Kreuzer. War auch nicht notwendig. Ein Freier für Sabina, welche der Tiroler Chirurg bis auf ein wenig Hinken ganz vortrefflich hergestellt hatte, wäre dort erwünschter gewesen. Nach mehreren Jahren, innerhalb deren Sabina gerade nicht schöner geworden war, hatte endlich das Schicksal ein Einsehen, und der Freier kam, des schönen Geldes wegen, sagten die Leute. Sabina überlegte aber nicht lange, sondern packte die Gelegenheit gleich fest beim Schopfe. Ihre Mutter hatte ihr auch zugeredet, denn die Berlacherin meinte:

„Besser is g'hunk'n
Als wia ertrunk'n.“

II.

Die Zesslleute.

Eine Geschichte aus der Oberpfalz.

Erstes Kapitel.

Ein altes Paar.

Er hieß Seff oder Joseph, sie war auf den Namen Nandl, hochdeutsch Anna, getauft, und zusammen nannte man sie nie anders als die „Seffleut'," obschon ihr richtiger Name Gleißner lautete. Jung waren sie auch nicht mehr die beiden, und wenn man ihr Alter zusammenlegte, so that's hundertvierzig Jahre, wovon sechzig auf die Nandl trafen, ist also leicht im Kopf auszurechnen, was für eine Losnummer auf ihn entfiel. Es waren brave Leute soweit, und wenn sie ihre Schwächen besaßen, nun, dann waren es eben menschliche, unter welchen andere nicht zu leiden hatten, und welche diese eigentlich auch nichts angingen, weil jeder selbst genug vor seiner eigenen Thüre zu kehren hat und seinem Nachbar nicht über den Zaun zu lugen braucht, ob dahinter alles im reinen und sauber sei.

Die „Seffleut'" hatten aber nicht bloß ihre Schwächen, sondern auch ihre Tugenden, und dazu gehörte ein kleines Häuschen im stiftsländischen Markte Falkenberg, so im Oberpfälzischen liegt, denn dort lebten die beiden Alten schon seit vielen Jahrzehnten. Außer der bemeldeten häuslichen Tugend hatten sie ferner eine Kuh und einige Morgen Landes, welche sie mit emsiger Gemeinschaftlichkeit bestellten und die ihnen

immerhin so viel abwarfen, als sie zum Leben bedurften und das war eh' nicht viel. Der Oberpfälzer ist genügsam und anspruchslos und giebt sich mit Wenigem zufrieden; in diesem Punkt waren die Sefflleut' ohne Zweifel die oberpfälzischesten ihrer Stammesgenossen. Ja, hätte es dem lieben Herrgott gefallen, ihnen von ihrem Lebensunterhalt noch ein bißchen abzuzwacken, so wäre ihnen daran auch nicht viel mehr gelegen und hätten sie sich einfach nach der kürzeren Decke gestreckt.

Das Häuschen des alten Paares stand in der Nähe eines heiter murmelnden Wassers, welches man den Mühlbach nannte und noch nennt. Dieses Bächlein muß hier ausdrücklich erwähnt werden, nicht bloß weil sich an ihm die Sefflleut' früh morgens den Schlaf aus den Augen wuschen und sein Wasser auch sonst zu allerlei häuslichen Geschäften brauchten, sondern weil in ihm, so klein das Bächlein auch war, ein alter Nix hauste, ein recht boshafter, schadenfroher Tropf, wie man's von dieser verwässerten Geistersorte nicht anders gewöhnt ist. Wie lange der Mühlbach schon am Häuschen der Sefflleut' vorüberrann, das steht in keinem Geographiebuche geschrieben, mußte aber wohl schon lange sein, denn der Nix, der da sein Unwesen trieb, hatte bereits grünes Moos auf dem Kopfe, war also das, was man in der Studentensprache ein „bemoostes Haupt“ heißt. Aber so alt er war, so dumm war er auch, denn selbst die Geister niederer Ordnung schützt das Alter vor Thorheit nicht. So kam es denn, daß sich der damische Nix in die Nandl vergaffte, welche weder schön noch jung mehr war, dagegen einen schneeweißen Kopf und das Gesicht voll Runzeln hatte. Aber gerade das gefiel dem verrückten Wassergeist. Er beschloß also, der heimlich Angebeteten einen deutlichen Beweis von der innigen Feuchtigkeit und feuchten Innigkeit seiner Neigung zu geben.

Ein prächtiger Julimorgen erhob sich über dem alten Stiftslande von Waldsassen, die Sonne strahlte mit ihrer wun-

derbar flammenden Krone im Osten und gleich riesigen Tautropfen schimmerten die zahlreichen Weiher, von denen das Land um Falkenberg durchzogen ist. Die Waldnaab schoß unter den blinkenden Wasserrädern dahin, welche an vielen Stellen zur Vermehrung ihrer Triebkraft plätschern und wand ihren im Sonnenlichte glitzernden Faden südwärts, an ungeheuren Felsblöcken vorüber, die wie graue verwitterte Knochen aus der Erde hervorstachen. Am nördlichen Horizont dehnten sich die bläulich umdufteten Ausläufer des Egergebirges, des Böhmerwaldes und Fichtelgebirges, im Südosten grüßten die Sulzbacher Höhenzüge mit ihren wellenförmig sich hebenden und senkenden Formen, westlich zog der sogenannte Steinwald und gegen Süden schloß ein üppiger Eichenhain den herrlichen Landschaftsrahmen.

Im Häuschen der Sefflleut' war es bereits lebendig geworden. Der Alte stattete seiner vierbeinigen Freundin, der „Liesl", den üblichen Morgenbesuch im Stalle ab, denn die Kuh war ihm wie ein Augapfel so teuer, und kein Baron hätte sein Lieblingsroß zärtlicher pflegen können als Seff seine „Rotscheckige". Jeden Morgen putzte und striegelte er sie, warf er ihr das Futter in den Barren und tränkte sie, und während Liesl behaglich an ihrem Frühstücke herumkaute, setzte sich Seff ans milchgeschwollene Euter und zeidelte. Das betrachtete er als sein heiliges Vorrecht, und wer ihn sah, mit welchem Ernste und Eifer er diesen Verrichtungen oblag, der hätte geglaubt, der alte Seff sei von unserem Herrgott eigens der Liesl halber auf die Erde gesetzt und auf ihre Pflege eingeschworen worden.

Nandl war inzwischen auch nicht müßig. Jetzt öffnete sie die Hausthüre und schritt, mit einem Thonkruge in der Hand, dem plätschernden Bache zu. Eben wollte sie sich bücken, da vernahm sie eine heitere Männerstimme:

„Gut'n Morg'n, Nandl, bist a' schon in der Höh'?"

Die Alte richtete ihren Blick empor. Eine Bewegung

flüchtigen Erstaunens war auf ihren Zügen wahrnehmbar, als sie die Gestalt eines Burschen bemerkte, welcher dicht an ihr vorüberschritt. Sie erwiderte seinen Gruß und beeilte sich hinzuzufügen:

„Wo aus denn scho' in aller Fruah, Jackl?"

„Ins Gäu, Nandl, ins Gäu!" rief der junge Mann zurück. „Magst nöt mitgeh'?" scherzte er.

Die Alte lachte vergnügt.

„Ui Jegerl!" that sie, ihren etwas breiten Mund verziehend. „Schau' dir um a junge, Jackl, um a junge; i bin ja schon an alt's Trumm. Vor vierz'g Jahr'n wär' i wohl mit dir gang'n, aber da bist du no' nöt auf der Welt g'wen, Jackl. Und iatzt is 's z'spat."

„Wart' nur, bis i wieder auf d' Welt kimm," rief Jackl im Weitergehen erlustigt zurück, „nachher kemma scho' z'samm wir zwoa."

Der Bursche zog seines Weges. Nandl blickte ihm noch eine Weile nach.

„A sauberer Kerl is er scho'," dachte sie bei sich. „Wer woaß, was g'schehet, wenn i nochmals jung wär'."

Was geschähe! Sie that achtlos einen Schritt weiter — auf einmal fühlte sie etwas Schlüpfriges unter sich.

„Jessas!" kreischte Nandl. In demselben Augenblicke entwich ihr der Boden unter den Füßen; sie stürzte nieder und plumps! neben ihr lagen die Scherben ihres Kruges.

Der Nix aber, der ihr diesen Schabernack angethan hatte, lachte wohl schadenfroh in sich hinein und murmelte im Bächlein für sich hin: „Wart' nur, Nandl, ich schau' dir nach jungem Mannsvolk aus! Du sollst nur mich lieb haben, sonst thu' ich dir noch was anderes an, ganz was anderes, wart' nur."

Jammernd erhob sich Nandl von ihrem Falle und jammernd klaubte sie die Trümmer ihres Gefäßes zusammen.

Jetzt fiel ihr Blick auf einen handbreiten, glatt gewaschenen Kieselstein dicht am Bachesrande. Auf diesen war sie getreten und nun überhäufte sie ihn mit einem Guß von Scheltworten. Zuletzt packte sie ihn ergrimmt und schleuderte ihn mitten in den Bach hinein, daß die Wellen auseinanderspritzten.

„So, Tuifl, da bleibst iatzt!“ rief sie dem Steine nach, als wenn er den komischen Zorn der thörichten Alten hätte begreifen können. Der boshafte Nix aber freute sich nur um so mehr über den Possen, welchen er der Nandl gespielt hatte, und er sang spottend im einförmigen Wellengesäusel:

Eia, Alte, nichts freut mich baß,
Als daß du wurdest gehörig naß,
Eia, Alte, nun hast du genug
Der grüne Nix dir 'n Krug zerschlug.

Als Nandl mit den Trümmern ihres Kruges in die Stube zurückkam, traf sie auf Seff, wie er eben eine gefüllte Zeidelgelte in verschiedene Schüsseln entleerte. Er hatte kaum den Schaden gesehen, welcher schon in aller Frühe verursacht worden war, da schlug er die Hände zusammen und rief mit einer Miene, in welcher gelindes Entsetzen saß:

„Jessas, der schö' Kruag!“

„I kann nix'n dafür, i bin halt ausg'rutscht,“ stammelte Nandl in einer Verwirrung, welche, ohne hold zu sein, wie dies sonst bei dem jüngeren weiblichen Geschlechte und in Romanen namentlich der Fall zu sein pflegt, dennoch die Kennzeichen einer gewissen inneren Schuld trug; denn Nandl mußte sich gestehen, daß nur der zweite Teil ihrer Entschuldigung der Wahrheit entsprach, während der erste einer Notlüge so ähnlich sah, wie ein Ei dem anderen. Seff aber war kein heuriger Hase mehr und so bekam denn Nandl von ihm in heftigem Tone folgende Antwort:

„Ausg'rutscht bist freili, du damisches Ding, du. Was brauchst denn du 'm Jackl nachz'gaffen, als wennst'n bei' Leb-

tag no nöt g'seh'n hätt'st, oder als wennst vernarrt wärst in den Bursch'n? Alte Nachteul'n, wirst in Ewigkeit nimmer g'scheiter? O, Weibsbilder! Is halt oane wie die andere!"

„Hör' nur wieder amal auf," redete Nandl dagegen, welche die Verunglimpfung des schönen Geschlechtes, zu dem sie sich natürlich auch rechnete, nicht ungeahndet lassen wollte. „Weg'n dem Kruag da an solch'n Spektakl mach'n, dös thuat ja gar nöt der Müah wert! I kauf' dir an andern, nachher hat dei' arme Seele Ruah."

„Kaufst mir an andern," höhnte der Alte. „I pfeif' dir drauf! I hätt' den Kruag da nöt um viel Geld hergeb'n; seit fünfz'g Jahr'n hab i 'n scho' und hab' Obacht geb'n drauf als wia auf a kloans Kind. Und heut' muaß'n der Deixl hol'n. Dumme Gans, hätt'st auf'n Kruag aufg'schaut, anstatt auf 'n Jackl, nachher . . ."

„Aha," unterbrach Nandl, welche jetzt zusehends hitziger wurde, den Alten, „hast wieder g'lurt,*) damit dir ja nix'n auskimmt? Paß liaber auf dei' Kuah auf als auf mi, dös ander geht di' nix an."

„So?" krachte es aus Seffs Mund, „dös geht mi' nix an? Moanst wohl, i mirk nöt scho' lang . . .? Aber na, i mag nix sag'n. Die Sach' is mir z' dumm, viel z' dumm, als daß i a Wörtl drüber verlier'n möcht'!"

„Was is dir z' dumm?" fragte Nandl scharf. „Ebba**) gar i? Nachher schaust dir um an and're, die g'scheiter is, hast mi verstand'n?"

„Ja, i wollt i hätt' die andere, von der der Kruag her is," versetzte Seff. „Nandl, dös kann i dir in Ewigkeit nöt verzeih'n, daß du mir den Kruag z'samm'g'schlag'n hast. Und wirst seh'n, dös bedeut't nix G'scheit's; i hab den Kruag alleweil in Ehr'n g'halt'n als wia a Heiligtum."

---

*) horchen, lauschen, lauern. **) Etwa.

Der Greis hatte die letzten Worte mit einer auffallenden Weichheit der Stimme gesprochen. Der Zorn, welcher ihn anfangs beherrscht hatte, war einer gewissen Rührung gewichen, eine seelische Bewegung, welche bei dem Alten sonst nicht gewöhnlich zu sein pflegte. Und jetzt fielen gar zwei Tröpflein aus seinen Augen. Dieser Anblick ging an Nandl nicht wirkungslos vorüber.

„Geh' weiter, Seff," sagte sie wie tröstend, „wer wird denn glei' an ebbs Schlimmes denk'n, weil iatzt der Kruag broch'n is? Hätt' iatzt dir dös nöt a' passiern könna? Schau', der Hafner bitt' a' um 's tägli' Brot; i kauf' dir den allerschönst'n Kruag, den 's in Falk'nberg giebt, und wenn i da koan kriag, nachher geh' i nach Waldsass'n und kauf' dir oan."

„Dös is alles leicht g'sagt," äußerte Seffl unbefriedigt, „aber der schönst Kruag von der Welt is nöt so schö', als wia der ander g'wen is."

Eine geraume Weile noch stand er schweigend vor den teueren Überresten des Gefäßes, dann sammelte er sie bedächtig und trug sie wie kostbare Reliquien in die Nebenkammer.

Als er wieder erschien, brummte er: „G'scheiter wär' 's scho', sie hätt' ihr'n Krag'n brocha, anstatt mein Kruag."

Er meinte natürlich den Kragen der Nandl. Diese hatte das Gebrumme nicht verstanden und stellte daher in etwas schroffem Tone die Frage:

„Was hast g'sagt, Seff?"

„Der Tag geht scho' guat an, hab' i g'sagt," versetzte der Alte unwirsch. „Hätt'st mein Kruag steh' lass'n, nachher wär' 's Unglück nöt g'scheh'n."

Und Seff verließ die Stube.

Nandl aber war trotz des von ihr angerichteten Unheiles entschlossen, in der Sache das letzte Wort zu haben.

„Jessas!" schrie sie dem Alten nach, „ma' möcht' wirkli glaub'n, der Kruag is dei' Herrgott. An solch'n Narr'n hab'

i dengert*) mei' Lebtag no' nöt g'seh'n und hab' scho' viel erlebt."

Nandl war beinahe versucht hinzuzufügen: in meine sechzig Jahr'n. Aber schnell besann sie sich eines Besseren und verschwieg sich selbst ihr Alter. In dieser Hinsicht verleugnete sie eben ihr Geschlecht nicht, und sie war da entschuldbar.

Wer nicht wußte, daß der Krug, welcher durch die Tücke des Schicksals ein so schnödes Ende gefunden hatte, ein teures Andenken war, der hätte Seff für einen närrischen Querkopf gehalten, unfähig, die Weisheit des Sprüchwortes zu begreifen: Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Aber der Krug Seffs hatte seine eigene Geschichte, denn welcher Gegenstand, und mag er noch so unscheinbar sein, hat nicht seine Geschichte?

Seff war auch einmal jung gewesen, und hatte es an sich erfahren, was für ein ungezogenes Ding das Menschenherz in der Brust eines Zwanzigjährigen ist, und wie es schlägt und tobt und sich unbändig gebärdet, sobald die Feuerwellen der Liebe seine Kammer durchlodern. Seitdem diese Feuersbrunst unter seinem Brustflecke gewütet hatte, war freilich schon ein halbes Jahrhundert verwichen. Von dem damaligen Glücke aber war ihm nichts geblieben, als die schmerzlichsüße Erinnerung und ein thönerner Krug.

Du lachst, lieber Leser? Natürlich, ein irdenes Krüglein ist ja in deinen Augen gar ein verächtlich Ding, das aus nichts besteht als aus einem ausgebauchten Loch und aus gebranntem Töpferthon. Aber wenn es schon in Kanopos, im alten Ägypterlande, Leute gab, welche einem gewissen Krug göttliche Ehre erwiesen und sich anbetend vor ihm niederwarfen, warum sollte nicht auch der alte Seff so einen Krug haben, den er besonders hochschätzte, wenn er ihn auch nicht gerade abgöttisch ver-

*) doch.

ehrte? Dafür hatte er jene einst auf den Altar seines Herzens gehoben, von welcher der Krug herstammte.

Sie war ein sauberes Dirndl gewesen und hatte Marie geheißen. Seff galt ebenfalls als ein schmucker Bursche und weil Marie glaubte, daß es keine schöneren Taufnamen geben könne, als diese beiden und sie es als eine ausgemachte Sache betrachtete, daß alle Inhaber dieser zwei Namen eine gemeinsame Firma gründen und sich zu solchem Behufe ehelichen müßten, so waren die beiden jungen Leutchen über ihre Zukunft bald handelseinig geworden. Aber leider hatten sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn der Vater des Mädchens, ein vermöglicher Bauer in der Nähe von Falkenberg, war keineswegs damit einverstanden, daß seine Marie gerade einen Seff heiraten solle, insbesondere wenn dieser so arm war wie der Gleißner Seff. Mit Einem Worte: der Bauer, welcher für die Anschauung seiner Tochter in bezug auf gewisse Taufnamen kein Verständnis hatte, zwang Marie, einen jungen Bauer zu ehelichen, der als sehr wohlhabend betrachtet wurde. Vor ihrem Hochzeitstage sandte die unglückliche Braut ihrem geliebten Seff noch ein letztes Andenken, einen irdenen Krug voll Vergißmeinnicht, die sie alle selbst gepflückt hatte.

Einen Krug?!

Nun ja, denn gerade er war die Ursache gewesen, daß sich die beiden lieben gelernt hatten, denn als Seff einmal an einem glühendheißen Sommertage am väterlichen Gehöfte Mariens vorüberging und er arg von Durst gequält wurde, stand das Mädchen eben am Pumpbrunnen. Seff bat um einen Labetrunk, Marie verweigerte ihn nicht, und während jener das Wasser in die Kehle hinabgoß, brach Feuer in seinem Herzen aus, das nicht mehr zu löschen war, selbst wenn man die ganze Waldnaab hineingelenkt hätte.

Der Vergißmeinnichtstrauß, der den Krug einst geschmückt hatte, war zwar längst verwelkt und in Staub zerfallen, aber

in der Erinnerung Seffs waren die Blumen doch jugendfrisch geblieben, und was ihm damals Marie durch den Mund der zartblauen Blümchen angedeutet hatte, daß er ihrer nie vergessen möge, das war ihm wie zu einem heiligen Gebote geworden. Im Laufe der Jahre war in seinem Herzen eine Art Verehrung für das schlichte, äußerlich wertlose Gefäß entstanden, eine Verehrung, die sich nach und nach zu einem förmlichen Aberglauben verinnerlichte und in dem Gehirn Seffs den Gedanken erzeugte, er werde gerade so lange leben, als der Krug bestehe. Daher der Schrecken, als er heute die Scherben erblickte. Ihm war es nicht anders, als vernehme er das Rauschen der schwarzen Todesfittige und als ticke ihm die Wanduhr aus dem braunen Gehäuse zu:

„Seffl, Seffl, achte wohl,
Was der Krug bedeuten soll:
Wie er jäh zerbrach in Scherben,
So mußt, Seffl, jäh du sterben."

Das war nun allerdings bloß ein Gaukelwerk der Phantasie, allein der Aberglaube rüttelt die Seele oft gar gewaltig auf, und der Seff war, wie gesagt, dem Aberglauben nicht wenig zugethan.

Zweites Kapitel.

Eine Fremde.

Hätte Nandl an jenem Morgen Seffs Krug nicht genommen und wäre die Begegnung mit Jackl nicht gewesen, so würden die Seffleut' nicht schon in aller Frühe aneinander geraten sein. Aber wer kann für das Unglück? Kein Mensch. Es kommt eben, wie es ihm gefällt, wann es ihm gefällt, morgens oder abends, zu irgend einer Zeit. Und wenn es

dann nur allein käm'! Aber da bringt es auch noch oft einen Gefährten mit, daher das bekannte Sprüchlein: ein Unglück kommt selten allein.

Jackl war, ahnungslos, daß hinter seinem Rücken der Bruch eines Kruges den Grund zu ernsten Verwicklungen legte, seines Weges gezogen. Er dachte schon längst nicht mehr an die alte Nandl, sondern an — Kälber, die seinem Herzen jetzt weit näher standen, als alle Weibsen und mochten sie heißen wie sie wollten.

Der Beruf Jackls war nämlich ein etwas grausamer, aber nichtsdestoweniger ein nützlicher und notwendiger: Jackl war, mit Verlaub des zartfühlenden Lesers oder der ebenso beschaffenen Leserin sei es gesagt, ein Metzgerbursche. Sein Dienstherr hatte ihn diesen Morgen auf die benachbarten Dörfer hinausgeschickt, damit er etliche Kälber erstehe, und nun besann sich Jackl eben der Reihe nach auf die Bauern, von denen er voraussetzen durfte, daß er mit ihnen einen Handel abschließen könne. Die Tiere selbst brauchte er nicht heimzuführen, die wollte in den nächsten Tagen der Meister mit dem Wägelchen abholen. Jackl hatte also nur den Auftrag, einstweilen die Ankäufe ins reine zu bringen.

Gleich im ersten Dorfe am Wege streifte er einige Gehöfte ab, doch ohne Erfolg; die Bauern verlangten, nachdem die Heuernte allgemein ergiebig ausgefallen war, zu hohe Preise und waren nicht zu bewegen, auf ein billigeres Angebot einzugehen; andere wollten überhaupt nicht verkaufen, sondern die Kälber zur Aufzucht behalten. Blieb dem Jackl sonach nichts übrig, als weiter zu wandern. Besser erging es ihm im nächsten Dorfe, aber auch hier konnte er nicht so viele Tiere bekommen, als er zu erstehen beauftragt war. Jackl mußte demnach seinen Gang abermals fortsetzen.

Die Straße, welche er zog, bot nicht den geringsten Schatten. Dabei war der Tag heiß, die Sonne brannte mit aller Gewalt

nieder Der Bursche war darum herzlich froh, nachdem er einige Stunden lang auf dem offenen staubigen Fahrwege gewandert war, ein Wäldchen zu erreichen, wo er ein wenig auszuruhen gedachte.

Jetzt hatte Jackl die ersten Bäume dicht vor sich. Er bog nach rechts ab, wo zwischen Jungholz ein dünnes Wässerchen rieselte und sich in einen benachbarten Weiher schlängelte, der es mit Begier aufnahm, um sich durch diesen Zufluß selbst vor dem Schicksale zu bewahren, von der Sonnenfackel ausgedorrt zu werden.

Jackl ließ sich am Fuße einer weitgeästeten Tanne nieder. Da er in seinem Magen ein menschliches Rühren verspürte, so griff er in die Tasche seiner Joppe, welche er wegen der Hitze lose über der Schulter hängen hatte, und brachte ein Stück Brot nebst kaltem Fleische zum Vorschein.

In diesem Augenblicke tauchte eine weibliche Gestalt vor ihm auf. Sie kam um eine Biegung, welche der Saum des Wäldchens an dieser Stelle beschrieb. Ein junges Mädchen war's, höchstens zwanzig Jahre alt und ärmlich, jedoch reinlich und sauber gekleidet. Ihre Tracht war die in der Gegend übliche. Das Gesicht, obschon regelmäßige und hübsche Züge weisend, war entweder durch Krankheit oder Entbehrung auffallend gebleicht. Am Arme trug die Wandererin ein Bündel, wahrscheinlich barg es ihren ganzen Besitz an Kleidern.

Jetzt war das Mädchen Jackls ansichtig geworden. Sie hemmte ein wenig ihren Schritt und fragte:

„Wie weit is noch nach Falk'nberg?“

„Guate zwoa Stund'n,“ antwortete Jackl, den beim Anblicke der blassen Züge der Fragestellerin ehrliches Mitgefühl beschlich.

Sie dankte und ging weiter. Jackls Blicke folgten ihr.

„Die schaut mir nöt aus danach, als wenn sie no' lang am Leb'n bleibet,“ murmelte er vor sich hin.

Kaum hatte er dies so für sich geäußert, da bemerkte er, wie die Gestalt des Mädchens ins Schwanken geriet und hin und her taumelte. Ein leiser Schrei aus ihrem Munde zerstob in der Luft, dann stürzte die Unbekannte mitten auf der Straße nieder.

Jackl sprang sofort empor und eilte auf das Mädchen zu in der Absicht, Hilfe zu leisten. Als er aber bei ihr anlangte, raffte sie sich bereits langsam auf.

„Fehlt dir was?“ fragte der Bursche teilnehmend. „Du schaust ja aus wia der leibhafti' Tod.“

„Mir is scho' wieder besser,“ versetzte sie mit etwas schwacher Stimme. „Auf amal is mir arg übl word'n, der ganz Himm'l und alles um mi herum is schwarz g'wen und da bin i z'sammeng'fall'n. Es is gar so hoaß und weit ganga bin i a' scho' heut'.“

„Wo kimmst denn her, Deandl?“

Sie nannte einen Ort an der Grenze zwischen Oberpfalz und Oberfranken.

„So, und nach Falk'nberg willst?“ forschte er.

„Ja.“

„Deandl, da wird 's dir schlecht geh' bist hinkimmst. Laß amal g'scheit red'n mit dir. I moan, du bist krank oder so hungri', daß di deine Füaß nimmer trag'n könna. Sei aufrichti', hast heut' scho' ebbs g'ess'n?“

Sie wollte nicht gleich mit der Sprache heraus. Doch gestand sie nach einigem Zögern mit verschämter Miene:

„A kloans Stückl Brot hab' i g'habt heut' früah, sunst nix.“

„Denkt hab' i mir's; der Hunger schaut dir ja aus den Aug'n außa,“ antwortete Jackl lebhaft. „Woaßt was? Setz' di' dort unter'm Baum nieder, wo i g'sess'n bin. I hab' durt a Stückl Fleisch und Brot lieg'n lassen, kannst alles ess'n. Derweil geh' i in 's nächst' Dorf. Wannst willst, kannst auf mi

so lang wart'n, bis i wieder kimm, weil i selber aus Falkenberg bin; oder du kannst a' vorangeh', wenn 's dir liaber is."

Das Mädchen dankte dem braven Burschen in einigen schlichten Worten, dann folgte sie ihm nach der Stelle, wo er seinen Mundvorrat liegen hatte. Dort ließ sie sich nieder. Der gutherzige Mensch übergab der Hungernden den ganzen Imbiß; hierauf trennte er sich von ihr, um den Weg nach dem nächsten Dorfe zu nehmen.

Die Fremde ließ sich Fleisch und Brot so vortrefflich schmecken, als säße sie an einer reich besetzten Tafel; seit langer Zeit hatte ihrem Gaumen nichts mehr so gemundet und sie war doch nicht verwöhnt. Mit emsiger Hand las sie jedes Brotkrümmchen auf, das ihr entfallen war und führte es zum Munde. Jetzt hatte sie den letzten Bissen genossen. Sie trat zum Bächlein und holte sich einen Trunk. Das Wasser schmeckte nicht frisch, denn der heiße Sonnenstrahl hatte es gewärmt, aber das Mädchen fühlte sich von dem hellen Naß doch behaglich erquickt. Nach kurzem Überlegen beschloß sie die Wanderung wieder aufzunehmen. Allerdings lockte das schattige Plätzchen noch zu längerem Verweilen, allein sie hielt es trotzdem für das Bessere, dieser Lockung zu widerstehen.

Eine halbe Stunde mochte das Mädchen bereits zurückgelegt haben. Mehrmals wandte sie den Blick um, aber von dem freundlichen Burschen, der sie einzuholen versprochen hatte, tauchte noch immer keine Spur auf. Dafür rollte jetzt ein Einspänner hinter ihr her, der sie bald einholte. Ein ältlicher Bauer lenkte das Gefährte. Als er dem Mädchen nahe war, hielt er still.

„Wo gehst denn hin, Deandl?"

Sie antwortete.

„Magst aufsitz'n? I fahr' nach Falk'nberg."

Da besann sich das Mädchen nicht lange und kletterte auf das Wägelchen. Wäre sie weniger ermüdet gewesen, so hätte

sie es vielleicht vorgezogen, den Weg zu Fuße zurückzulegen, denn im Grunde that es ihr doch ein wenig leid, dem freundlichen Burschen, der sich gegen sie so freundlich erwiesen hatte, für jetzt nicht mehr begegnen zu können. Doch beruhigte sie sich mit dem Gedanken, daß Falkenberg weder außerhalb der Welt liege, noch auch eine Riesenstadt sei, und es also nicht schwer sein werde, den Burschen gelegentlich wieder zu sehen.

Zwischen dem Bauern und seiner Reisegenossin entspann sich rasch ein Gespräch. Aus demselben erfuhr er, daß das Mädchen Kathi Bergstätter heiße.

„Bergstätter?" wiederholte der Bauer und legte die Stirne nachdenklich in Falten. Er betrachtete das Mädchen ein wenig von der Seite her, schüttelte den Kopf, wie einer, der in seiner Erinnerung sucht und nicht recht weiß, ob er mit seinem Vermuten auf der richtigen Fährte ist, und schwieg einige Augenblicke.

„Du bist aber dengerst nöt verwandt zum verstorb'nen Bergstätter in Pirk?" erkundigte sich der Bauer.

„Ja, dös is mei' Vater seli'," antwortete Kathi; aber man merkte es ihr an, daß sie diese Rede lieber nicht gethan hätte, denn die Worte kamen etwas zögernd von den Lippen.

„So, so," machte der Bauer nur.

„Hast'n kennt, mein Vatern?" fragte Kathi mit einer gewissen Scheu.

„Ja, i hab'n kennt; mei', wie ma' halt d' Leut so g'sichtsweis kennt. Lebt dei Muatter no'?"

„Die is vor an halb'n Jahr g'storb'n," versetzte das Mädchen, und ein Seufzer entklomm ihrer Brust.

„Was nöt gar," that der Bauer. „Hab' s' a' kennt, is a brav's Leut g'wen. Gott geb' ihr die ewig' Ruah. Und was thust du in Falk'nberg, Deandl?"

„An Deanst such' i mir bei an g'wiss'n Gleißner."

„Beim Gleißner?" wiederholte der Bauer. „Wia kimmst denn da dazua?"

„Mei' Mutta hat mir g'rat'n, wenn 's mir amal g'rad recht schlecht geh' sollt' und wenn i gar nimmer woaß, wo aus und wo an vor Elend, nachher soll i zum Gleißner Seff nach Falk'nberg geh', der nimmt si' g'wiß um mi' an."

„O mei' Deandl!" rief der Bauer fast mitleidig. „Der Gleißner Seff hat selber nix', der kann di a' nöt braucha. Aber wenn 's dir um an Deanst z' thua is, so kannst glei' bei mir oan hab'n. I bin der Leitner von Falk'nberg und kunnt a Stalldirn einstell'n; mei' letzte hat vor a paar Tag'n g'heirat't und iatzt hab' i no' alleweil koane dafür. Magst bei mir einsteh'?"

Nachdem Kathi vernommen hatte, wie es eigentlich mit dem Gleißner Seff beschaffen sei, war sie jetzt im Herzen froh, daß ihr der Bauer dieses Anerbieten machte. Sie war auch mit ihrer Zusage gleich zur Hand und dankte insgeheim dem Himmel, der ihr in Falkenberg eine schmerzliche Enttäuschung erspart hatte. Unaufgefordert erzählte sie dem Bauern, daß sie seit dem Tode ihrer Mutter bei entfernten Verwandten im Dienste gewesen sei; sie habe jedoch dort ein so trauriges Dasein infolge schlechter Behandlung gehabt, daß sie beinahe der Verzweiflung zum Opfer gefallen sei. Nur die fromme Erinnerung an ihre selige Mutter und die Hoffnung auf Falkenberg habe sie aufrecht erhalten.

Auf Leitner hatte das unverhohlene Geständnis des Mädchens Eindruck gemacht. Er hätte Kathi gern noch über manches in Bezug auf ihre Eltern gefragt, aber er unterließ es aus Mitleid; er wollte der Armen nicht wehe thun, denn sie war ohnehin schon schwer genug geprüft: ihr Vater hatte wegen schweren Diebstahls im Zuchthause geendet, und ihre Mutter — nun, sie war es ja gewesen, welche vor einem halben Jahrhundert dem Gleißner Seff den Krug voll Vergißmeinnicht geschickt hatte! Ja, die Zeit ist eine rauhe Pflügerin und reißt grausam blutige Furchen in die Herzen der Menschen hinein,

Schürfe, welche nie wieder zugeworfen und ausgeglichen werden.

Beinahe hätte sich Leitner in seinem Sinnieren vergessen, und schon schwebte ihm die Frage auf den Lippen, wie lange es her sei, seit Kathis Vater gestorben, da ertappte er seine Zunge noch rechtzeitig auf ihrem Vorhaben und zwang sie zu einem eingezogenen Benehmen. Aber die eine Frage konnte er sich dennoch nicht versagen:

„Woaß der Gleißner Seff scho', daß dei' Mutter g'storb'n is?"

„I kann's nöt sag'n," versetzte das Mädchen. „I glaub' nöt."

Auch die weitere Frage, ob sie den Seff kenne, beantwortete sie verneinend; sie sei überhaupt noch niemals in Falkenberg gewesen.

So verstrich die Zeit unter mancherlei Gespräch. Nach etwa anderthalb Stunden erhob sich die Kirchturmspitze von Falkenberg. Und einige Augenblicke hernach hielt der Bauer vor seinem Hause.

Drittes Kapitel.

Ein Geheimnis.

Seit vierzehn Tagen stand Kathi bereits im Dienste Leitners, der von seinem Gehöfte auch den Namen Ammerbauer führte. Sie hatte sich rasch in die neuen Verhältnisse eingelebt und war zufrieden mit ihrer Lage. Der Ammerbauer und sein Weib waren brave Leute, denen es zur Freude gereichte, mit ihrem Gesinde friedlich hausen zu können. Kathi hatte an Leitner und dessen Ehehälfte die Bitte gestellt, sie möchten niemandem verraten, woher sie stamme. Das Andenken an ihren unglückseligen Vater gehörte ja nicht zu den ge-

segneten Erinnerungen der in der dortigen Gegend lebenden Menschen.

Wenige Worte genügen, um den Lebenslauf Bergstätters von dem Zeitpunkte an zu erzählen, wo ihm die Geliebte des Gleißner Seff als Eheweib angetraut worden war. Er hatte für sehr vermöglich gegolten, war es aber nicht; eine Menge Schulden lasteten auf seinem Hofe, doch hatte er es verstanden, dieselben vor den Augen der Menge zu verheimlichen. Durch sträflichen Leichtsinn und durch seine Mißwirtschaft war er bereits ein Jahr nach seiner Verheiratung soweit herabgekommen, daß ihm von seinen Gläubigern sein Anwesen gepfändet und versteigert wurde. Darauf zog er in die Welt hinaus als Bettler oder vielmehr als Tagedieb und Taugenichts; sein grenzenlos unglückliches Weib aber begab sich mit ihrem Kinde zu Verwandten, denn ihr Scham- und Ehrgefühl duldete es nicht, nach Hause zurückzukehren, obschon sie gänzlich unschuldig an der verhängnisvollen Wendung der Dinge war. Und bei ihren Verwandten blieb Marie in der Eigenschaft einer dienenden Person ungefähr zwanzig Jahre lang. Fünf Jahre vor ihrem Tode war ihr Ehemann, der sich seit der Trennung von ihr fast niemals weder um sie, noch um sein Kind gekümmert hatte, im Zuchthause gestorben, wohin ihn ein in seinem Heimatsdorfe verübter schwerer Einbruch auf zehn Jahre gebracht hatte.

Niemand in Falkenberg hegte die leiseste Ahnung, daß die neue Dirne des Ammerbauers eine Tochter des verstorbenen Bergstätter von Pirk sei und, wie gesagt, die Leitnerschen Eheleute wußten zu schweigen. Kathi hielt sich so eingezogen wie nur möglich. Wenn andere Mädchen an den lauen Abenden durch den Markt lustwandelten, blieb sie, mit einer Handarbeit beschäftigt, zu Hause; sie besuchte nie den Tanzboden und selbst in der Kirche wählte sie stets ein Plätzchen, wo sie den Blicken am wenigsten ausgesetzt war.

Kathi hegte nur zwei Wünsche; der eine davon war, den alten Gleißner Seff kennen zu lernen, an welchen sie ihre Mutter noch kurz vor ihrem Tode empfohlen hatte, und der andere bestand darin, den Burschen wieder zu sehen, der ihr damals auf dem Wege nach Falkenberg so hilfbereit beigesprungen war. Allein keiner dieser Wünsche hatte sich bisher erfüllt. Wohl war Kathi schon verschiedene Male am Häuschen der Seffleut' vorübergegangen, von der Absicht bestimmt, den Alten zu Gesicht zu bekommen; doch Seffl ließ sich niemals sehen, weder vorm Fenster, noch vor der Thüre.

Warum sie wohl von ihrer Mutter selig gerade an den Alten gewiesen worden war? Ihre Mutter hatte keine Silbe hierüber verloren und mit keinem Wörtchen jemals das schmerzliche Geheimnis enthüllt, welches in ihrer Brust schlummerte; nicht einmal den Namen des Gleißner Seff hatte sie, bis wenige Stunden vor ihrem Tode, je über ihre Lippen gebracht.

Was das Wiedersehen mit Jackl betrifft, dessen Namen übrigens Kathi nicht wußte, so wäre es nicht so schwer gewesen, ein solches herbeizuführen, wenn das Mädchen den Mut besessen hätte, ihrem unbekannten Wohlthäter nachzuforschen. Aber sie fürchtete, ihren Erkundigungen eine falsche Deutung unterlegt zu sehen, und darum wollte sie lieber auf einen Zufall hoffen, der ja die Menschen oft genug zusammenführt. Manchmal stieg freilich in ihr die Vermutung auf, der Bursche könnte am Ende gar nicht mehr in Falkenberg sein, denn bei der bescheidenen Größe des Ortes hätte sie denselben sonst doch wohl schon zu Gesicht bekommen müssen. Und wenn sie dann recht lebhaft an die Möglichkeit dachte, daß der gute Mensch den Ort verlassen haben könnte, dann schlich es sich doch wie Leid in ihre Seele; wenigstens hätte sie ihm noch einmal begegnen mögen, damit sie ihm herzlicher danken konnte als damals, wo ihr Übelbefinden kaum einige matte Worte des Dankes über ihre Lippen zu kommen verstattet hatte.

Da geschah es eines Sonntags, daß der Ammerbauer an seine neue Dirne wie im Scherz die Frage richtete:

„Deandl, hast nachher den alt'n Gleißner a' scho' kenna g'lernt?"

Kathi gestand ohne Bedenken die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen, sich dem Alten zu nähern.

„Du gehst halt z'wenig unter d' Leut', Kathl," bemerkte Leitner hierauf, „sunst hätt'st 'n Seff scho' längst kenna g'lernt. Schau', er is erst gestern bei mir dagwen. Wennst willst, kannst'n glei 'iatzt seh'n, Deandl."

„Is mir scho' recht," erklärte Kathi rasch.

„Geh' zu eahm und sag' an schöna Gruaß von mir, es is scho' b'sorgt; er woaß nachher scho', was g'moant is."

„Soll i glei' geh', Bauer?"

Leitner bejahte.

Kathi suchte also das Häuschen der Seffleut' auf. Die alte Nandl saß auf der Hausbank heraußen.

„Is dei' Mo' dahoam?" fragte Kathi.

„Mei' Mo'?"

„Ja, der Ammerbauer schickt mi' her."

„Nachher geh' nur eini in d' Stub'n, da sitzt er scho' drin der Seff."

Das Mädchen sah sich beim Eintritte einem hageren Greise gegenüber, der am Tische saß und eine Anzahl Scherben eines zerbrochenen Kruges vor sich liegen hatte. Daneben stand ein Topf mit einer klebrigen Masse, in welche der Alte von Zeit zu Zeit den Zeigefinger tunkte; sodann bestrich er die einzelnen Bruchstücke sorgfältig und fügte sie zu einem Ganzen zusammen. Zu seinen Füßen hüpfte und wippte eine langbeinige Bachstelze, die ihr Schnäbelchen nach summenden Fliegen schnellte. Eine wahre Backofenhitze brütete in der Stube; die kleinen Fenster schienen nur dem Zwecke zu dienen, Licht, aber keine Luft einströmen zu lassen.

Seff schlug bei dem durch Kathis Erscheinen hervorgerufenen Geräusche die Augen auf, welche er auf seinen Krug geheftet hatte. Es waren milde Augen von jenem verblaßten Blau, welches einmal einer mit Vergißmeinnicht verglichen hat, die in Milch abgesotten sind.

„Deandl, was willst?" begehrte der Alte zu wissen, den Besuch etwas neugierig betrachtend.

Kathi wiederholte, was ihr der Ammerbauer aufgetragen hatte. Seff verwandte keinen Blick von dem Mädchen. Er schien sie mit den Augen förmlich verschlingen zu wollen.

„So, du bist beim Ammerbauer im Deanst?" fragte er, nachdem Kathi sich ihrer Botschaft entledigt hatte. „Bist scho' lang durt?"

„Erst vierzehn Tag."

„Hm, hm," that der Alte und fuhr fort, das Mädchen aufmerksam zu betrachten. Es war, als suche er jeden ihrer Gesichtszüge seinem Gedächtnisse einzuprägen. Kathi wußte nicht, was sie aus dem Gebahren des seltsamen Alten machen sollte. Sie entschuldigte es jedoch mit der kindischen Einfalt, welche das Gemeingut fast aller Hochbetagten ist.

„Hm, hm," murmelte Seff abermals, sonst aber kam kein Laut aus seinem Munde.

Da wurde dem Mädchen das Ding doch zu langweilig.

„Hab' i nix ausz'richt'n? I muaß wieder geh'," sagte sie und trat langsam zurück.

„Halt, Deandl!" rief Seff und nun kam auf einmal Bewegung in seine alten Knochen. Er legte die Arbeit weg, die er eben in den Händen hatte, und erhob sich. „No' a Wörtl! Wo bist denn her, Deandl?"

Er that diese Frage mit einer für sein Alter überraschenden Lebhaftigkeit.

„Interessiert Enk dös, Seff?" sagte Kathi etwas verwirrt. Man sah es ihrem Gesichte an, daß ihr die Frage des Alten einige Verlegenheit bereitet hatte.

„Freili,“ entgegnete Seff, „sunst fraget i ja nöt. Muaßt mir scho verzeih'n, Deandl, aber wie i di vorhin so ang'schaut hab', is mir grad g'we'n, als wenn i funfz'g Jahr jünger war, und i hab' gmoant, i bin auf amal in mei' Jugend z'ruck versetzt.“

Der Alte machte eine flüchtige Pause und räusperte sich. Dies geschah nur, um die Weichheit zu verdrängen, die ihn bei der Erinnerung an die Vergangenheit überkam.

„Wia i a junger Bursch bin g'wen,“ redete er jetzt weiter, „hab' i a Deandl gern g'habt, die hat dir wia aus 'm G'sicht außag'schnitt'n gleichg'seh'n, netta'*) so groß und die sell Postur, d' Aug'n, d' Haar — kurz und gut, wenn i di so anschau', Deandl, nachher moan i halt grad sie is. Wie hoaßt denn? Am End' hast den gleich'n Nam' a'?“

„I hoaß Kathl.“

„Mei' Deandl hat Marie g'hoaß'n. Aber wia's halt so geht im Leb'n — sie hat an anderen heirat'n müaß'n, an g'wiss'n Bergstätter von Pirk, wirst ebba scho' g'hört hab'n von eahm — an Lump'n, der hint und vorn nix g'habt hat wia Schuld'n, mehr als der Hund Flöh' — er is verdorb'n und z'letzt im Zuchthaus g'storb'n. Was aus sei'm Weib word'n is, dös woaß i nöt, hab a' weiter nix mehr g'hört von ihr; vielleicht is sie a' scho' in der andern Welt.“

Seff's Mund entquoll ein Seufzer. Allmählich hatte eine trübe Stimmung seine Seele beschlichen.

Kathi fühlte, wie ihr bei den Worten des Alten der Boden unter den Füßen brannte. Ihr Herz pochte fast hörbar, und das Blut tobte aufgeregt durch ihren Körper. Ähnlich, wie es Seff vorher ergangen war, erging es umgekehrt nun ihr. Sie konnte ihren Blick von den Zügen des Greises nicht abwenden. Also darum hatte ihr die Mutter den Namen desselben ge-

---

*) genau.

nannt? Arme Mutter! Was mußte sie einst als Mädchen gelitten haben, da die rauhe Hand des Schicksals ihren Traum von Lebensglück und Lebensfreude zerstörte und sie zwang, einen anderen zu nehmen, einen . . . Kathi dachte das Übrige nicht zu Ende. Ihr Gehirn sträubte sich dagegen, sie suchte dem Gedanken an jenen auszuweichen, welchen sie selbst im Leben niemals gesehen hatte und von dem sie nur wußte, daß er die vielen Thränen verursacht hatte, welche sie oft aus den Augen ihrer Mutter hatte fließen sehen.

Der alte Seff hatte abermals eine Pause gemacht. Jetzt streifte sein Blick den zerbrochenen Krug auf dem Tische. Da zuckte es lebhaft über sein Gesicht.

„Schau', Deandl, oder Kathl, wiast hoaßt, dies Krüagl da is a' no' von ihr."

Und mit herzgewinnender Offenheit weihte er das Mädchen in die Geschichte des Kruges ein. So schmerzlich auch die Erinnerung an die Vergangenheit für Seff sein mochte, er lebte doch wieder auf, wenn er jemand fand, zu dem er von den Dingen, die einst waren, so recht aus des Herzens Grund reden konnte.

Seff war mit der Geschichte des Kruges zu Ende. Gegen den Schluß derselben hatte er Kathi den Rücken zugekehrt. Als er sich nun wieder umwandte, bemerkte er, daß das Mädchen sich schluchzend das Gesicht verhülle. Befremdet sah Seffl auf die Weinende.

„Warum woanst denn auf amal?" fragte er. „Hat di' am End' gar mei' G'schicht angriff'n?"

Sie nickte wortlos und bemühte sich, ihre Rührung zu überkommen. Hastig trocknete sie die nassen Augen. Sobald sie sich hinlänglich gesammelt hatte, öffnete sie den Mund zu den Worten:

„Gleißner, darf i Enk ebbs anvertrau'n?"

Der Alte spitzte in gespannter Erwartung die Ohren. Wie

das Vorgefühl eines bedeutsamen Ereignisses griff es in seine Seele.

„Ja, Deandl,“ sagte er, „mir därffst alles anvertrau'n, sag' koan Mensch'n ebbs.“

„Nöt amal Euer'm Wei'?“

Seff blickte das Mädchen verwundert an. Plötzlich aber huschte ein Lächeln um seine Mundwinkel, und indem seine blauen Augen schalkhaft aufleuchteten, rief er:

„Der? Na, der sag' i scho' z'erst nix. Also red', Kathl!“

„So muaß i Enk halt sag'n, Gleißner,“ gestand das Mädchen nach flüchtigem Überlegen, „daß der Bergstätter von Pirk mei' Vater gwen is.“

Fast atemlos hatte der Alte diese Enthüllung vernommen. Für einen Augenblick stand er unbeweglich, als ob in Stein verzaubert, da. Plötzlich aber erfaßte er Kathis Hand, hielt sie fest und rief mit einer zwischen Freude und Wehmut schwankenden Stimme:

„Grüaß di Gott, Deandl! Ja, was is denn jatzt dös! Da schlag' i dengert glei' den Of'n ei'! . . . Denkt hab' i mir's aber, denkt hab' i mir's, wia i di vorhin so ang'schaut hab': dei' Muatter bist aufs Haarl. Und wia geht's ihr denn nachher, deiner Muattern?“

Da blickte Kathi dem Greise betrübt in die Augen.

„Wißt's Oes*) no' nöt Gleißner . . .?“

„Was?“ machte er mit stockendem Atem.

„Daß mei Muatter vor an halben Jahr g'storb'n is.“

„G'storb'n is sie?“ wiederholte Seff, und seine Stimme zitterte. „O, du arm's Wei'!“ Er ließ die Hand des Mädchens los und versank in betrübtes Sinnen. Kathi wagte den Greis nicht zu stören, sie betrachtete sein Antlitz; Schmerz und Trauer standen in den Zügen zu lesen. Endlich sagte er wie zu sich selbst:

---

*) Ihr.

„I hab' mir's aber denkt, wia der Kruag z'brocha is: dös bedeut't nix G'scheits. Und wirkli is 's so . . . Kathl," wandte er sich wieder an das Mädchen, „warum bist denn nöt schon ehnder zu mir kemma? Hat dei Muatter niamals von mir g'redt?"

„Ja, sie hat scho g'redt von Enk," sagte Kathi, „und i war a' scho längst kemma, aber . . . aber i hab' mir halt nöt traut."

„Du dalkets Deandl!" rief Seff. „Nöt traut! I bin ja nur an alter Mo', a Häusler und koa Graf oder Küni. Aber iatzt mußt mir versprecha, recht oft z'kemma, so oft d' magst, je öfter, desto liaber is 's mir. I hab no' gar viel z'red'n mit dir. Versprichst mir's?"

„Recht gern, Gleißner," erwiderte das Mädchen. „Aber gelt's, koan Mensch'n . . ."

„Na, na, Deandl, brauchst koa Angst z'hab'n, i woaß's scho'," unterbrach sie der Alte beruhigend.

„Jatzt pfüat Gott, Gleißner," sagte Kathi und bot dem Alten die Rechte. Er drückte ihre Hand herzlich und warm, blickte ihr nochmals recht treuherzig in die Augen und entließ sie mit den aufrichtig empfundenen Worten:

„Gelt, Deandl, aber recht bald kimmst wieder?"

Und sie versprach's.

Auf dem Rückwege zum Ammerbauernhof vernahm Kathi hinter sich eine Stimme, die ihr zurief. Sie wandte den Blick zurück — der lang gesuchte Bursche stand vor ihr, Jackl war es.

„Grüaß di Gott, Deandl," sagte er voll Freude. „Scho' seit vierzehn Tag' suach i di und hab' di nöt erfrag'n könna. Natürli', dein Nam' hab' i nöt g'wüßt und g'seh'n hab' i di' a' nirgends nöt."

Kati errötete hoch. Im geheimen aber empfand sie eine lebhafte Freude, daß sich der Bursche um sie gekümmert und sie gesucht hatte. Sie teilte ihm mit, daß sie beim Ammer-

bauern im Dienst stehe und gestand ihm ohne Rückhalt, wie sie sich ebenfalls bemüht habe, ihn wieder zu treffen, um ihm danken zu können für seine mitleidige Hilfe.

„Geh' zua," meinte er lächelnd, „red' nöt davon. I hab' ja nix than, daß ma sag'n kunnt, es is ebbs B'sonders. Wia g'fallt's dir denn in Falkenberg?"

Ihre Antwort zeugte von ihrer Zufriedenheit.

Im Laufe des weiteren Gespräches erkundigte sich Jackl nach dem Namen des Mädchens, während dieses von ihm erfuhr, daß er Jakob Riederer heiße. Damit begnügten sich die beiden jungen Leute einstweilen. Dann trennten sie sich mit dem gegenseitig ausgesprochenen Erwarten, einander bald wieder zu sehen.

Und sie vergaßen nicht, dieses Erwarten in die That umzusetzen. Von nun an sahen sich Jackl und Kathi oft und — es braucht nicht eigens betont zu werden — gerne; bald wußten auch die Leute, welche bekanntlich alles wissen, daß der Riederer Jackl in die Dirne vom Ammerbauer und diese in jenen verliebt sei. Diesmal hatten sich die Leute auch nicht geirrt, nur mit dem Unterschied, daß, als sie es zu erfahren bekamen, die Sache zwischen dem Jackl und der Kathi bereits längst im reinen war.

Zu denjenigen aber, welche von dem zarten Verhältnis der beiden Leutchen keine Ahnung hatten, und ihrer gab es in Falkenberg immerhin noch etliche, zählten auch die Seffleut'. Das war nun ein Glück für den Jackl, denn Nandl, die sich trotz ihrer sechzig Jahren noch für jung genug hielt, um auch einem Burschen, wie dem Jackl, zu gefallen, hätte es letzterem weder in dieser noch in der anderen Welt verziehen, daß er mit einem jungen Deandl „anbandelte", wie man so sagt.

Ja, die Gleißner Nandl war in dieser Hinsicht ein ganz sonderbares Geschöpf; aber niemand wußte es, was in der Alten eigentlich vorging, Jackl am allerwenigsten.

Viertes Kapitel.

Wie ein Menschenherz bricht.

Man würde sich irren in der Annahme, daß Kathi, seitdem sie in Jackl einen braven Burschen gefunden hatte, der es mit Bezug auf ihre Zukunft redlich und ernst meinte, den alten Gleißner Seff vernachlässigt habe. Im Gegenteil. So oft es ihr möglich war, besuchte sie ihn, doch blieb sie, wenn Nandl zugegen war, nie lange. Seff hatte der Nandl über das Mädchen nur so viel mitgeteilt, als erforderlich war, um das öftere Erscheinen desselben zu erklären und zu begründen.

„Nandl,“ hatte der Greis zu ihr gesagt, „die Dirn' vom Ammerbauern sieht der Bergstätterin so gleich, daß i moan, i seh' d' Marie wia s' no' zwanzig Jahr alt g'wen is.“

„I moan, Seff, du wirst halt in Ewigkeit nimmer g'scheit,“ hatte ihm die Alte darauf geantwortet.

„Dös kann scho' sei,“ meinte damals der Seff; „mir geht's halt a' wie dir.“

„War' nöt schlecht! Dös müaßt i mir verbiet'n, Seff,“ versetzte Nandl mit erkünsteltem Ärger.

„Verstell' di nur nöt, Nandl, es paßt nöt recht zu dein' schön' G'sicht. Schau, i mirk scho' lang, daß dir der Riederer Jackl . . .“

„Gelt, iatzt hör' fei' auf mit Dei'm G'wasch da,“ eiferte die Alte, und diesmal war es ihr mit ihrem Ärger wirklich Ernst.

„Ha, ha, ha,“ lachte Seff lustig, „hab' i's troffa iatzt? Woaßt Nandl, wenn du dir um an jung'n Bursch'n schaust, nachher schau i mir um a jung's Deandl. Alte Esel, hoaßt's im Sprüchwort, scherz'n a' gern.“

„Wennst di' selber moanst, hab' i nix dageg'n.“

„Du wirst a' nix dageg'n hab'n, wenn i di moan, Nandl. Aber da streit' ma' uns nöt lang hinum und herum. Hast ebbs dageg'n, wenn d' Kathl vom Ammerbauern öfters zu mir kimmt?“

„I? I hab' nix dageg'n. Meinetweg'n kimmt s' alle Tag. Daß d' mir aber nöt überschnappst, Seff."

Der Alte gelobte aufrichtig, daß er nicht überschnappen wolle; der Nandl dasselbe Versprechen ihrerseits abzunehmen, daran dachte er gar nicht einmal.

Seit jenem Zwiegespräche war Kathi beliebiger Zutritt zum Gleißnerhäuschen gestattet. Seff hatte das Mädchen unterwiesen, wie es sich in Gegenwart Nandls zu verhalten habe, um in den Augen derselben eben nichts weiter wie die „Ammerbauer Kathl" zu sein. Und Kathi war dem Alten für seine Klugheit aufrichtig dankbar, denn sie wollte um keinen Preis das Geheimnis ihrer Herkunft an die große Glocke gehängt sehen. Ihrem Jackl hatte sie es zwar gestanden, wer ihr Vater gewesen war — aber der Bursche stammte nicht aus der Falkenberger Gegend, sondern aus Cham, hatte niemals vom Bergstätter von Pirk gehört und war von zu wackerer Gesinnung, als daß er das Mädchen, welches er innig liebte, für das verfehlte Leben des Vaters hätte büßen lassen.

So oft Seff mit dem Mädchen ohne Beisein Nandls sich unterhalten konnte, ging ihm sein ganzes Herz auf und über, und dann griff er hinein in den reichen Schatz seiner Erinnerungen, die sich fast alle, mehr oder minder, um Kathis Mutter rankten, wie die Waldrebe um den Stamm, dem sie sich vermählt hat. In solchen Stunden schien der Greis wieder jung zu werden; die kleinsten Ereignisse und Begebenheiten, welche mit dem Liebesleben seiner Jünglingszeit verwoben waren, wurden da hervorgeholt und erzählt, und dies mit einer Wärme und Innigkeit, welche seine Zuhörerin manchmal vergessen machte, daß die Rede von den Lippen eines Siebzigjährigen floß. Auf Kathi selbst aber übte die Wiedergabe dieser Erinnerungen eine tiefgehende Wirkung aus; allmählich gewann sie den guten Greis so innig lieb wie einen Vater, und ihre Anhänglichkeit zu ihm mehrte sich mit jedem Tage. Sie vertraute

ihm alles an, was ihr junges Herz bewegte, sei es in Freud' oder Leid, denn es hatte sich der felsenfeste Glaube in ihr gebildet, daß der Himmel ihr, der Verwaisten, in dem Gleißnerseff einen Berater und Führer geschenkt habe. Vor ihm also wollte sie kein Geheimnis haben, und so berichtete sie ihm eines Tages, als Nandl eben wieder nicht zugegen war, wie es mit ihr und dem Jackl stehe. Zu ihrem Erstaunen that der Alte gar nicht einmal überrascht.

„Kathl," bemerkte er nur, und ein schelmisches Lächeln stahl sich um seine Mundwinkel, „da hör' i nix Neu's, i hab' scho' längst so ebbs g'spannt. Aber i hab' nix sag'n mög'n, denn i hab' mir denkt: da werd' si' iatzt zoag'n, ob 's Deandl aufrichti' is oder nöt und a wirklich's Vertrau'n zu mir hat. Es freut mi', Kathl, daß i mi in dir nöt täuscht hab', und daß d' nöt falsch bist. Schau', dei Muatter seli', — die hat a' koa Falschheit nöt kennt, dös hat's nöt geb'n bei ihr. Jatzt sag' mir aber amal, wia bist denn grad über'n Riederer Jackl kemma?"

Sie hatte dem Alten die Geschichte noch niemals erzählt, wie sie mit dem Burschen bekannt geworden war, denn sie hatte immer gefürchtet, dabei zu verraten, was für eine Stelle derselbe in ihrem Herzen einnehme. Es bangte ihr, und das eigentlich ohne daß sie wußte, warum, der Gleißnerseff möchte ihr minder gut gesinnt sein, sobald er um ihre Liebe zu Jackl wisse. Und so hatte ihr bisher die Scheu den Mund geschlossen, trotzdem sie den Alten sonst fast in alle Geheimnisse ihres Innern einweihte.

„Warum hast mir denn dös nöt schon ehnder g'sagt?" fragte Seff, der mit sichtlichem Interesse der Erzählung des Mädchens gefolgt war.

„I hab' mir nöt traut'," gestand sie verschämt.

„Und warum hast mir denn nachher heut' traut?" forschte er weiter. „I moan, der Jackl is a ganz rechtschaff'ner Bursch', mit dem si' a Deandl nöt z'schama braucht. I hab' von eahm no koa Bröserl nix Uneb'ns g'hört."

7*

Auf diese Rede hatte Kathi keine andere Erwiderung als einen schweren Seufzer; dann trat ein tiefer Schatten stillen Kummers auf ihr hübsches Gesicht, einer dunklen Wolke ähnlich, die sich neidisch vor die Sonne legt, und ein paar Zähren blinkten auf den Wangen des weich gestimmten Mädchens; sie waren indes nur die Vorläufer eines Thränenstromes, der sich jetzt unaufhaltsam den Augen Kathis entwand, und dessen Ausbruch sie vergebens zu hindern versucht hatte.

„Hat dir ebba der Jackl gar d' Liab aufg'sagt?“ fragte der Greis, welchen dieser rasche Wechsel in der Stimmung des Mädchens mit einiger Bestürzung erfüllte.

Sie schüttelte stumm den Kopf und drückte die Schürze vor das Antlitz. Dem freundlichen Zureden und den Trostsprüchen des Alten gelang es endlich, das Mädchen so weit zu beruhigen, daß sie ihm auf seine Fragen antworten konnte. Seff erfuhr nun, daß Jackl gestern von seinem Vater, der in Cham eine kleine Wirtschaft betrieb, einen Brief des Inhalts bekommen habe, er, der Sohn, müsse zu Neujahr das Anwesen übernehmen; er solle sich also alle Mühe geben, eine Braut mit einigen tausend Mark ausfindig zu machen, denn das Anwesen sei sonst, weil stark von Schulden gedrückt, verloren.

„So—o—o,“ machte Seff in langgedehntem Ton, als Kathi geendet hatte. „Und was sagt der Jackl dazua?“

„Er ist ganz auseinander.“

„Dös glaub' i wohl,“ stimmte Seff bei und sah ernst vor sich hin. „I woaß's, wia so ebb's thuat da drinnet.“

Und er klopfte mit der Faust auf seine Brust. Ja, er hatte es erfahren, der gute Alte, was es heißt, zwei Menschen voneinander zu reißen, welche die Liebe zusammengeführt hat.

„Hat denn der Jackl gar nix übri? Hat er si' no nix erspart?“ nahm Seff wieder das Wort.

„A paar hundert Mark wohl,“ antwortete Kathi, sich die

Augen mühsam trocknend. „Aber dös g'leckt nöt hint und nöt vorn.“

„Hm, also bis Neujahr,“ sagte Seff, bedächtig den silberweißen Kopf wiegend. „Da hab'n ma' no' alleweil a schöne Zeit hin. Thua nur nöt verzweif'ln, Kath'l, und an Kopf nöt glei' verlier'n. Vertrau' auf unseren Herrgott, der wird's nachher scho' recht macha. Denkst dir halt, er will di' a bißl auf a Prob' stell'n. A jeder Mensch muaß sei Packerl trag'n, und wenn's eahm z'schwer wird, nachher nimmt's eahm unser Herrgott wieder ab a'.“

So suchte der Greis einstweilen das Mädchen zu trösten und es gelang ihm auch, Kathis gesunkenen Mut wieder zu beleben und ihre Hoffnung auf die Zukunft neu zu stärken. Die Jugend läßt sich ja so leicht lenken und ist eben so schnell den Einflüsterungen der Freude wie des Schmerzes zugänglich.

Kathi verließ ihren Freund und Tröster mit den Worten des Dankes. Seff hatte recht, bis Neujahr war's noch eine geraume Zeit, und bis dahin mochte noch alles gut werden. Bis dahin konnte Kathi vielleicht sogar das große Los gewinnen oder konnte irgend ein unbekannter ferner Verwandter sterben und ihr eine hübsche Erbschaft hinterlassen. War denn das noch niemals dagewesen? In den Zeitungen hatte es manchmal schon gestanden, wie arme Leute über Nacht durch den Tod eines Vetters oder Onkels in Amerika plötzlich steinreich geworden waren. Und obschon auch die berühmten „Onkel“ in Amerika sterben, so sterben sie doch nicht aus, Gott sei Dank. Es mußte ja auch nicht gerade ein amerikanischer Verwandter sein, welcher der hoffenden Kathi Hilfe brachte. Am Ende that es auch eine Lotterie; schon mancher war durch den Besitz eines Kirchenbauloses vom armen Teufel zum vermöglichen Mann emporgeschnellt.

Wer mochte es dem armen Mädchen verdenken, wenn sie sich mit solchen Gedanken trug? Zwar wußte sie nichts von

einem reichen, überseeischen Verwandten, aber ein Kölner Dombaulos wollte sie sich verschaffen, der Krämer in Falkenberg handelte mit solchen Losen.

Kathi kaufte sich aus ihrem Ersparten wirklich so ein glückverheißendes Los. Es trug die Nummer 202600, ein höchst günstiges Zeichen, welches mit beredter Sprache ankündigte, daß Kathl und Jackl ein Paar werden sollten.

Sie zählte zwanzig, er sechsundzwanzig; da waren sie ja schon beisammen. Um die zwei Stellen am Ende kümmerte sich Kathi nicht weiter, denn die hatten ja doch keinen Wert und keine Bedeutung. In einem Vierteljahre fand die Ziehung statt. Bis dahin wollte die Losinhaberin jeden Tag inbrünstig um den Haupttreffer beten; sie gelobte im stillen sogar schon, irgendwo eine Feldkapelle errichten zu lassen, sie versprach eine Wallfahrt nach dem Mariahilfberg in Amberg, wo sie eine große, schwere Wachskerze opfern wollte, falls sie der Himmel bei der Ziehung besonders berücksichtigen werde. Es konnte also gar nicht schief gehen, etwas mußte der liebe Gott doch für sie thun, denn er konnte doch unmöglich zugeben, daß sie ihren Jackl verlöre. Das that unser Herrgott gewiß nicht.

So ist der Mensch. An glühenden Kohlen krallt er sich in der Not fest.

Vier oder fünf Tage später legte der Gleißner Seff seinen Sonntagsstatt an. Verwundert sah Nandl seinem Thun zu, denn es war mitten in der Woche und für den Alten scheinbar kein Anlaß gegeben, sich besser zu kleiden.

„Was bedeut't dös heut'?" fragte Nandl kopfschüttelnd.

„Dös bedeut't, daß i nach Tirsch'nreuth geh'. I hab' a wichtig's Geschäft durt."

Auf einige weitere Fragen Nandls antwortete Seff mit allgemeinen Redensarten, so daß sie über den wahren Zweck seines Ganges unaufgeklärt blieb.

Kaum war der Alte fort, als Nandl zu sich sagte: „Was will iatzt der z' Tirsch'nreuth, dös möcht' i dengert wissen. Überhaupt kimmt mir der Seff seit an etli Tag'n so g'spassi' vür; er ret't nöt viel, er deut't nöt viel und sinniert alleweil in ein Loch eini."

Sie brach ab und setzte eine überlegende Miene auf. Plötzlich rief sie:

„Eigentli' is 's mir ganz recht, daß er furt is. Auf an solch'n Tag hab' i scho lang' g'lurt. Wenn i nur wüßt', wia i's anstell'n soll."

Wieder schwieg sie und wieder überlegte sie, diesmal länger als vorher.

„Jetzt hab' i's," rief sie endlich mit einer entschiedenen Handbewegung. „I laß 'n oanfach hol'n und sag' eahm's glei' wia mir z' Muat is. Wenn i a koa jung's Deandl mehr bin, zum Anschau'n bin i no' alleweil. I mag nimmer beim Seff bleib'n, es is nix mehr mit uns zwoa, seit i sein Kruag brocha hab' — er is a ganz anderer word'n und i . . . i bin a' a ganz an andre."

Nandl nahm nach diesem höchst merkwürdigen Selbstgespräch einen Spiegelscherben zur Hand, der in einem Fensterwinkel an einem Nelkenstocke lag, und warf einen prüfenden Blick hinein. Ein selbstgefälliger Ausdruck erschien auf ihrem Gesichte! Sie nickte zufrieden, lächelte vergnügt und glättete mit der flachen Hand die grauen Haare über der Stirne.

„Bin i ebba wüaſt?" redete sie halblaut vor sich hin. „Als Deandl bin i alleweil die schönst' g'wen' und a bißl sauber bin i iatzt a' no'. Und a Geld hab' i a', dös is nachher dengert d' Hauptsach'."

Sie legte den Spiegelscherben weg. Da sah sie ein etwa zwölfjähriges Mädchen an dem Hause vorübergehen. Nandl tappte mit der Hand an die Fensterscheibe und rief dabei laut:

„Anamirl, kimm' a bißl eina zu mir."

Die Angerufene erschien und fragte nach dem Begehr der Alten.

„Magst nöt so guat sei',“ antwortete Nandl, „und zum Metzger Radlhofer geh'? Sag' an schöna Gruaß vom Gleißner Seff, und der Jackl — du kennst'n scho', gelt? — möcht' glei' a bißl kemma.“

Das Mädchen versprach, die Botschaft an den Mann zu bringen und ging.

Noch war keine halbe Stunde verflossen, da erschien Jackl wirklich bei der Nandl. Er hatte noch seine Metzgerschürze umgebunden und der Wetzstein klirrte vom Gurte herab, denn der Bursche war von der Arbeit weg der Einladung gefolgt.

„I hab' a Kloanigkeit z'red'n mit dir, Jackl,“ begann die seltsame Alte sogleich, ohne eine Spur von Beklemmung oder Befangenheit zu verraten, „mußt mir aber verspreche, daß d' zu koan Mensch'n ebbs sagst davon.“

„So, du hast ebbs z'red'n? I hab' g'moant, dei' Seff will mir ebbs,“ versetzte der Bursch etwas verwundert.

„I wüßt' dir a Hochzeiterin, Jackl,“ fing Nandl auf einmal an. „Sie is freili nimmer ganz jung, aber a Geld hat s', a Geld.“

Jackl lachte belustigt. Nandl dagegen verzog keine Miene, sondern bewahrte ihren vorigen Ernst.

„I brauch' koa Hochzeiterin mehr,“ sagte der Bursche lachend. „I bin schon verseh'n in dem Punkt.“

Nandl riß Augen und Mund auf.

„Was, du hast schon oane?“ rief sie verblüfft. „Hab' dengert no' nix g'mirkt und g'hört davon! Wie hoaßt s' denn nachher, wenn ma frag'n därf?“ fügte sie in bissigem Tone hinzu.

„So, dös woaßt du no' nöt?“ that Jackl. „Kathl hoaßt s', beim Ammerbauern . . . .“

Ein hysterisches Lachen der Alten hinderte ihn, sich vollends auszusprechen. Erschreckt sah Jackl sie an; er meinte nicht

anders, als daß sie plötzlich irrsinnig geworden sei. Ihre Augen funkelten unheimlich, sie war leichenblaß und indem sie jetzt die Rechte gegen die Thüre ausstreckte, schrie sie den Burschen an:

„Nachher schau', daß d' weiter kimmst, wennst schon a Hochzeiterin hast. I brauch' di nöt da'. I hab's guat g'moant mit dir, du bist's aber nöt wert. Geh' nur weiter!"

Jackl war vor Erstaunen ganz außer sich geraten. Für ihn gab es hier nur eine einzige Erklärung — die Gleißner Nandl war in der That verrückt geworden. Daß aber er selbst die Ursache ihrer tollen Aufführung sei, dies auch nur zu ahnen, lag weitab von ihm. Er warf noch einen mitleidigen Blick auf das arme Weib und entfernte sich stumm. Gelegentlich wollte er dem alten Seff den Vorfall erzählen, sonst jedoch darüber schweigen, denn er konnte schon im voraus ermessen, daß die Geschichte wohl gar als Stoff zu Neckereien gegen ihn selbst benützt werden würde.

Seff kam einige Stunden nach jenem Auftritte von Tirschenreuth zurück. Eine seiner ersten Fragen lautete:

„Is d' Kathl nöt da g'wen?"

Da schnauzte ihn aber die Alte heftig an:

„Woaßt iatzt du koan andern Diskurs mehr, als von dem Deandl? Seff, du bist ja a reiner Narr! Überhaupt wird mir dös Ding mit ihr scho' a bißl z'dick. Alle Augenblick hat s' der Tuifl da. Was will s' denn alleweil, möcht' i wiss'n?"

Der Alte sah voller Verwunderung seine Nandl an. Was war denn da heute los mit ihr? Schier war sie nicht mehr zu erkennen, so gallhantig und fuchsteufelswild war sie, gerad' als ob sie zehn Prozesse auf einmal verspielt hätte.

„Nandl, warum bist denn so fuchti'?" wagte Seff zu fragen und zwar that er dies mit einem so milden freundlichen Tone, daß er sich selbst wundern mußte, wie er das zuwege brachte. Aber Nandl war nicht von jenem Schlage, der mit einem

sanften Worte zu kirren ist. Sobald sie merkte, daß Seff um schön' Wetter bat, fing sie erst recht zu prasseln und zu hageln an. Sie war sonst kein Zankeisen, aber heute ritt ihr doch der Teufel die Zunge. Zuerst bekam der Alte seinen Teil, sodann richtete sie ihre Geschosse gegen die abwesende Kathi.

„Du brauchst ihr' G'sellschaft nöt," pfauchte sie, „hast's z'erst a' nöt g'habt. I kann dös Deandl nöt leid'n und wia s' mir nomal in d' Stub'n kimmt, nimm i an Bes'n und stamper s' außi und di a' mit ihr. I brauch' enk alle zwoa nöt."

Seff, der gern predigen zu hören pflegte, stand mäuschenstill da und wartete geduldig, bis sich die keifende Alte atemlos geredet hatte und ihr, wie man gewöhnlich sagt, das Trumm ausging. Und nun kam er an die Reihe.

„Was hast denn eigentli' geg'n d' Kathl auf amal?" leitete er seinen Vortrag ein. „Jatzt auf amal! Hat s' di beleidigt? Oder was is 's denn?"

Keine Antwort.

„Wenn s' dir nix than hat, warum bist nachher so wild auf sie?" fuhr Seff fort. „Woaßt was, i sag' dir halt so viel und nöt mehr, Nandl: wia du mir dös Deandl grob behandelst, nachher wirst seh'n, was g'schieht."

„Und was g'schieht nachher?" rief sie gereizt. „Wirst mi' ebba gar schlag'n?"

„Dös fall't mir nöt im Traum ei'," antwortete Seff mit einem wegwerfenden Lachen. „Aber was g'schieht, dös will i dir glei sag'n — aus'm Haus geh' i und nachher kannst schau'n, wenn i wieder kimm."

Kaum hatte er diese Drohung verlauten lassen, da pflanzte sich Nandl, die Arme herausfordernd in die Seiten gestemmt, vor ihn hin und rief mit zornentbrannter Stimme:

„Also so weit is ma' scho'? Nachher geh' nur zua, alter Hansnarr, und nimm den a' mit, der is eh' viel schuld dran, daß d' so verruckt bist."

Sprach's und stürzte auf das Fenstergesimse los. Dort stand noch der Krug, welchen sie neulich zerschlagen hatte, und der von Seffs Hand mühsam zusammengeflickt und gekittet war. Im Nu erfaßte sie das teure Andenken, und bevor sich der Alte recht darauf besinnen konnte, was nun geschehen würde, krachte es auch schon zu seinen Füßen: in unzählbaren Scherben lag der Krug vor seinen Blicken, unheilbar für immer.

Die rasende Alte aber floh nach vollbrachter Unthat aus der Stube. Sie fürchtete für die Wohlfahrt ihres Rückens, obwohl Seff sie noch niemals auch nur mit einem Finger im Zorn angetastet hatte.

Auf einmal fühlte der Greis den Boden unter seinen Füßen wanken, seine Sinne umflorten sich und lautlos sank er vor den Trümmern nieder, an welchen sein Herz hing.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre. Die Bergstätter Kathi erschien auf der Schwelle. Sie wollte, da sie zufällig am Gleißnerhäuschen vorbeikam, dem Alten einen flüchtigen Besuch machen. Als sie jetzt den Greis wie hilflos auf dem Boden liegen sah, stieß sie einen lauten Schrei aus.

„Jesus! Maria und Joseph! Was is 's denn?" rief sie vor Schrecken.

Der Alte schlug beim Klange dieser Stimme die Augen auf.

„Du bist's, Deandl?" sagte er mit matter Stimme.

Das Mädchen bückte sich nieder. Mit großer Anstrengung gelang es ihr, Seff auf die Füße zu bringen und nach einem Stuhle zu führen, wo er stöhnend niederglitt. Sie fragte, was geschehen sei und was die Scherben des Kruges zu bedeuten hätten.

Der Greis schüttelte wehmütig das silberhaarige Haupt. „Jatzt is 's bald aus mit mir," sagte er in stiller Ergebenheit, und wie ein flüchtiger Schimmer schwebte es über seine verwitterten Züge hin.

„Kathl, dei Muatter hat's nöt hab'n woll'n, daß der

Kruag ganz bleibt; i betracht' dös als a Zoach'n, daß i bald zu ihr kimm."

„Aber so sagts mir dengert, wer'n Kruag z'broch'n hat?" fragte das Mädchen, ohne auf des Alten trübe Ahnung Bezug zu nehmen. „Is 's am End' d' Nandl wieder g'wen, weil sie si' nöt seh'n laßt?"

„Ja, ja, d' Nandl hat's than," gestand Seff endlich mit zitternder Stimme. „Im Ärger hat s' mir'n Kruag für d' Füaß hing'worfa — i hab' g'moant, 's Herz wirft's mir in Scherb'n. Meinetweg'n hätt' s' mir anthan, was s' g'wollt hätt', aber nur nöt dös; dös is z'viel, dös kann i nöt vertrag'n. Und verzeih'n kann i ihr's in Ewigkeit nöt . . . . na, in alle Ewigkeit nöt."

Schmerzerfüllt weilte sein Auge bei den Trümmern auf dem Boden. Kathi machte sich eben daran, sie aufzulesen, da trat Nandl in die Stube. Beim Anblicke des Mädchens schoß ihr eine Blutwelle ins Gesicht. Ihre Augen quollen heraus und mit schneidender Stimme kreischte sie:

„Bist scho' wieder da, Malefizperson? Auf der Stell' packst di' weiter! Seitdem du einkehrst, is der Seg'n Gottes beim Tuifl und der Unfried' is da. Alleweil hab' i mit 'm Seff guat g'haust, und g'stritten ham ma nöt und koa unschön's Wörtl hat's geb'n zwischen uns, bis di' der Gangerl nach Falk'nberg 'bracht hatt'. Geh' mir nur glei' aus'm G'sicht und laß di' nimmer seh'n bei uns . . . . sunst wirf i dir alle Scherben von dem vermaledeit'n Kruag ins G'sicht."

Bestürzt blickte Kathi auf die tobende Alte. Ehe sich aber das Mädchen noch von ihrer maßlosen Verwirrung erholen konnte, fühlte sie sich von zehn krallenden Fingern am Arme gepackt und zur Thüre hinausgestoßen.

„So iatzt schau', wiest wieder einakimmst!" höhnte die sich wie wahnsinnig gebärdende Nandl und schlug die Thüre mit lautem Schalle zu.

Kathi war ganz verblüfft ob dieses Gebarens, für welches sie keine Erklärung finden konnte. Sie erzählte dem Ammerbauer, was ihr geschehen. Der aber lachte und sagte, indem er mit der Hand über seine Stirnfläche strich: „O mei' Deandl, bei der Gleißner Nandl is's da herob'n nöt sauber, da hat's schon oft g'weizt.“

Bald sollte das Mädchen noch mehr erfahren.

Es vergingen ungefähr zwei Wochen. Kathi dachte kaum mehr noch an die rauhe Behandlung im Gleißnerhäuschen. Wohl vermißte sie anfangs schwer die Stunden, welche ihr im Geplauder mit dem alten Seff verflossen waren, aber nachdem sie den Verkehr mit ihm nicht mehr fortsetzen konnte, hatte sie sich allmählich in diese Entbehrung gefügt. Seff kam ihr selten mehr zu Gesicht, höchstens an Sonn- und Feiertagen, und auch da konnte sie sich ihm nicht nähern, denn Nandl wich nicht von seiner Seite. Gleichwohl machte aber das Mädchen die auch von anderen Personen geteilte Wahrnehmung, daß der Alte auffallend rasch verfiel, daß seine Haltung gedrückter, sein Gang unsicherer und sein Aussehen kränkelnd war.

Eines Sonntags nach dem vormittägigen Gottesdienste war Kathi eben auf dem Heimwege zum Ammerbauerngehöfte. Sie hatte in der Kirche recht andächtig gebetet und dem lieben Gott ihre Herzensangelegenheit von wegen der Dombaulotterie aufs innigste empfohlen, denn in ein paar Tagen ging die Ziehung vor sich. Plötzlich hörte sie ihren Namen rufen. Ein halbwüchsiger Bursche stand vor ihr.

„Du mögst glei' ins Gleißnerhäusl kemma,“ lautete seine Rede.

„I ins Gleißnerhäusl?“ fragte Kathi erstaunt. „Hast di nöt g'irrt, Bua?“

Der Gefragte blieb bei seiner Aussage. Nandl selbst habe ihn geschickt, fügte er hinzu.

Kathi folgte ohne Weilen. Als sie in die Wohnstube trat, kam ihr die Alte schon entgegen, die Augen voll Wasser.

„Verzeih' mir, Deandl," sagte sie mit weicher Stimme, „aber i hab' halt manchsmal so Zeit'n."

„I hab' dir scho' verzieh'n," versetzte Kathi nicht ohne Bewegtheit.

Aus der Nebenkammer, dessen Thüre halb geöffnet war, erscholl ein hüstelnder Laut. Die Alte deutete nach der Kammer mit den Worten:

„Da sollst einigeh', Kathl. Mei' Seff will die hab'n; er is recht schlecht beinand."

Kathi suchte den Alten auf. Schon von weitem streckte er ihr seine abgemagerte Hand entgegen. Es war ein schmerzliches Wiedersehen für beide Teile.

„I möcht no' amal mit dir red'n, Kathl," begann der Greis, „eh' i 's gar mach'. Werd'n thua i nimmer, dös g'spür' i. Wenn i no' a solchene Nacht hab', wia die letzt', nachher is's aus mit mir. I möcht' also Pfüat Gott sag'n zu dir, Deandl; i glaub' nöt, daß i di auf dera Welt nomals seh'. Dei Muatter werd' i grüaß'n von dir und i werd' ihr sag'n, daß ihr Kathl a brav's Deandl word'n is. Du wirst mi' nöt vergess'n, Kathl, dös woaß i scho'; i hab' g'sorgt dafür, daß d' mi nöt vergißt. Mei' Nandl wird dir scho' alles sag'n no', wenn i amal g'storb'n bin."

Heiße Thränen badeten bei dieser Rede des sterbenden Greises die Wangen Kathis. Kaum daß sie einige Worte hervorzubringen vermochte. Sie lehnte sich, das Angesicht verhüllend, an das Fußende der Bettlade und schluchzte krampfhaft. Endlich fühlte sie sich stark genug, von dem guten Alten Abschied zu nehmen — es war ein Abschied für immer! Dann verließ sie das Häuschen.

Ungefähr um vier Uhr nachmittags verkündete das Zügenglöckchen das Verscheiden eines Erdenpilgers — der alte Gleißner war's, dem das Wimmern des Erzes galt.

Es war kein prunkvolles Leichenbegängnis, welches für

den Toten veranstaltet wurde; die Sefflleut waren ja arme Leut'. Aber dennoch folgten viele Leidtragende dem schmucklosen Sarge. Und als man das braune Bretterhäuschen in die Grube versenkt hatte, da vernahm das jüngere Geschlecht der Falkenberger zu seiner größten Überraschung, daß man soeben die sterblichen Reste des „ehrengeachteten und tugendsamen Jünglings Joseph Gleißner" zur Ruhe bestattet habe, und daß am offenen Grabe eine tieftrauernde Schwester stehe. Er war niemals verheiratet gewesen, der treue Seff, und nur die älteren Leute in Falkenberg trugen um das zwischen Seff und Nandl bestehende Verhältnis Wissen: die Jüngeren aber hatten sich darum nie gekümmert.

Nach dem Trauergottesdienste forderte Seffs Schwester die Bergstätter Kathi auf, mit ihr zu kommen, und nun erfuhr das Mädchen zu ihrer unbeschreiblichen Freude, daß Seff ihr im Testamente bare siebentausend Mark vermacht habe. Beim Notar in Tirschenreuth liege das Geld.

Wie es die Alte sagte, so verhielt es sich auch. Einige Tage hernach schon war Kathi im Besitze jener Summe, und nun brauchte sie weder den Haupt- noch einen anderen Treffer der Dombaulotterie mehr, der übrigens ohnehin ausblieb. Der Himmel hatte das Gebet des Mädchens auf einem anderen Wege erhört.

Ein Vierteljahr darauf bekam Kathi auch ihren Jackl.

Und die Gleißner Nandl? Nicht ganz ein Jahr war seit ihres Bruders Hinscheiden verflossen, da fand man sie eines Morgens tot in ihrem Bette. Erst das jammervolle Geschrei der armen „Liesl," welche mehrere Tage lang ohne Futter geblieben und nahezu verhungert war, hatte die Leute aufmerksam gemacht, daß im Gleißnerhäuschen etwas nicht richtig sein müsse.

Unterm Kopfkissen Nandls wurde im Strohsacke und zwar in Strümpfen noch eine große Anzahl alter bayerischer Münzen im Werte von siebentausend Mark entdeckt.

Das waren die armen „Sefflleut'!“

Heute ist ihr Häuschen in fremden Händen. Noch immer schlängelt sich das Bächlein in munterem Laufe an demselben vorbei, allein von dem grünen Nix, der in dem Wässerlein einstmal hauste, hat man weiter nichts mehr gehört oder gesehen. Hie und da in mondheller Sommernacht meint man freilich ein niedliches Stimmchen zu vernehmen, das aus dem Bächlein zu kommen scheint. Es ist aber nur das Gezirpe der Grille, die auf der nahen Wiese ihre hochtönende Fiedel durch die schweigende Nacht erklingen läßt.



Gravure Meisenbach Riffarth & Co, München.

Die Seffleut'.

III.

Der Frah'nsepp.

[illegible] nach einer wahren [illegible]

Seite 90.



Gravure Meisenbach Riffarth & Co. München.

Die Seppl-Leni.

III.

Der Protz'nsepp.

Eine Geschichte aus den Bergen, nach einer wahren Begebenheit erzählt.

Erstes Kapitel.

Was ein Protz ist? Ein Protz ist ein graues, warziges Vieh, das auf hochdeutsch „Kröte“ genannt wird und von dem sehr viele Leute so großen Abscheu empfinden, daß sie ihm entweder ausweichen, damit es sie nicht beißt, oder ihm in ihrer Unwissenheit das Lebenslicht ausblasen. Weil der Protz schädlich ist, sagen die einen; weil er giftig ist, behaupten die anderen. Wer hat jetzt da recht? Am wenigsten die, welche den armen Tropf als schädlich verschreien; denn der Protz ist ein sehr nützlich Geschöpf. In diesem Bezug kann man also seinem Leumund nichts anhaben. Ehnder trifft's schon der andere Teil, der den Protz'n für ein giftiges Vieh hält. Aber doch auch nur wieder bedingt. Nämlich so: im Herbst, wenn die Nebel treiben und der Wind das abgestorbene „Laubet“ von Baum und Busch streift, wird der „Protz“ giftig. Wer hierüber noch mehr wissen will, der befrag' nur einen Herrn Naturkundigen, der wird's ihm bestätigen und mit Siegel und Brief noch dazu, so er's etwa begehrt. In Arabien heißen die Leute den Protz'n gleich kurzweg einen Giftfrosch.

Aber weit giftiger als der vierfüßige Protz war der Achthalersepp, denn der steckte das ganze Jahr hindurch nicht bloß selber voll Gift, sondern war überhaupt ein ganz nichtsnutziges,

schädliches Menschenkraut und ein rechter Flank. Sein Lebensläufel heischt einen Beschrieb, aber einen guten leidet's nicht, soviel sei schon im vornhinein angezeigt.

Der Sepp hätt' von rechtswegen überhaupt gleich im ersten Bad ertrinken sollen, so urteilten strenge die Leute, wenn man sie über ihn um Auskunft anging; er hätt' dann wenigstens ein gutes Werk gethan für sich und für andere Menschen.

Nach gemeinem Bericht stand Sepp's Wiege im Dorfe Osterwarngau; selbes liegt im bayerischen Oberlande zwischen Tölz und Holzkirchen am Fuße das durch seine herrliche Aussicht berühmten Taubenberges. Sepp's Vater war ein Kleinhäusler gewesen. Die Mutter hatte der Knabe schon im ersten Jahre seines Lebens verloren. Und das ist sein größtes Unglück gewesen, denn der Vater scherte sich blutwenig um die Erziehung seines Buben, konnte es wohl auch nicht vor Sorge, weniger um das tägliche Brot, als um das tägliche — Bier- und Schnapsglas, indem der Vater ein Erzsaufbold war.

Wie da der Junge geriet, läßt sich leicht denken. Als er das Schulgehen anfing, hatte er bereits soviel Schläge auf dem Buckel, daß man sie als Vorschuß für mindestens zwei Schuljahre hätt' anrechnen können. Der Achthalersepp war nämlich ein ganz geriebener Eierdieb. Gaggerte in irgend einem Bauernhause eine Henne zum Zeichen, daß sie ihr neuestes Werk soeben im Drucke erscheinen habe lassen und „verlegt" habe, so mußte die Bäuerin geschwind sein, wenn sie es haben wollte, sonst kam ihr der rothaarige Seppl mit seinen Diebsfingern zuvor. Herrje, was war der kleine Taugenichts von den Bauern und Bäuerinnen schon erbärmlich gestrichst und gebeutelt worden, wenn sie seine Ohrmuscheln in die Hände kriegten! Rein umsonst. Dem Seppl war das Eierstehlen wie angezaubert und so zur Natur geworden, wie den Hennen das Legen. Alle Mühe, die sich Pfarrer und

Lehrer gaben, um den Jungen auf die Bahn des Besseren zu führen, waren ganz umsonst gewesen. Weit eher hätten sie dem Hühnergeier den Raub des Geflügels abgewöhnt. Aber bei dem Sepp konnte es auch nicht anders sein als daß er ein echter und rechter Taugenichts war; er sah ja schier kein anderes als das schlechte Beispiel, das ihm sein Vater tagtäglich sozusagen vorlebte.

Als der Sepp aus der Werktagsschule entlassen wurde, gab sein Vater endlich das Trinken auf und er wurde plötzlich ein anderer. Ein wenig gar zu plötzlich. Man soll nämlich seine Gewohnheiten nicht so gäh ändern, heißt es gewöhnlich, von wegen des Schadens für den „Gesund." Bei dem alten Achthaler hatte der Volksglaube recht. Hatte er vorher seine Gurgel zu oft in die Schwemme geritten, so vergaß er jetzt auf einmal ganz auf sie. Er hatte überhaupt ausgetrunken und ausgeschnauft, und so fanden sie den Trunkenbold eines Morgens bockstarr und eiskalt im Straßengraben. Als vertierter Säufer hatte er gelebt, als solcher war er gestorben. Finis coronat opus sagt der Lateiner, der Schluß setzt dem Werk die Krone auf spricht der Deutsche.

Nach seines Vaters Tode wanderte der Sepp aus seinem Heimatsorte hinweg, denn die Bauern hatten ihm den Boden dort derart heiß gemacht, daß er den Staub von Osterwarngau gerne von den Füßen schüttelte. In einer ziemlich weit entfernten Gemeinde that er sich um einen Dienst um. Und man hörte lange nichts mehr von ihm, und das war das Beste. Als aber die Leute eines Tages über ihn wieder zu reden anfingen, wußten sie nichts Gescheites vom Sepp zu sagen.

Er war nach und nach ein junger Bursche geworden. Die Eier in den Hühnernestern ließ er jetzt liegen. Aber weil ihm die „langen" Finger nun einmal an seine Hände gewachsen waren, so juckte sie es auch nach Beschäftigung. Da kam ihm der Gedanke, sich bei seinem Dienstherrn, einem reichen Bauern,

als stillen Teilhaber einzurichten; er eröffnete sein geheimes Finanzgeschäft damit, daß er dreißig Gulden mitgehen ließ, welche dem Bauern gehörten. Darauf ließ der Gendarm den Sepp mitgehen und der Richter redete ein Wörtlein, das lautete: „Drei Monate"; that also für je zehn Gulden dreißig Tage, wobei es dem Sepp unbenommen blieb, den je einunddreißigsten von zwei Monaten als Agio oder als Zuwag zu betrachten oder wie es ihm sonst behagte.

Als der Sepp aus dem „Loch" herauskam, stand ihm die Welt offen, denn weder in seiner Heimatgemeinde, noch auch anderwärts, wenn man seinen üblen Leumund kannte, wollte man mit ihm zu schaffen haben. Lag ihm eigentlich nicht viel daran. Er klaubte seine sieben Zwetschgen zusammen und trug sie mit sich in die Fremde. Ins „Merika" sei er ausgewandert, sagten die Leute. So hatte er aussprengen lassen. In Wirklichkeit aber war er mit dem Dampfer bloß über das schwäbische Meer oder den Bodensee gefahren und auf der Schweizer Seite wieder ausgestiegen, wie man später erfuhr.

So verstrichen mehrere Jahre. Der Achthalersepp war verschollen. Kein Mensch fragte mehr nach ihm, wollte auch niemand von ihm etwas wissen, der „Giggezer-Xaverl" von Parsberg bei Miesbach ausgenommen. Der Xaveri, eine gute Haut, aber ein bißl schwach unterm Haarboden, hatte dem Achthalersepp einmal bei der Leonhardifahrt in Fischhausen am Schliersee ein Zweimarkstück geliehen und vom Sepp dafür das heilige Versprechen erhalten, er wolle dem Xaverl dreierlei überaus schätzbare Raritätssachen geben: erstens ein Büchslein voll Drachenfett zum Unsichtbarmachen, sodann ein Paar Wiedehopfsaugen, womit man sich die Wohlgeneigtheit aller Leute, insonderheit der Gerichtsbeamten, sichern könne, und drittens den Krötenstein, der helfe gegen Geschwulst und Vergiftung. Nun hatte sich zwar der spitzbübische Sepp samt dem Drachenfett und dem Zweimarkstück schon längst selber

unsichtbar gemacht, aber der Giggezer-Xaverl hatte weder auf sein Geld noch auf die versprochenen Zaubersachen vergessen.

Da meldete sich eines Tages bei dem Direktor des Kohlenbergwerkes in Miesbach ein Mann. Er heiße Joseph Achthaler und bitte, als Häuer eingestellt zu werden, sagte er; als solcher habe er schon im Kohlenbergwerk zu Bregenz gearbeitet, wie seine Zeugnisse und Papiere auswiesen.

Der Achthaler Sepp erreichte, was er wünschte, und wurde als Häuer aufgenommen.

Am nächsten Morgen, als er das erste Mal zur Schicht fuhr und der Steiger vorher nach Vorschrift die Namen der Arbeiter verlas, raunte einer von der Belegschaft seinem Nebenmanne zu:

„Schau' nur den neu'n Häuer an, was dies für ein schiacher Kerl ist, der hat ja 's reinste Protz'ngesicht."

„Meiner Seel'," sagte der andere, mühsam das Lachen verbeißend, „recht hast. Der hat so viel Wimmerl und Warz'n in seinem kupferrot'n G'sicht, daß ihm a Protz d'rum neidig sein kunnt."

Niemand hatte diesem flüchtigen Gespräche der beiden Bergleute irgendwie Aufmerksamkeit geschenkt. Doch nach Umlauf von einigen Tagen führte der Achthaler Sepp bereits den unschönen Spitznamen: „Protz'nsepp." Er aber wußte nichts davon; er ahnte auch jetzt noch nicht, unter welcher Bezeichnung er bei seinen Kameraden bekannt sei, obschon er bereits seit vier Wochen im Bergwerke arbeitete.

Manche Leut' haben ein besonderes Gefallen daran, ihren Mitmenschen, sei es wegen eines körperlichen Gebrechens oder aus sonstwelcher Ursache zu nameln, d. h. ihm einen Spottnamen anzuhängen. Schön ist nun das gerade nicht und christlich ist's auch nicht. Aber wer den Achthalersepp einmal sah, der mußte sich schon stark zusammen nehmen, wenn er der Versuchung widerstehen wollte, ihn „ungetauft" zu lassen; der Sepp war eben der Ausbund der Häßlichkeit.

Aber schau, da geht er ja selber! Es ist heut' Samstag und der Sepp kommt gerad von der Schicht heim, mit dem Grubenlicht in der Hand. Vom Kohlenstaub ist sein Gesicht beschmutzt, aber doch nicht so arg, daß man die dunkelrote Grundfarbe desselben nicht mehr unterscheiden könnt'. Eine Unmasse von Pusteln und Wärzchen sitzt in diesem Gesichte, auf der dicken Nase und sogar auf der Stirne. Die Farbe des Kohlenstaubes bewirkt, daß man beim Anblicke des Achthalersepp wirklich und wahrhaftig an die warzige Haut einer Kröte denken muß. Hat die Kröte einen Schnurr- oder einen Backenbart? Nein! Der Sepp auch nicht; kein Steimerl Haar, nicht einmal anständige Augenbrauen hat er. Eine Krankheit hat sie ihm ausgerissen. Nur sein Kopfhaar hat er noch, und das sieht aus wie ein roter Fuchspelz. Ob der falsche Judas Ischariot ein „binketes" Gesicht gehabt hat, das steht nirgends in der Weltgeschichte geschrieben; aber rote Haare werden dem Lumpen nachgesagt, der den Welterlöser und seinen Meister an die Juden verraten und verkauft hat, und wenn er auch so kitzgraue Augen gehabt hat, wie der „Protz'nsepp", so haben sich die beiden einander ziemlich gleich gesehen. Weit her ist's eh' mit keinem von ihnen gewesen.

Dieweil wir uns den Achthaler- oder „Protz'nsepp" etwas näher beschaut haben, ist er auf einmal stehen geblieben und zwar bei der ersten — „Todsünd'." So nennen die Leute jener Gegend das erste von sieben Häuslein, die in einer schnurgeraden Flucht außerhalb des Marktes Miesbach sich gen Westen zu erstrecken. Die sieben Todsünden hießen sie insgesamt, andere benannten sie „das neu' Elend." Und diese Bezeichnung ist heut' noch im Schwang, obschon aus den „sieben Todsünden" seitdem schon mehr geworden sind.

Nun, wie gesagt, vor der ersten hatte der Protz'nsepp Halt gemacht.

„Wo aus denn, Karl?" fragte er einen jungen, sauberen

Menschen, der ihm begegnete und der soeben aus der letzten „Todsünd'“ herausgekommen war.

„Zum Doktor,“ versetzte der andere und strich sich lachend über das von Bartstoppeln überwucherte Kinn.

Der „Doktor“ aber war sonst niemand als der Bader oder Barbier, der von vielen Leuten des Gespaßes halber mit dem Doktortitel beehrt wurde. Warum denn auch nicht? Ist doch um 's Jahr 1788 ein ehrsamer Schuster, der über die Heilkraft des Schusterpechs eine Schrift verfaßt hatte, von einer norddeutschen Universität mit dem Titel eines „Doktor der Medizin“ ausgezeichnet worden; ein seltener Fall, daß einer mit seinem „Pech“ soviel „Schwein“ hat.

Die Unterredung zwischen dem Achthalersepp und dem jungen Burschen dauerte kein Vaterunser lang und schloß mit Sepps Frage:

„Kommst leicht ein bißl in d'Wirtschaft nachher?“

„Mag sein, versprechen aber kann ich's nöt,“ erwiderte der andere und ging seines Wegs.

Sepp schritt an den vier ersten Todsünden vorüber, achtete ihrer auch nicht. Hätt' er's früher so gehalten, als er noch jünger war, so wär' er kein Lump geworden.

Bei der fünften „Todsünd'“ trat er ein, denn hier hatte er sein Losament. Wenn man unter den „sieben Todsünden“ die sogenannten sieben Hauptsünden verstehen wollte, wie der Katechismus sie aufzählt, so hatte sich der Achthalersepp bei der „Unmäßigkeit“ eingemietet. Ob es Zufall, ob es Absicht war, hierüber weiß die Geschichte ebenfalls keinen Bescheid. War's jenes, so hätt' es der Sepp nicht besser erraten können, denn die fünfte Hauptsünd' war ihm alleweil die liebste: sie hatte er von seinem Vater geerbt — sonst aber nichts — und sein Vater war an dieser „unmäßigen“ Eigenschaft zu Grund' gegangen. Von solchem Wurfe also war der Achthalersepp, und das war sein Glaube: „Trinken muß der Mensch, denn

wenn er nicht trinkt, verdurstet er.“ Und verdursten hätt’ er um alles in der Welt nicht wollen; ehnder noch verhungern, wenn er keine andere Wahl gehabt hätt’. Aber auch das nur im alleräußersten Notfall.

Durst hatte der Protz’nsepp beständig; hätt’ er mit ihm Handel treiben können, so wär’ er schon längst zum reichen Mann geworden. Am wenigsten konnte er den Kohlenstaub in seiner Gurgel ausstehen, und gerade von diesem bekam er sehr viel zu schlucken.

„Hä! hä!“ räusperte der Sepp jetzt, als er in der fünften „Todsünd’“ über die kleine Holzstiege hinaufwanderte, die zu einem nach rückwärts gelegenen Stübchen führte.

Auf jenes Geräusper kam ein Weib zum Vorschein, mittelalterlich, mit derben Zügen und einem leichten Anflug von Schnurbart über den Lippen. Mit einer heiseren Stimme, welche auf eine zärtliche Vorliebe für Bier, Schnaps und ähnliche tropfbare Dinge deutete, fragte sie:

„Seid Ihr durstig, Sepp?“

„Hä, hä, hä,“ that der „binkete“ Häuer, lauter als zuvor, „Hausfrau, gleich eine Maß! Aber frisch muß sie sein. Meinersechs! Ein ganzes Faßl kunnt ich auf einen Zug austrinken, so plagt mich der Malefizdurst.“

Das Weib streckte dem Sepp, der bei ihr als Aftermieter wohnte, die Hand entgegen.

„Geld her, Sepp,“ sagte sie.

„Könnt Ihr’s nicht derweil für mich auslegen? Ich geb’s Euch hernach schon, Hausfrau.“

„Na, na, nix da,“ versetzte die Hausfrau etwas ungnädig. „Ihr habt mir die Bierrechnung von der letzt’n Woch’n noch nöt zahlt. Auf eueren Leim geh’ ich nöt. Fünf Mark dreißig Pfennig seid Ihr mir eh’ schon schuldig; ich brauch’ mein Geld auch.“

„Ihr werdet’s schon kriegen, laßt Euch nur ein bißl Zeit.

Flieg'n kann ich nöt," erwiderte Sepp unwirsch. „Holt mir derweil 's Bier; wenn Ihr zurückkommt . . ."

„Und ich mag einmal nöt," schrie das Weib, „ich leg' keinen Pfennig mehr aus für Euch. So, jetzt wißt Ihr's, Sepp. Und wenn Euch das nöt paßt, so könnt Ihr hingeh'n, wo Ihr hergekommen seid. So einen, wie Ihr seid, krieg' ich zehn für ein'."

Pumps schlug das gereizte Weib die Thüre zu und ließ den Sepp auf dem Gange draußen stehen.

„Was hat denn die heut' auf einmal?" sagte der so ungnädig Behandelte, verwundernd den Kopf schüttelnd. „In die Kaltnerin muß doch der Höllische gefahren sein, oder es hat ihr jemand einen Floh ins Ohr gesetzt. Aber da bin ich auch gleich fertig mit ihr; ich schau' mir um ein anderes Losamant, die G'schicht' ist mir ein bißl zu stark."

So polterte der Sepp kreuzfuchtig. Hierauf öffnete er die nußbraune Thüre zu seinem Stüblein und wollte just den Fuß über die Schwelle setzen, als es hinter ihm aus einer bekannten weiblichen Kehle herprasselte:

„Und mir ist die G'schicht' auch schon längst zu braun mit Euch, Sepp. Zieht nur aus, ich bin ja froh. Aber mein Geld möcht' ich vorher hab'n, Ihr . . . Ihr Schuld'nmacher."

Die Kaltnerin, Sepps Hausfrau, war es, die also zeterte. Sie war keine Gute, wenn sie einmal ins Feuer blies. Da sie durch die leicht geöffnete Thüre ihrer Stube das laute, heftige Selbstgespräch Sepps belauscht hatte, so meinte sie Anlaß genug zu haben, ihr spitzes Zünglein gegen den Sepp neuerdings zu schnellen.

Und dieses Schnellen verstand sie, kam ihr auch keine ihres Geschlechtes in dieser Fertigkeit zuvor. Sepp wußte das recht gut, und weil er's hierin mit ihr doch nicht aufnehmen konnte, so trat er um so lieber den Rückzug an, den Kampfplatz der Kaltnerin überlassend. Diese aber kreischte noch fort, als sich

ihr Gegner bereits in seine Stube salviert hatte. Wären ihre Worte Steine gewesen, so hätte die Thüre zu der Stube des Sepp in tausend Trümmer gehen müssen. Die übrigen Insassen des Hauses, welche den lauten Vortrag des zungentapferen Weibes belauschten, hatten natürlich ihre helle Freude daran. Das einmütige Empfinden dieser Leute ging dahin, daß sich die Kalterin, die es in der Raschheit der Zunge mit jedem Advokaten aufgenommen hätte, heute selbst übertrumpfte; so hatte man sie noch nie deklamieren hören, und die heimlichen Zuhörer trauten sich in solchen Dingen schon eine Arbeit zu. Waren sie doch auch vom „Fach" und konnten sie ja in derber Rede ebenfalls ihr Teil leisten.

Die Kaltnerin hatte sich eben recht gemütlich in ihren Gegenstand vertieft und hineingearbeitet, als plötzlich an ihrer Seite ein junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren erschien, sie am Arme faßte und ihr begütigend zuzureden anfing.

„Laß doch das Geschimpf sein, Mutter," sagte sie, „es ist ja nöt der Müh' wert, und andere Leut' haben bloß ihre Gaudi daran. Ihr seids auch viel z' rasch, Mutter; wer weiß, wie die Sach' eigentlich ist, alles darf man den Leut'n auch nöt glaub'n."

„Meinst, Deandl?" that die Kaltnerin scharf und spitzig. „Ah, ich weiß besser als du, wie der Has' lauft, ich kenn' mich aus, wie ich dran bin mit dem Sepp."

„Seid's halt still, Mutter," drängte die Tochter, „mit dem Geschrei macht Ihr ja die Sach' auch nöt anders."

Endlich gelang es dem Mädchen, die höchlich entrüstete Mama wenigstens soweit zu beschwichtigen, daß deren Stimme nur mehr wie eine gedämpfte Trommel klang, bis die Kaltnerin endlich infolge der Anziehungskraft, welche in den Händen ihrer Tochter lag, ganz in ihrer Stube verschwand.

Der Sturm in der fünften „Todsünd'" hatte sich gelegt, wenigstens hörten die neugierigen Lauscher nichts mehr.

Nach einer Weile verließ der Achthalersepp das Häusl. Sein Äußeres war ganz verändert; anstatt der alten, von Schmutz und Kohlenstaub gefärbten Werkkluft trug er jetzt ein sauberes, reinliches Gewand. Das brennende Kopfhaar bedeckte ein grünes Hütl mit Gamsbart und zwei krummen Federn drauf. Selbst das Gesicht war anders geworden, nur nicht schöner. Sepp hatte es sorgsam mit Wasser und Seife behandelt, und nun konnte die Menschheit die Farbe des Alpenglühens daran bewundern, wenn sie Lust hatte. So rot schimmerten die Pusteln und Warzen des Gesichtes, daß niemand geglaubt hätte, der Sepp arbeite in einem Kohlenschacht; männiglich hätt' eher Stein und Bein schwören mögen, er stünd' beim Abbau eines Kupferschieferflötzes im Geding.

Gen Osten zu richtete der Sepp seinen Gang, nach dem Markte Miesbach. Dort wollte er in einem Wirtshaus, wo er gewöhnlich seine Einkehr zu nehmen pflegte, seinen Ärger hinunterschwemmen. Nun, das gab heut' eine schöne Flut in die Gurgel, denn Sepps Verdruß und Zorn brannte so heiß wie spanischer Pfeffer. Mit verfinstertem Gesichte und düsterem Blicke ging er einher, niemand beachtend, der ihm begegnete. Am liebsten wär' er allen Leuten ausgewichen, wenn er nur gekonnt hätte. Mancher, der an ihm vorüberschritt, sah ihm wie einer seltsamen Erscheinung nach, nicht bloß seiner auffallenden Häßlichkeit halber, sondern auch wegen des widerlichen Eindrucks seiner ganzen Person.

So gelangte der „Protz'nsepp" bis zum Durchgange einer kleinen Eisenbahnüberbrückung, als ihm ein grauhaariges Mannesbild entgegenkam.

„Sepp," rief dieser schon in einiger Entfernung, „grad hab' ich zu dir woll'n."

„Den Weg kannst dir wohl erspar'n, Schuster," versetzte der Sepp und sein grantiges Gesicht glättete sich ein wenig.

Der Schuster, wie der Sepp den anderen genannt hatte,

machte jetzt Kehrt und ging mit seinem Bekannten in den Markt hinein.

„Ich hab' dir ebbs Wichtig's z' sag'n," redete der Grauhaarige, während sein Blick die Gestalt seines Begleiters leicht streifte. „In Hausham hat's gestern einen Spektakl geb'n."

„So? Warum denn?" fragte Sepp mit Hast.

„Weg'n unserem Verein," gegenredete der Schuster. „Der Direktor hat bereits etliche vernommen, wie ich gehört hab', und hat ihnen die Entlassung androht, wenn sie nöt augenblicklich aus'm Verein austreten."

„Und wie ist die G'schicht weitergangen?" forschte Sepp, dessen „binketes" Gesicht sich vor Zorn noch röter färbte, als es eh' schon war.

„Das kann ich nöt sag'n," antwortete der Schuster mit kurzem, scharfem Kopfschütteln, „hab' weiter nix mehr erfahr'n. Soviel aber hab' ich schon g'merkt, daß es mit unserm Verein hart steht. Was willst denn auch mach'n, wenn dir Einer sagt: entweder du thust, was ich hab'n will oder außi mit dir? Kannst halt nix mach'n und mußt dich gousch'n wie ein Hund."

Da gab's dem Sepp einen Riß, der fuhr ihm durch den ganzen Körper, und seine grauen Augen funkelten wie die einer wirklichen Wildkatze.

„Schuster," stieß er zwischen den knirschenden Zähnen ingrimmig hervor, „du kennst mich; ich bin kein guter nöt. Ich thu' mich auch nöt gousch'n, lieber hau' ich einen nieder, daß er 's Aufsteh'n vergißt. Ich schon, ich!"

„Sepp," redete der Schuster, „du bist ein Wildfang, und ein Hitzkopf, ich kenn' dich schon. Aber mit'm Zuhauen ist da nichts g'holfen. Da heißt's: fein und politisch muß der Mensch sein, sonst hat er verspielt 'gen die andern. Verstehst?"

„Was für andere?" fragte Sepp mit rauhem Anflug der Stimme; er schien plötzlich heiser geworden zu sein, ob vor Durst oder Ärger, das mußte er selbst am besten wissen.

„Nun, die andern halt," that der Grauhaarige ungestüm, „die Scheinheilig'n, die Verräter. Und solche hab'n wir g'nug unter uns, du weißt's ja selber, Sepp. Ist mir grad vorhin einer in die Hand g'laufen, so ein falscher Duckmäuser; du kennst ihn schon, Sepp, du kennst ihn recht gut. . . ."

Der Schuster riß hier den Draht seiner Rede plötzlich ab, mit Vorbedacht und mit einer gewissen Absicht, wie es den Anschein hatte. Sein lauernder Blick glitt über das Gesicht seines Begleiters.

„Meinst etwa den . . .?" fragte stockend der Sepp.

„Ja den," sagte der Schuster, „den Haller Karl, der dich so schön ausg'stochen hat bei der Kaltnerin ihrem Deandl."

„Red' mir nöt davon, Schuster, ich thät sunst giftig werd'n," versetzte der Sepp scharf.

Der Graue stieß ein kurzes Lachen aus.

„Giftig werd'n?" wiederholte er mit leichtem Spott, „das ist gleich g'sagt, du thust doch sonst noch alleweil so schön mit'm Haller. Bist ihm nöt vorher begegnet und hast ihn g'fragt, ob er ins Wirtshaus käm'?"

„Weißt du das auch schon wieder?" that der Sepp. „Dich hat doch der Teuf'l überall, Schuster. Ja, es ist schon so, wie der Haller g'sagt hat. Und wenn ich ihm noch alleweil ein gutes Gesicht zeig', so hat das seinen b'sonderen Grund und weil ich auch ein Schlauer bin, der was einzufädeln versteht."

„Geh' weiter, du?" höhnte der Schuster. „Schau', das hab' ich bis jetzt nöt gewußt, daß du auch von den Schlauen einer bist. Sunst hätt'st mit dem Haller wohl schon ein anderes Wörtl g'redet. Du bist halt ein dummer Kerl. Ja, ja, schau' mich nur an, Sepp, ich mein' schon was ich gesagt hab'. Du kannst freilich nix dafür, aber desweg'n wird die Sach' nöt anders. Sag', der Schuster Pfeifer von Schliers hat's dir g'sagt."

Sepp blickte seinen Begleiter fragend an; er schien sich

nicht recht klar darüber, ob dieser nur Scherz mit ihm treibe oder im Ernst mit ihm rede.

„Bist ja heut' 'mentisch gut aufg'legt," grollte Sepp, den das Zeugnis wurmte, welches ihm der Schuster soeben ausgestellt hatte. Ihn einen dummen Kerl zu nennen, dazu hatte derselbe nach Sepp's Dafürhalten kein Recht, denn wenn auch der Sepp das Pulver nicht erfunden hatte, so hatte es doch der Sepp auch nicht; im übrigen hätt' sich der Sepp diese Erfindung schon zugetraut, wär' ihm nicht zufällig ein anderer vor längerer Zeit zuvorgekommen.

Der Schuster merkte, daß er mit dem „dummen Kerl", wie er den Achthalersepp genannt hatte, schief angekommen war.

„Es ist mir halt die Zung' ein bißl ausg'rutscht," redete er. „Mach' kein so fades Gesicht, Sepp, und spiel' keinen Empfindlichen. Du weißt, das bringt mich aus'm Häusl. . . . Himmelseit'n! Sepp, schau' mir anders d'rein! Da, siehst nöt? Da sind wir ja schon. Jetzt wirst gleich ein bißl fideler werd'n. Geh' weiter, alter Hansdampf, und laß uns trink'n, bis wir voll sind wie ein Blutegel und den Teuf'l für ein Eichkatzl anschau'n."

Der Schuster lachte; der Sepp murmelte etwas vor sich hin. Aber er sträubte sich nicht im mindesten, als ihn sein Bruder in Gambrinus in die Hausflur des Wirtshauses „Zum Wendelstein" hineindrängte.

Hier pflegten die beiden in der Regel ihre Gurgel und Leber zu schwemmen, wenn der Schlierseer Schuster nach Miesbach und der Sepp zum Trinken kam.

Zweites Kapitel.

Gleich und gleich gesellt sich all sein Lebtag gern. Darum ist auch der Teufel zum Kohlenbrenner gekommen, wie der Volksmund sagt, und darum waren der Protz'nsepp und der

Schuster Pfeifer so dicke Freunde. Und sie waren sich einander wert. Sie kannten sich zwar noch nicht lange, auch hatten sie sich nicht in der Kirche, sondern im Wirtshause kennen gelernt. Das versteht sich zwar eigentlich bei solchen Gesellen, wie die beiden waren, von selber. Der Achtthalersepp hatte das Kirchengehen schon längst aufgegeben; es thät' ihm die Luft darin nicht gut, pflegte er zu spotten, und überhaupt sei er über solche Geschichten hinaus. Der Schuster aber rühmte sich häufig gegen andere Leute, er habe ein Evangelium, das sei weit besser und vernünftiger, als das der „Pfaffen“, mit denen er keinen Handel haben wolle; in seinem Evangelio sei die wahre Nächstenlieb' zu Haus, und wenn das einmal durchgeführt sei, so gäb' es nur mehr glückliche und zufriedene Menschen. Religion hin, Religion her! Die helfe einem nichts und sei höchstens für Betschwestern gut genug.

Also „predigte“ Schuster Pfeifer bei jeder Gelegenheit. Und er fand sie recht oft, insbesondere im Wirtshaus, wo er seinen „Kirchenstuhl“ stehen hatte. Der grauhaarige Schuster war das schnurgerade Widerspiel vom „gangenden Schuster“, wie die Schwaben den ewigen Juden nennen; Pfeifer war der „hockende Schuster“, aber nicht bei der Arbeit, denn die war ihm in der Seele zuwider, sondern hinterm Bierkruge. Wo er sich auf einer Bierbank einmal niedergelassen hatte, da war's, als habe er sich auf sein Schusterpech gesetzt. Da blieb er „bicken“, bis ihn der Rausch unter den Tisch oder der Wirt aus der Zechstube zog und ihn der Mutter Natur in die gütigen Arme warf. Dieser Wurf war bei dem Schuster nichts Seltenes; denn sobald er viel getrunken hatte, verlegte er sich aufs Streiten, Lärmen und Schimpfen und wurde, auf berlinerisch gesagt, „sehr unanjenehm“. Daran schloß sich in der Regel seine kostenlose Beförderung durch den Wirt, oder, wie's auch schon der Fall gewesen war, durch eine handfeste, schneidige Frau Wirtin.

Kurz und gut, und damit die Sach' mit dem Schuster Pfeifer ins reine kommt, so war dieser ein rechter Nichtsnutz, der seinen grauen Haaren alle Schand' anthat, die er erwischte. In früheren Jahren hatte er in keinen schlechten Verhältnissen gelebt, er war in der Stadt Rosenheim Schuhmachermeister gewesen, hatte mit drei bis vier Gesellen gearbeitet und lauter schöne Kunden gehabt. Da war's ihm natürlich zu gut ergangen, und so war der Übermutsteufel in ihn gefahren und hatte ihn so lange gezwickt, bis der Schuster Pfriemen und Hammer in die Ecke warf, und sich dem Höllischen als seinem extrigen „Spezi" verschrieb. Pfeifer begann hierauf ein lustiges Leben, suchte sich einen Stammtisch aus auf der „Blauen Gans" und verliebte sich in diese Gans so sehr, daß er ganze halbe Tage in ihrer Gesellschaft verlotterte. Pfeifer triftete sich jeden Tag weiter in das wilde Wasser der Liederlichkeit hinein, und eines schönen Morgens war der Rosenheimer Schuster — ein durch eigene Schuld herabgekommener Bürger. Er hatte sein und seiner Familie Glück und Wohlstand thatsächlich ersäuft und versoffen.

Nun war der Schuster Pfeifer von den Federn aufs Stroh gekommen und zwar nicht bloß von den Federn der „Blauen Gans". In seinem Heimatsorte war für ihn kein Bleibens mehr. Und so packte er denn sein bißchen Werkzeug, sowie seine wenigen Habseligkeiten, darin seine Ehehälfte mitinbegriffen, zusammen und zog aus der Stadt hinweg, wo er selbst sein Glück begraben hatte. In einem Gebirgsdorfe, Schliersee, ließ er sich alsdann nieder.

Nach einiger Zeit machte der schiffbrüchige Schuster die Entdeckung, daß er eigentlich doch seinen Beruf verfehlt habe. Er sah ein, daß er ein gescheiter Kerl und zu einem ganz anderen Erdenzwecke geschaffen sei, als den Bauern ihre schweren Bergschuhe zu flicken und zu nageln. „Pfeifer," sagte er eines Tages in einer sehr vertraulichen Stimmung zu sich

selbst, „entweder bist du ein Dummian oder ein Genie. Ein Dummian kannst nicht sein, denn die Dummen haben mehr Glück als Verstand, du aber hast in deinem verfehlten Beruf bloß Unglück gehabt. Das muß dir also ein Beweis sein, daß du einer bist, wie's nicht leicht einen zweiten giebt. Pfeifer, du bist ein Teufelskerl, ein Genie, du bist der Mann, der die Leut' unter den Daumen bringen und die Welt verbessern kann, wenn's sein muß." Und da der Schuster in jenem hochwichtigen Augenblicke die Empfindung hatte, daß das Weltverbessern doch einmal anfangen müsse, und man nicht mehr länger mit dieser menschenfreundlichen That warten dürfe, so machte er sich gleich selbigen Tages noch an seinen neuen Beruf. Im Nachbarorte Miesbach wollte er den ersten „Spatenstich" zu seinem vorhabenden Werke thun. Und der Apostel Pfeifer ging nach dem Markte Miesbach und rastete und ruhte nicht eher, als bis er zu einem Hause gelangte, wo in der Fletz eine weiße Inschrift auf blauer Tafel verkündete: Vorzügliches Spatenbier, der Liter zu 26 Pfennig. Dieses Haus hieß man „Zum Wendelstein", und da der Schuster auch ein Freund vom Bergsteigen war, wenn's nicht höher ging als drei Wirtshaustreppen, so klomm er diesen „Wendelstein" hinan.

Eine Weile saß der Schnster in der Wirtsstube allein hinter dem Maßkruge und wälzte durch sein Gehirn Weltverbesserungspläne. Es dauerte jedoch nicht lange, so bekam er Gesellschaft; es trat einer herein mit einem kupferroten „binketen" Gesicht und setzte sich zu dem einsamen Zecher. Der Schuster war eine gesprächige Natur; nach Verlauf einer halben Stunde unterhielten sich die beiden bereits so zwanglos, als ob sie sich schon seit Jahren gekannt hätten. Zweierlei gefiel dem Schuster absonderlich an seinem neuen Bekannten: erstens dessen politische und religiöse Grundsätze, denn die waren so

rot wie sein warziges Truthahngesicht und rochen nach dem Sozitum wie faule Eier, und zweitens sein Geldbeutel, in welchen ihm der andere einen flüchtigen Einblick gestattet hatte. Kurz, bei der dritten Maß bot der Schuster seinem Tischgenossen bereits seine Freund- und Bruderschaft an und bei der vierten Maß sprach er also zu ihm: „Sepp, du bist der erste Mensch, mit dem ich seit langer Zeit ein vernünftig's Wörtl red'n kann. Du bist ein Sozi, ich bin's auch, das wirst eh' schon längst g'merkt haben. Weißt, Bruderherz, wir zwei müssen z'sammensteh'n; paß' auf, wie wir die ganz' Gegend durcheinanderteufeln. Z'sammenhalten thun wir wie Stahl und Eisen, gelt Sepp? . . . Magst nicht so gut sei' und mir a paar Markl leih'n, damit ich mei' Zech' zahl'n kann? Kriegst's schon wieder, wenn wir 's nächst' Mal z'sammenkommen. Ich hab' heut' mein Lederer zahlt, und da ist mir mei' ganz's Gerstl bis auf etliche Nickl ausgangen." Der Achthaler-Sepp gewährte großmütig den bei ihm angelegten Pump, und von diesem Augenblick an erklärte ihn der Schuster für seinen besten Freund und versicherte ihn seiner ewigen Dankbarkeit.

So waren also der Achthalersepp und der Schuster Pfeifer miteinander Freunde geworden. Bereits konnten die beiden das vierwöchentliche Jubiläum dieser Freundschaft feiern. —

Aber heute schien doch keine rechte Jubiläumsstimmung zwischen den beiden zu herrschen. Schon seit einer guten Viertelstunde saßen sie in der Zechstube auf dem „Wendelstein" und noch hatten sie keine hundert Worte miteinander geredet. Der Sepp hatte schon wieder sein „fades Gesicht" auf, und der Schuster konnte es ihm nicht herunterreißen. Endlich wurde dem Grauköpfigen dieses Hinbrüten doch zu langweilig und er herrschte den Sepp an:

„Jetzt möcht' ich aber schon wissen, was 's mit dir eigentlich ist. Lang g'nug hab' ich zug'schaut; jetzt mag ich aber

bald nimmer. Sag's, Sepp, was hast denn mit mir oder was ist's denn eigentlich, daß du nichts red'st und deut'st?"

„Red'st ebba nachher du gar so viel heut, Schuster?" entgegnete brummig der Achthalersepp. „Mich gift't die G'schicht mit dem Haller. Und mit meiner Hausfrau hab' ich auch an Krakehl g'habt z'weg'n etliche lumpige Mark, die ich ihr schuldig bin . . . Ja, was ist's denn eigentlich, Schuster, wann krieg ich meine drei Markl, die ich dir vor vier Woch'n da auf dem nämlich'n Fleck g'liehen hab'n? Wirst dengert heut' nicht schon wieder deinen Lederer bezahlen hab'n müssen?" fügte der übelgelaunte Mensch mit höhnischem Auflachen hinzu.

„Weg'n die paar lumpig'n Mark machst so ein G'sicht?" that der Schuster im Tone des Gekränkten. „Das ist der Müh' wert, daß man einen scheel anschaut! Hah! Du wirst's schon krieg'n, dein Geld, ich lauf' dir nicht davon. Jetzt hab' ich's nicht; schneid' mir's 'raus, wenn du kannst."

Während der letzten Worte Pfeifers öffnete sich die Thüre der Gaststube. Ein junger Bursche schritt über die Schwelle. Es war derselbe, dem der Achthalersepp vor der „ersten Todsünd" begegnet war.

Der Schuster hatte den Eingetretenen kaum bemerkt, als seine Augen einen Ausdruck der Verschmitztheit annahmen.

„Bist da, Haller?" rief er dem Burschen entgegen, indem er ihm freundlich zulächelte. „Schau', gerad' haben wir von dir g'redet; wenn nur der Haller Karl da wär', hab' ich gesagt. Und da bist jetzt schon. Komm', setz dich nur gleich her zu uns, zu dritt sind wir ganz gemütlich beisammen."

Er winkte dem jungen Manne näher zu kommen; dieser aber machte durchaus keine Miene, der Einladung zu folgen. Das freundliche Zulächeln Pfeifers beantwortete er mit einem Blicke des Unmuts.

„Schuster," sagte er hierauf in einem zwar ruhigen, aber entschiedenen Tone, „zu dir setz' ich mich nicht hin. Du kannst

meinetweg'n noch so freundlich thun. Ich könnt' dir zu nah' kommen und das taugt für mich nichts; ich mag deine Farb' nicht," fügte Karl mit deutlichem Spotte hinzu. Und wirklich nahm er nicht an dem Tische Platz, wo die beiden saßen, sondern ließ sich in einiger Entfernung von ihnen nieder.

Pfeifer und der Achthalersepp nahmen dies anfänglich für einen Scherz, den sich Haller mit ihnen erlaubte. Als sie aber sahen, daß sich der Mißmut in seinem Gesichtsausdruck nicht legte und er den einmal gewählten Platz nicht mehr verließ, da gelangte es ihnen klar zum Bewußtsein, daß der Bursche ihnen ernstlich grolle. Zuerst sahen sich der Schuster und der Sepp flüchtig an, als wollten sie sagen: aha, da haben wir 's schon, dann aber erhob sich Pfeifer von seinem Sitze und schritt schnurstracks auf Haller zu, der soeben von der Kellnerin bedient wurde.

„Ich glaub' gar, du bist wild auf mich," sagte Pfeifer, sich zu einem freundlichen Tone nötigend, „darf ma' wissen, warum?"

Der Gefragte warf dem Schuster einen flüchtigen, aber scharfen Blick zu.

„Laß mich in Ruh', Schuster," grollte er, „du und der andere dort." Und er sah finster zu dem Achthalersepp hinüber.

„Aber was hast denn nur, so red' halt," forderte Pfeifer den Übelgelaunten ungestüm auf. „Wir hab'n dir dengerst nix 'than, ich einmal nicht und du auch nicht, gelt, Sepp?"

Der Protz'nsepp setzte eine recht lässige Miene auf, wie einer, der nur von oben herab eine Sache behandeln will und der sich nichts daraus macht, ob man von ihm so oder anders denkt.

„Ich weiß nicht, was der Haller hat," warf er sodann hin und that einen langen Schluck aus seinem Kruge. „Wenn er sich einbild't, ich hätt' ihm ein Unrecht 'than, nun meinethalben, ich kann ihm auch nicht helfen. Hat ihm halt so ein

miserabler Hallunk wieder einen Speiteuf'l ins Ohr g'setzt und mich ang'schwärzt. Nun läg' mir auch nichts an dem wer und wie und was, aber das wurmt mich, daß mir der Haller jetzt ein G'sicht macht und ich hab' ihn doch vor einer halben Stund' im best'n Humor troff'n. Himmelsapperament!"

Der Sepp schlug auf den Tisch hinein, daß sein Maßkrug einen großmächtigen Hupfer that, dann setzte er das Gefäß an den Mund und sog und sog, bis er die Tiefe desselben ganz ergründet hatte. Das laute Klappen seines Bierkrugdeckels gab der Kellnerin ein Zeichen, ihres Dienstes beim „Protz'nsepp" zu warten.

Jetzt erhob sich auch Sepp von seinem Sitze und trat ebenfalls an den Tisch Karls heran.

„Geh' weiter," sagte er zu diesem, „und setz' dich zu uns da herüber. Laß einmal red'n mit dir."

Er faßte den jungen Burschen am Handgelenke und wollte ihn mit sich ziehen. Karl aber weigerte sich, ihm zu folgen, und entwand ihm sogar mit energischem Rucke die Hand.

„Meinen Fried' möcht' ich von euch Zweien," sagte Karl mit erbittertem Tone. „Mit einem Verräter braucht Ihr euch nicht abzugeben."

Wieder warfen sich Pfeifer und der Protz'nsepp einen bedeutungsvollen Blick zu. Fast zu gleicher Zeit ließen sie sich neben Karl nieder und zwar so, daß sie diesen in die Mitte bekamen.

„Wer hat dich einen Verräter g'heißen?" begann Sepp jetzt mit einer Miene, die eine gewisse Herausforderung zur Schau trug. „Wer? Das möcht' ich wissen. Hab' ich was g'sagt? Beweis mir's, wenn du kannst, nur so viel beweis' mir, als Schwarz unter'm Nagel ist."

„Wenn du's nicht 'than hast, so ist's der Schuster g'wesen," erklärte Karl. „Es ist noch keine halbe Stund' her, daß ich einem begegnet bin, der mir g'sagt hat, ihr zwei seid es, die

überall herumschreien, ich hätt's dem Direktor in Hausham heimlich g'stochen, daß dort seit kurzem ein geheimer sozialdemokratischer Verein besteht. Ich hab' kein Wort g'sagt und wer mir das Gegenteil b'hauptet, der ist in meinen Augen ein elender Lügner, von mir aus heißt er jetzt Pfeifer oder Achthaler oder wie er mag."

„Den Lügner nimmst fein z'ruck, gelt, Karl?" that darauf der „Protz'nsepp", „sunst spukt's in der Fechtschul'. Verstehst mich?"

Ein erbitterter Blick seiner grauen Augen fiel auf den jungen Burschen, der gleich ihm als Bergmann auf dem Kohlenwerk zu Miesbach arbeitete.

Karl ließ sich indes weder durch das unfreundliche Geschau, noch durch die drohenden Worte Sepps beirren. Er sah ihn vielmehr fest an und sprach:

„Du bist ein Sozi und der Schuster da ist ein Erzsozi. Nun, das ist eigentlich euere Sach' und geht mich nichts an. Aber das eine geht mich an: ich laß mich von niemand verdächtigen, wie ich mich auch nicht zwingen laß, euerem Verein beizutreten. Ich bin kein Sozi und will auch keiner sein. Und wenn du nach einem suchst, Schuster, der euch verraten hat, so kommst du bei mir zum Unrechten. Und damit will ich meine Ruh' haben."

„So, das auch noch?" warf der Achthalersepp hin. „Jetzt nimmst dein Bier und stoßt mit mir an, wie sich's g'hört für ordentliche Bergleut'. Himmelsapperament! . . . Schuster, her mit deinem G'schirr, stoß auch an, bist doch kein Stiefkind nicht. Himmelsapperament! Ein Leben muß hereinkommen da, wir sitzen ja sunst beieinander wie traurige Hanswurst'n. Prost, Karl!"

Der Sepp erhob seinen Maßkrug, der Schuster that desgleichen; aber Karl Haller rührte kein Glied.

„Was ist's? Willst oder willst nicht?" schrie Achthaler

den Kameraden an und sein rotes Gesicht färbte sich fast blau wie eine Leberwurst. „Ang'stoßen oder es giebt was, das sag' ich dir, Haller.“

Haller kümmerte sich indes weder um das blau angelaufene Gesicht, noch um den zornfunkelnden Blick Sepps. Er verlor auch seine Ruhe nicht, als er jetzt dem anmaßenden Gesellen zur Antwort gab:

„Weißt, Sepp, von dir laß ich mir nichts einred'n und nichts befehl'n; auch das Anstoß'n nicht. Und jetzt sag' ich dir einfach zum letzt'n Mal: laß mir meinen Fried', ich hab' dich nicht herg'rufen zu mir und will dich auch nicht da hab'n. Wenn ich dich g'wollt und 'braucht hätt', wär' ich schon selber so frei g'wesen, mich an deinen Tisch z'setzen. Übrigens red'n wir zwei noch schon ein extrig's Wörtl mitsamm, wenn's einmal Zeit ist und wenn wir allein sind beinander.“

Da that der Sepp einen wüsten Fluch, schlug wieder auf den Tisch ein und sprang dabei wie ein gereiztes Tier in die Höhe.

„Was?“ schrie er wutentfacht, „du, du einfältiger Laff, du willst noch ein extrig's Wörtl mit mir red'n, du traurig's Mannsbild du? 'raus mit der Sprach', wennst eine Schneid hast, 'raus damit, ich fürcht' mich nicht vor dir . . .“

„Sepp, narrischer Kerl, setz' dich nieder und mach' kein' solchen Spektakl nicht,“ fiel der Schuster dem Halbbetrunkenen in die Rede und riß ihn am Rockkragen auf den Stuhl zurück. „G'stritten wird nichts da, das sag' ich dir ... Wennst was z' reden hast, nachher reiß dein Maul nicht so weit auf, bleib'n ja sunst d' Leut' auf der Straß'n steh'n.“

Jetzt mischte sich auch die Kellnerin als ordnungsliebende Person in die erhitzte Debatte und bedeutete dem „Protz'nsepp“, daß sie ihm keinen Tropfen mehr einschenken würde, falls er sich nicht manierlicher aufführen wolle.

Diese Drohung blieb nicht ohne Erfolg. Zwar warf Ach-

thaler dem Mädchen einen grimmigen Blick zu und erklärte ihr, die Geschichte gehe sie erst recht nichts an, aber er duckte sich doch insofern, als er sein Gepolter einstellte.

Währenddessen hatte Karl seinen Krug geleert und nun reichte er der Kellnerin die Zeche.

„Was, du willst schon geh'n?“ rief der Schuster unwillig, der jetzt den geeigneten Augenblick gekommen sah, um kraft seiner schusterlichen Würde als Vermittler aufzutreten und zwischen den beiden Kameraden eine Versöhnung in die Wege zu leiten. „Du bleibst, Karl, sag' ich dir, und trinkst noch eine Maß. Z'erst muß Fried'n g'macht werden zwischen euch zwei'n. Und nachher red'n wir vernünftig mitsamm'.“

Aber Haller ließ sich nicht beeinflussen. Er stand auf und griff nach seinem an der Wand hängenden Hut. Dann trat er dicht an Sepp heran und sagte mit mühsam verhehlter Aufregung:

„Weißt, Achthaler, du bist in meinen Aug'n ein ganz elender Kerl. Ich hab' dir nie 'was zu Leid 'than, bin alleweil gut mit dir g'wesen, aber von heut' an ist's aus mit uns zwei'n. Eh' ich jetzt geh', will ich von dir Antwort auf meine Frag': Bist du der g'wesen, der das geschrieben hat . . .?

Und Haller brachte aus seiner Joppentasche ein zusammengeknittertes Papier zum Vorschein, das er entfaltete und dem Angeredeten unter die Augen hielt. Von schwerfälliger Hand war mit Tinte ein Brief auf das Blättchen geschrieben. Es fehlte die Unterschrift dazu.

Achthaler glotzte die Zeilen an. Seine rohen Züge bemühten sich vergebens, eine gewisse Verlegenheit fern zu halten.

„Was? Ich?“ stieß er endlich mit augenfälliger Dreistigkeit hervor. „Ich soll das g'schrieb'n hab'n? den Wisch da? Wer kann so 'was b'haupten von mir? Ich laß mir da nichts

nachsag'n und verklag'n thu' ich dich, wennst es nicht z'rücknimmst . . ."

Er schloß mit einem abermaligen Fluch.

„Hör' auf mit deinem gotteslästerlichen Sakramentier'n, Achthaler," äußerte Haller, indem er das Papier wieder in die Tasche schob, „damit machst nichts besser. Je mehr einer schreit, desto mehr fühlt er sich 'troff'n. Da machst du mir keine Flaus'n vor. Dein Leugnen und Wildthun hilft dir nichts. Jeder, dem ich das Briefl 'zeigt hab' und der dei' Schrift kennt, sagt, daß du dies Bub'nstückl g'liefert hast. Ich hab's lang nicht glaub'n woll'n, daß du so niederträchtig sein kunnst, ich hab' dich nicht für so schlecht g'halt'n; aber jetzt weiß ich's g'wiß, daß der Brief von dir ist, ich hab' einen Zeug'n, der's beweis'n kann. Das and're wirst noch schon hör'n von mir."

Entrüstung loderte in dem ehrlichen Gesichte des jungen Bergmanns. Jetzt wandte er sich von Achthaler ab und sagte zu dem verlegen dasitzenden Schuster:

„Und mit dir, du graukopfeter Tropf, red' ich ein and'res Mal ein bißl, du bist auch bei der G'schicht' dabei. Und ruh'n thu' ich nicht ehnder, als bis ihr mir alle zwei eing'sperrt seid."

Dies waren die letzten Worte des erregten Burschen. Sodann schritt er hinweg, begleitet von dem Geschimpfe Sepps und seines würdigen Zechgenossen. Erst der Eintritt einiger Stammgäste veranlaßte die beiden, sich zu mäßigen und ihre bierrauhen Stimmen zu dämpfen. Und nach ungefähr einer Stunde war der Schuster Pfeifer zufolge seines „Dampfes" so mäuschenstill geworden, daß man ihn nicht mehr sprechen, sondern nur noch schnarchen hörte. Weil aber die übrigen Gäste, deren Zahl sich inzwischen vermehrt hatte, mit diesem langweiligen Vortrage des Schusters nicht ganz einverstanden waren, so rüttelte der handfeste Hausknecht den Schnarcher unsanft auf.

„Schuster, geh' hoam und leg' dir a Trumm Pech aufs Maul, nachher vergeht dir's Schnarchen," rief der Hausl dem verwirrt und schlaftrunken um sich sehenden Pfeifer zu.

„Wo . . . wo . . . ist denn der Sepp?" lallte der Schuster mühsam.

„Der is scho' z'längst furt, mit dei'm G'schnarchet hast'n vertrieb'n," erklärte der Hausknecht.

Jetzt wollte der Schuster grob und heftig werden, weil sich Achthaler heimlich fortgeschlichen hatte, aber der auf den Mann vortrefflich dressierte „Hausl" verstand nicht viel Spaß und schob den Schuster von Schliers zur Thüre hinaus. Und weil es bereits Nacht war, so übersah Pfeifer, daß vom „Wendelstein" drei oder vier Stufen auf die Straße hinausführten, welches verhängnisvolle „Übersehen" der betrunkene Schuster mit einem Absturz vom „Wendelstein" büßen mußte.

So ging's damals aus.

Drittes Kapitel.

Es verstrich ein Tag um den anderen, und als man die Summe zog, da war eine Woche dahin, innerhalb welcher der Schuster Pfeifer von Schliers nicht nur sein Räuschlein ausschlief, das er sich im „Wendelstein" angetrunken hatte, sondern auch noch zwei oder drei weitere Räuschlein dazuthat. Er hatte wieder einmal eine „extrige" Woche gehabt, wie er das nannte, so oft er fünfzig Pfennig oder eine Mark mehr über die sonstigen Einnahmen zu verzeichnen hatte. Und solche Überschüsse pflegte er fleißig auf der Bank anzulegen, auf der Bierbank nämlich.

Wieder war es Samstag geworden, und wieder sah man den Schuster durch die Straßen des Marktes Miesbach steigen.

Heute hatte er gar den Rucksack umhängen, damit er seinen Rausch darin „kommod“ heimtragen könne, hatte ihm ein Bekannter zugerufen, dem er beim Aussteigen aus dem Eisenbahnzuge begegnet war.

Pfeifers erster Gang, so oft er sonst in den Markt gekommen war, hatte seit der Bekanntschaft mit dem Achthalersepp diesem gegolten. Heute aber schien der Schuster das Losament desselben nicht zu wissen. Sogar die Richtung, wo dieses lag, mied er vorsichtig. Nicht als ob er dem Sepp etwa gram gewesen wäre, nein, das nicht, sondern weil er ihm noch immer das Geld schuldete, welches dieser von ihm schon das letzte Mal zurückverlangt hatte, als der Schuster seinen „Lederer“ bezahlen hatte müssen.

Vor einigen Tagen hatte der Schuster ein Brieflein seines lieben Freundes und Saufbruders erhalten, ihn auffordernd, ihm jene Schuld von so und so viel Mark zu zahlen, dieweil er jetzt selbst das Geld „trinkend“ brauche. So der Achthalersepp, dem das Rechtschreiben niemals Sorge machte, ebensowenig wie dem Schuster das Schuldenzahlen. Und weil der Sepp sein Geld haben wollte und der andere es nicht hatte, so war diesem heute gar nicht darum zu thun, mit jenem zusammenzutreffen; der Schuster machte es heute wie die hohen Herrschaften, wenn sie irgendwohin reisen und nicht erkannt sein wollen, er war, für den Achthalersepp wenigstens, heute „inkognito“ im Markte.

Aber der Zufall ist ein Gesell, mit dem man fein klüglich rechnen muß; denn er läuft einem gerad' dann am ehesten in den Weg, wenn dieser zum rechtzeitigen Ausweichen nicht breit genug ist.

Und es erging dem Schuster Pfeifer, wie folgt: Eben trug er sein eingebildetes „Inkognito“ über den Marktplatz, wo das Wirtshaus „Zur Alpenrose“ mit seiner Hausthüröffnung ihm entgegenlachte. Der Schuster gedachte heute seine

Einkehr in besagtem Hause zu nehmen aus Vorsicht und weil der Achthalersepp kein Freund dieser „Alpenrose“ war. Auf einmal hörte Pfeifer jemand rufen:

„Schu—Schu—Schuster!“

Der Mann im „Inkognito“ drehte sich um und blieb jetzt stehen, als er einen sah, der mit einem Stecken in der Rechten mächtigen Schrittes auf ihn zustrebte.

„Ah, du bist's, Xaveri,“ sagte der Schuster und schob unwillkürlich seinen verschossenen, grünen Gebirgshut ein wenig zurück.

Der Xaveri war ein baumlanges Mannsbild, dürr wie eine Zaunlatte, die seit nahezu einem halben Jahrhundert vom Wasser begossen und von der Sonne getrocknet worden ist. Genau so alt war der Xaveri. Besondere Kennzeichen: ohne, bis er den Mund aufmachte und zu reden anfing. Das war dann kein leichtes Geschäft für ihn, denn er giggezte oder stotterte stark, und deswegen hieß man ihn scherzhaft den Giggezerxaveri.

Sonst war er eine gute Seele, konnte aber, wie die Leute sagten, nicht bis auf fünf zählen, was von ihm, der seine Fünf nicht immer beisammen hatte, auch nicht zu erwarten war.

„Also, was giebt's Xaveri?“ leitete der Schuster die Unterhaltung mit dem einhalbhundertjährigen Junggesellen ein, denn Xaveri hatte es zu keinem Weibe gebracht, obschon er sich manche Mühe hatte kosten lassen, Ehemann zu werden. Aber es hatte ihn keine gemocht.

Xaveri blickte jetzt auf den Schuster, der mehr kurz als lang war, mit seinen blauen Augen herab und redete oder giggezte vielmehr fast bei jedem Worte etwa nach folgendem Muster:

„Schu—Schu—Schuster, wa—was ich g'hört hab'!“

„Was denn, Xaveri?“ fragte Pfeifer.

Darauf erzählte Xaveri in seiner stotternden Redeweise,

wie er soeben aus dem „Wendelstein“ gekommen sei; dort habe er vom „Hausl“ erfahren, daß dieser den Schuster Pfeifer vor acht Tagen unentgeltlich aus der Wirtsstube hinausbefördert habe.

„Ha, ha, ha,“ lachte der Xaveri bei diesem Punkte seiner Erzählung und dann fuhr er stotternd fort:

„Und der Protz'nsepp is a bei dir g'wesen, gelt Schuster? Der Lump, der Spitzbub' . . .“

„Was für einer?“ fragte der Schuster, der bisher noch nicht Kunde davon hatte, daß sein Spezi, der Achthalersepp, so einen netten Namen trug.

„Wa—wa—was für einer?“ wiederholte der Xaveri etwas unwillig. „Stell' dich nur nicht so, Schu—Schu—ster, du weißt schon, wen ich m—mein', den A—A—Achthalersepp mein' ich, Protz'nsepp heiß'n ihn die anderen Bergleut'.“ Und ohne abzusetzen teilte Xaveri dem Schuster mit, wie er dem Sepp vor langer Zeit zwei Markl geliehen habe, und wie ihm dieser durchgebrannt sei samt dem Dachsschmalz und den übrigen schönen Sachen, so er ihm versprochen hatte. „Der Lump, der schlecht',“ endete Xaveri, in welchem die Erinnerung an jene Betrügerei den alten Groll und Unmut aufrüttelte.

Ein anderer an Stelle Pfeifers hätte zu diesem Geschwätze gelacht. Der Schuster aber redete scheinbar ernst:

„Was geht denn mich die G'schicht' da an mit deinem Dachsfett und dem Geld, das dir der Sepp schuldig sein soll? Schau' nur, daß du deine Sach' von ihm kriegst. Ich misch' mich nicht in diese Schmier . . .“

Und Pfeifer that, als ob er sich mit gleichgültiger Miene entfernen wollte.

„Ha—ha—ha—halt!“ schrie der Xaveri und ergriff den Schuster am Arme. „I—i—iatzt wird nix g'roast, da—— da—da bleibst und m—mit m—mir gehst zum S—S—Sepp'n.“

So verlangte es der Giggezer im schnellsten Staccato,

dessen seine Zunge, um die ihn jeder Trompeter wegen des sogenannten Zungenschlags beneidet hätte, fähig war. Anders dachte aber der Schuster.

„Laß mich aus, ich hab' keine Zeit, Xaveri," antwortete er und riß sich aus den langen, hageren Fingern seines Quälers los. „Du kennst den Weg zum Achthalersepp so gut wie ich, geh' nur alloans, du brauchst mich nicht."

„He, m—m—moanst?" sagte Xaveri und ein seltsames Lächeln, ein spitzbübisches Lächeln verzog seine breiten Lippen. „D—dös werd' ma' glei' seh'n, Schu—Schu—sterl, wer da H—H—Herr is — du oder i. M—mi—mitgehst!"

Und bevor Pfeifer noch einen Atemzug thun konnte, hatte ihn der damische Kerl schon gepackt und zwar so fest am Rockkragen, daß der Schuster trotz allen Zerrens und Reißens sich nicht mehr loszumachen vermochte.

„Laß aus, Xaveri," befahl er wütend.

Aber Xaveri lachte ihm ins Gesicht und wiederholte nur um so eigensinniger:

„M—m—mitgehst."

Der Auftritt wurde für Pfeifer mit jedem Augenblick peinlicher, denn schon hatten sich einige Leute, welche Zeuge des Vorganges waren, um die beiden geschart und eiferten, der Hetz' wegen, die es da geben sollte, den Giggezerxaveri an, nur ja nicht auszulassen. Aber Xaveri bedurfte dieser Aufmunterung nicht, er ließ den Rockkragen des Schusters nicht los, und so entschloß sich dieser endlich, um der fatalen Geschichte ein rasches Ende zu machen, dem Willen des halbnärrischen Gesellen nachzugeben.

„Laß aus, nachher geh' ich mit dir, Xaveri," sagte er mit mühsam unterdrücktem Grimme. Da zog der andere seine nervigen Finger zurück, und nun bequemte sich der Schuster unterm schallenden Gelächter der Umstehenden, seinen Willen dem seines Bezwingers unterzuordnen.

Der himmellange Xaveri und der kleine Schuster erregten die Lach- und Spottlust mancher Vorübergehenden. Während sich aber jener darum nicht kümmerte, hätte Pfeifer bersten mögen vor Ingrimm über den Narren, in dessen Gewalt er sich gänzlich sah und dem er vergebens zu entrinnen hoffte. Denn was hätte es ihm, dem kurzbeinigen Schuster, genützt, wenn er sein Heil in der Flucht gesucht hätte? Der andere würde sonder Mühe ihn eingeholt haben und es hätte dann eine unbeschreibliche Gaudi für den ganzen Markt gegeben, dieses ungleiche Paar durch die Gassen rennen zu sehen. So machte denn Pfeifer die möglichst beste Miene zum bösen Spiele und that, was er für den Augenblick nicht ändern konnte.

Endlich gelangten die beiden außerhalb des Marktes und in die Nähe der „sieben Todsünden". Da blieb der Schuster stehen und blickte zu der schwindeligen Höhe hinauf, wo das blaue Augenpaar Xaveris glänzte.

„Xaveri," redete er jetzt in eindringlichem Tone, „was hast denn eigentlich für eine Narretei? Du machst mich ja zum G'spött von allen Leut'n. Was willst denn von mir? Ich hab' dir ja nichts 'than, daß du mich jetzt so ins Gered bringst. Weißt, wenn mir nicht weg'n dem Spektakel g'wesen wär', so hätt' ich dir schon was anderes zeigt, wie du mich beim Krag'n packt hast; aber ich hab' mir denkt, der G'scheitere giebt nach."

„H—h—hast dir denkt?" lachte Xaveri mit sichtlichem Vergnügen. „Schau, d—d—dös is g'sch—g'scheit g'wen v--v—von dir; w—was anders hä—hä—hätt'st ja d—d—dengert nöt v—v—vermocht. A—Also — iatzt k—k--kimm und z—zoag mir d—d—dös Haus, w—w—wo d—d—der Lump lo—lo—loschirt. Weiter w—w—will i nix v—v—von dir."

„So? Und desweg'n hast mich daher g'schleppt? Du Narr, du blitzhageldummes Mannsbild!" Und der Schuster machte seinem Zorne jetzt in einem Schwalle heftigster Schimpf-

wörter Luft. Xaver hörte das grauhaarige Männlein an, ohne eine Miene zu verziehen; es schien, als freue er sich des Ärgers, der in dem Schuster kochte.

Da wurde dieser plötzlich durch jemand unterbrochen, der eiligen Laufes daherkam. Es war ein junger Bergknappe. Sein Gesicht war erregt, sein Blick von Schreck erfüllt.

„Was giebt's denn?“ fragte Pfeifer den Bergmann, als dieser ihm nahe genug war.

„Ein Unglück hat's in unser'm Stoll'n geb'n,“ warf der Gefragte hin und rannte vorüber, um im letzten Hause, in der „siebenten Todsünde“, zu verschwinden.

„Jessas, an Unglück!“ rief der Giggezerxaveri, ganz „derlegt“ vor Schrecken, über welchem er diesmal sogar das Stottern versäumte. Ja, auch den Schuster vergaß er, und indem er diesen einfach stehen ließ, wo er stand, eilte er mit dem rascheſten Schritte seiner langen Beine ebenfalls nach der „siebenten“ und letzten Todsünde. Dort hoffte er mehr des Schrecklichen zu erfahren.

Anders verfuhr Pfeifer. Dieser schlug die Richtung zum Bergwerk ein, selbst auf das Wagnis hin, dem Achthalersepp zu begegnen. Der Schuster hatte jetzt einem Berufe nachzugehen, dem in seinen Augen etwas unendlich Wichtiges und Erhabenes innewohnte.

Unter uns im Vertrauen gesagt, war nämlich Schuster Pfeifer so eine Art Ableger oder Fechser von einem verkannten Genie und demgemäß zu gelegenen und abgelegenen Zeiten „Originahlberüchterstadter“ für sämtliche in- und ausländische Vorkommnisse von Schliersee und geziemender Umgebung, also ein ländlicher, wenn auch nicht allweg sittlicher „Literatt“, wie er sich selbst mit dem nicht verbotenen Nachdrucke auf der ersten Silbe nannte. Als solcher „betinte“ er sein Leibblatt, ein sozialdemokratisches Papier, das irgendwo an das Licht der Welt „gepreßt“ wurde, schnell und um wenig, die Zeile,

nach Buchstaben, nicht nach Gedanken gemessen, um einen Pfennig; auch „Gedichte“ zu verschiedenen An-, auf besonderen Wunsch selbst zu Aderlässen, beging er und zwar „gratis“, das heißt, er war auf die bekannten Schranken der Wohlthätigkeit, um schusterisch zu reden, keineswegs „erpicht.“

Also, wie bereits festgestellt worden ist, der Schuster und „Schuhrnahlist“ Pfeifer strebte jetzt, von dem rechtzeitigen Unglücksfall an seine höhere Erdenbestimmung gemahnt, dem Schauplatze zu, wo er natürlich irgend ein Opfer des herzlosen Kapitalismus, einen erschlagenen oder „explodierten“ Bergmann, oder gleich ein halbes Dutzend, zu finden glaubte. Sein sozialdemokratisches Blut sott heiß wie eine Metzelsuppe, die über den Topfrand schäumt, und siedend erreichte er das Bergwerk.

Aber Pfeifer sah von all dem, was ihm seine übereilte Einbildungskraft vorgespiegelt hatte, nichts, gar nichts. Es hatten sich weder die tückischen Schwaden oder Schlagwetter entzündet, es waren auch keine wilden Wasser in die Grube gebrochen, auch keine Verzimmerung im Baue war eingestürzt, noch hatte ein Sprengschuß Unheil angestiftet, mit einem Worte: von allen jenen Unfällen, welche sonst den harten Beruf des Bergmanns zu verfolgen pflegen, war nicht die Rede. Und dennoch hatte man ein Unglück oder vielmehr ein trauriges Ereignis zu verzeichnen, welches deswegen in seiner Bedeutung nicht verringert wurde, weil es nur eine einzige Person heimgesucht hatte.

Als der Schuster von Schliers sich dem Streckenmundloch näherte, sah er eine Anzahl Bergleute eben einen leblosen Menschenkörper wegtragen, der kurz vorher aus dem Stollen geschafft worden war.

Mit ein paar Sprüngen seiner kurzen, aber nicht ungelenken Beine stand Pfeifer bei einer Gruppe von Bergknappen,

die, mit allen Kennzeichen der Aufregung in den berußten und staubigen Gesichtern, den betrübenden Vorfall besprachen.

„Was ist denn passiert?" fragte der Schuster mit fliegendem Atem einen der Männer.

„Einen Häuer hat man tot gefunden oder fast tot," antwortete der Gefragte, sich dem Neugierigen flüchtig zuwendend. „Er hat eine fürchterliche Wund'n im Kopf. Wie 's Unglück geschehen is, das weiß kein Mensch, hat es auch niemand gesehen."

Da der Bergmann sich nicht geneigt zeigte, dem ihm unbekannten Schuster länger Red' und Antwort zu stehen, so wandte sich dieser an einen anderen, der ihm weniger fremd war. Nun erfuhr er zu seiner größten Überraschung und zu seiner Betroffenheit, daß der angeblich tote Bergmann Karl Haller heiße; daß dieser wirklich tot sei, schien dem Berichterstatter außer Zweifel; es sei keine Spur von Leben mehr in demselben und auch die Verletzung am Hinterhaupte eine so schwere, daß das Schlimmste unausbleiblich gewesen sein müsse. Aber kein Mensch könne sich's erklären, wie das Fürchterliche vor sich gegangen sei; zuerst habe man geglaubt, ein Stück habe sich vom Hangenden losgelöst und sei auf den unglücklichen Haller herabgestürzt; aber die nähere Untersuchung habe bald das Haltlose dieser Annahme ergeben. Es könne also nicht anders sein, man müsse es hier mit einem abscheulichen Verbrechen zu thun haben. Aber selbst dies sei anscheinend sehr schwer für möglich zu halten; denn keiner von den anderen Häuern, die in der Nähe arbeiteten, habe das mindeste Verdächtige gesehen oder gehört. Man stehe da vor einem ganz und gar unheimlichen Rätsel.

Schuster Pfeifer vernahm mit Grauen diese Darstellung des Sachverhalts. Der Vorfall erschütterte ihn tief, nicht bloß, weil die That an und für sich danach angethan war, sondern weil ihm auch das unglückliche Opfer derselben sehr gut bekannt,

und endlich, weil in ihm während der Anhörung des Berichtes ein häßlicher Gedanke aufgestiegen war, der sich so fest wie eine Zecke in seinem Gehirn eingekrallt hatte. Aber er wagte ihn nicht auszusprechen; es war auch bloß so ein dummer Einfall von ihm, so ein müßiges Gähnen und Blasenwerfen seiner Reporterphantasie, mit welcher ihn die Natur reichlich ausstaffiert hatte und womit er aus einem „zwei- und dreizeiligen“ Unglücksfalle einen zwanzigzeiligen zu schaffen vermochte, wenn er es brauchte.

„Hat der Haller am End' einen Feind gehabt?“ fragte Pfeifer, und sein lauernder Blick wich nicht von den Zügen des Bergmanns, der ihm soeben erst Auskunft erteilt hatte.

„Mein, wer kann das sag'n,“ versetzte dieser achselzuckend. „Es red't wohl der und jener manches, aber das hat keinen Wert nicht und g'seh'n hat's kein Mensch, wie es gangen ist. Ich sag' Euch nur, Schuster: ich hab' schon manches durchgemacht und erlebt in der Welt, aber diese G'schicht' da begreif' ich nicht, nein, die begreif' ich nicht. Denkt Euch nur, Pfeifer, ich selber hab' nur etliche, höchstens dreißig Schritt weit vom Haller g'arbeitet und dennoch könnt' ich um alles in der Welt nicht sag'n, wie die That g'schehen ist. Auf einmal fallt mir der Blick auf meinen Kamerad'n und da seh' ich ihn auf dem Boden lieg'n . . . Der arme Kerl!“ schloß der Bergmann mit einem schmerzlichen Klange seiner Stimme, die vor Rührung der mitfühlenden Seele merklich zitterte. Auch aus den Reden und Ausrufen der übrigen Männer sprach die tiefste Teilnahme für den Unglücklichen, denn Karl Haller wurde von den meisten, die ihn kannten, und es waren ihrer viele, wegen seiner guten Charaktereigenschaften geschätzt und auch geliebt. Selbst solche, die in religiös-politischen Dingen mit ihm nicht einig gingen, verweigerten ihm das Zeugnis nicht, daß er ein braver und namentlich ein sehr dienstbereiter Mensch sei.

Schuster Pfeifer trennte sich jetzt von der Gruppe der

Bergleute. In diesem Augenblick kam einer von den Männern zurück, welche den leblosen Körper des jungen Häuers einstweilen in einem benachbarten Häuschen bergen hatten helfen. Dorthin war inzwischen auch der Bergwerksarzt geholt worden.

Jetzt hörte Pfeifer, wie jener Mann den übrigen zurief:

„Der Doktor sagt, der Haller ist noch nicht tot. Ein bißl Leben sei noch in ihm. Aber recht g'fährlich d'ran ist er schon."

Pfeifer hätte an den Überbringer dieser Kunde gerne noch einige Fragen gerichtet, doch jener schien es sehr eilig zu haben und war im Nu hinter den Gebäulichkeiten des Bergwerks verschwunden.

Von den „sieben Todsünden" her kamen nun eine Anzahl Leute, allen voran mit stürmendem Schritte der Giggezerxaveri. Sobald Pfeifer des Langen ansichtig wurde, entschloß er sich zum Rückzuge, denn er wollte mit dem halbnärrischen Menschen nicht nochmals zusammentreffen. Er trat daher schleunig hinter einen Haufen Schlichtholz, das ihm vor den Blicken der Vorübergehenden hinreichend Schutz zu versprechen schien.

Jetzt drangen klagende und weinende Stimmen an sein Ohr; auch Ausrufe der gerechten Entrüstung wurden laut. Indem der Schuster seinen Kopf ein wenig vorstreckte, sah er eine alte, in Thränen aufgelöste Frau vorüberhasten — die arme Mutter des unglücklichen jungen Mannes; neben ihr schritten zwei ihm ebenfalls wohlbekannte weibliche Gestalten: die Kaltnerin, des Achthalersepps Hausfrau, und deren Tochter Marie. Letztere, sonst ein blühendes, frisches Mädchen, war jetzt bleich wie der Tod; ihre Augen waren stark verweint und auch jetzt noch rannen ihr die stummen Thränen über die Wangen, während sich ihre Lippen sichtlich Gewalt anthaten, um den Aufschrei ihres schmerzlich getroffenen Herzens zu unterdrücken.

Der Haller Karl war ja, wie alle Leute wußten, ihr Verlobter. Das arme Mädchen! Noch kannte sie den wahren

Sachverhalt nicht. Der Bergmann, der vorhin die erste Kunde von dem traurigen Ereignis der Mutter Karls und der Kaltnerin überbracht hatte, war vorsichtig genug gewesen, vor den bedauernswerten Frauen nicht das ganze Jammerbild auf einmal zu enthüllen; er hatte nur von einem schweren Unfalle gesprochen, welcher seinem Kameraden zugestoßen sei.

Viertes Kapitel.

Die Kunde von dem erschütternden Geschehnis hatte sich bei den Insassen der „sieben Todsünden" rasch verbreitet. So kam es, daß jetzt beinahe alle in Gemeinschaft mit der jammernden Mutter Hallers nach der Stelle eilten, wo man den armen Karl untergebracht hatte.

Den verborgenen Schuster und Berichterstatter, der sich den Leuten gerne angeschlossen hätte, zog es wie mit tausend Armen hinter dem Holzstoße hervor, aber ein Blick auf den Giggezerxaveri bannte ihn fest. Pfeifer fürchtete den langen Tollhans und jetzt erst recht, da derselbe ungeheuer aufgebracht schien. Überhaupt war es mit dem Schuster in Sachen der Schneid' und Kourasch nicht besonders weit her, und hierin unterschied er sich schon sehr bedeutend von den Zeitungsberichterstattern vom Fach, die in der Regel tapfere Männer sind und sich mit allbekannter Todesverachtung in alles hineinstürzen, ja sogar oft dorthin, wo es nicht brennt und es doch zu „löschen" giebt.

Aber, um die geschichtliche Wahrheit nicht zu verletzen, so muß hier bemerkt werden, daß Schuster Pfeifer manchmal einen ganz überraschenden Heldenmut entwickelte. Das waren dann für ihn die reinsten weltgeschichtlichen Augenblicke, in denen es nur an einigen Pyramiden und an einem Napoleon

fehlte, der ihm dann zugerufen hätte: „Schuster, viertausend Jahre schauen von diesen Pyramiden auf dich herab!“ Ein solch gewaltiger Augenblick nahte jetzt, denn auf einmal — ach, warum gab es damals noch keine Momentaufnahmen! — riß er sich von der Holzschicht los und sprang vorwärts, bis er endlich innehielt und sich mit aller Kraft seiner Hände an einem Bergmannskittel festklammerte, als wolle er diesen von dem Leibe seines Besitzers reißen.

Und dieser Besitzer war der Achthalersepp. Jawohl, er selbst war es, der „Protz'nsepp“.

Die Geschichte hing also zusammen: während sich der Schuster noch hinter seinem Versteck hielt, sah er auf einmal quer über dem Anger, der zwischen den „sieben Todsünden“ und dem Bergwerk sich dehnte, seinen Freund, den Achthaler, daherschreiten. Und wie schritt er! Gerade sah es aus, als ob er es dem Giggezerxaveri nachmachen wollte.

Der „Protz'nsepp“ war ganz Erregung. Von weitem schon merkte man's ihm an. Er hatte soeben von der traurigen Geschichte vernommen, welche sich zuerst unterirdisch ereignet hatte und nun oberirdisch fortsetzte, und er wollte jetzt selbst sehen und selbst hören, er wollte auch zeigen, daß er ein fühlender Mensch sei, der gern helfen und trösten, und, wenn's sein müßte, auch mitjammern könne.

Sein erster Gedanke war gewesen, sich nach seinem Loschie zu begeben, um der Kaltnerin, seiner Hausfrau, als Tröster beizuspringen; denn die mußte sich das Unglück schon wegen ihrer Tochter sehr hineinnehmen, sagte sich der Sepp in ganz richtiger Erkenntnis und Voraussetzung. Und dann sah er es auch als seine Pflicht an, Marie zu trösten, die natürlich lindernden Zuspruches sehr bedürfe.

Wie der „Protz'nsepp“ aber just heim wollte, kamen ihm die Hallerin, die Kaltnerin, Marie und andere Leute schon entgegen. Sepp übersah in der Hast und Aufregung, die sich

seiner bemächtigt hatte, ganz und gar die zwei langen Beine und den langen Stock, die zu dritt vorausmarschierten und dem Giggezerxaveri gehörten. Achthaler hatte jetzt nur für die bleiche Marie Augen im Kopfe, und schnurgerade eilte er auf sie und ihre Mutter zu.

„Ja, was ist denn g'schehen? Um Gott's willen, Kaltnerin!“ rief Achthaler und wollte an die Seite seiner Hausfrau treten. Auf einmal fiel sein Blick auf den Giggezerxaveri. Wie angewurzelt blieb Sepp stehen. Der Lange kam ihm ganz unheimlich bekannt vor. Diese unfreiwillige Begegnung wäre höchstwahrscheinlich ohne tragische Folgen verlaufen, wenn die Kaltnerin ihrem „Hausherrn“ nicht in jammerndem Tone zugerufen hätte:

„Ach, Sepp, das ist ein Elend und Unglück!“

Sepp! Bei diesem Namensruf sah der Giggezerxaveri hinter sich und es erging ihm plötzlich fast wie der Frau Lot seligen Andenkens, die wegen neugierigen Umschauens in eine Salzsäule verwandelt wurde. Den Giggezerxaveri versalzte es zwar nicht, aber er stand auf einmal fest, stierte dem Bergmann in sein warziges Gesicht und riß vor Erstaunen den Mund sperrangelweit auf. Dann stürzte er, unbekümmert um die anderen Leute, auf Achthaler los und trug ihm in seiner holperigen Sprechweise folgendes vor:

„Ha—ha—hab' ich di' iatzt, du, du Haderlump, du sch—schlechter? I—i—ich hab's schon derfahr'n, d—daß du wieder z'ruck bist aus — M—erika. A—a—auf der Stell' d—die zwoa M—Markl her, du—du L—L—Lump, du—du Spi—Spitzbub!“

Er gi—gi—giggezte noch mehr, der Xaveri, was, weil es nicht von der feinsten Qualität war, hier besser ungesagt bleiben mag.

Der „Protz'nsepp“ war über diese Begrüßung so erstaunt, daß er sich für den Augenblick nicht einmal auf seinen Namen

besinnen hätte können. Er war nur froh, daß die Leute, allzusehr von dem Ernste der Umstände eingenommen, sich um den halbnärischen Xaveri nicht weiter scherten, sondern nach dem Häuschen zu kommen trachteten, wo Karl Haller untergebracht war.

Endlich fand sich der „Protz'nsepp" in die Lage. Und nun glaubte er nach dem Spruche verfahren zu müssen, daß auf einen groben Klotz ein grober Keil gehöre und daß, was grob ist, stark ist. Fing demnach an, sich seinen Zweimark-Gläubiger zu leihen zu nehmen, als ob er ein verbrieftes Recht hätte auf die Grobheit. Aber der Xaveri hatte noch kein Schock Worte angehört, da wurde er zunderrot im Gesicht, er packte den Sepp fest an der Gurgel und schlug mit seinem langen Stecken auf ihn ein, als sei dieser eine Getreidegarbe und er der Drescher. Achthaler war indes nicht gewillt, sich von dem närrischen Gesellen ruhig walken zu lassen und hieb jetzt auch mit den Fäusten auf seinen Gegner los.

Wie das Duell mitten im besten Gange war, fühlte sich Sepp plötzlich nach rückwärts gezogen und fast zu Boden gerissen, und eine Stimme rief ihm zu:

„Geht auseinander, seid doch g'scheit! Sepp, schämst dich nicht, dich mit dem Xaveri 'rumzuschlag'n?"

Der Sepp hatte knapp soviel Zeit, sich nach seinem „Anhang" umzuschauen, in welchem er zu seinem nicht geringen Erstaunen den Schuster von Schliers, seinen Busenfreund, erblickte, dessen Stimme er in der Aufregung nicht gleich unterscheiden hatte können.

„Schuster, geh' weg!" schrie er diesen heftig an.

Aber Pfeifer hielt fest, und da auch der Giggezerxaveri nicht loslassen wollte und an seinem Gegner herumzerrte, so hatte es den Anschein, als ob Sepp halbiert werden sollte. Xaveri war zudem ein bärenstarker Mensch, und in seiner Wut glich er fast einem rasenden Tier.

Auf einmal hörte man einen Kracher, und der ganze Grubenkittel Achthalers riß in zwei Teile auseinander; den größeren hielt die tellerbreite Tatze des Stotterers fest, der andere verblieb in den Händen des Schusters.

Kaum war diese Trennung erfolgt, so kamen Bergleute herbeigeeilt, welche sich unweit des Kampfplatzes aufhielten, und schieden die Streiter, was aber nicht ohne Mühe geschah.

Es fehlte ganz wenig und die beiden Gegner wären abermals übereinander hergefallen. Da war es nun der Schuster, der seine ganze Männlichkeit aufbot und jetzt mit wahrer Todesverachtung sich zwischen die ergrimmten Widersacher stellte.

„Xaveri," befahl er dem langen Giggezer, „du gehst weiter oder ich hol' 'n Gendarm."

Alsdann wandte er sich zum Sepp:

„Und du machst 'n G'scheitern und ruhst auch. Du weißt's, daß du mit dem da nix anfangen kannst, mit dem Spinnerich. Willst aber nicht nachgeb'n und mir nicht folg'n, Sepp, so brauchst mich überhaupts nimmer anz'reden. So, jetzt kannst thun, was d' magst."

Der Giggezerxaveri war indes offenbar entschlossen, nicht den Gescheiteren zu spielen und nicht auf des Schusters Friedensstifterei zu merken. Er hatte zwar nicht verstanden, was dieser mit dem „Spinnrich" gemeint hatte, denn dieser Ausdruck war ihm noch nie vorgekommen. Aber halb und halb erriet er doch, daß das kein Lob für ihn sein könne, und indem er jetzt den Friedensengel von Schliers mit herausforderndem Blicke ansah, sprach er in einem drohenden Tone:

„D—d—du und der P—P—Protz'nsepp da seids zwoa L—L—Lump'n. A g—g—gute Lust hätt' i u—und bre—brebrechet dir dein' Sch—Schusterkrag'n —"

Und während er sprach, hob er auch schon seinen langen Stock wieder, um ihn auf Pfeifers Haupt herniedersausen zu

lassen. Dieser aber wartete das übrige nicht ab, sondern sprang, um sich zu schützen, hinter die Bergleute.

Schon machten diese Miene, sich des erregten Xaveri zu bemächtigen, um ihn mit Gewalt zu entfernen und ihm, falls nötig, mit ihren derben Fäusten Vernunft zu predigen, als ihnen der Giggezer auf einmal den Rücken zuwandte und den Platz verließ, ohne noch eine Silbe zu reden. Aber nicht in flüchtiger Eile that er es und als ob aus Furcht, sondern langsam und gemächlich.

Verwundert schauten ihm die Bergleute nach.

„Der reinst' Narr," meinte einer von ihnen. „Den muß man geh'n lassen."

Der Achthalersepp verlor seinen Feind mit keinem Blicke aus den Augen. Man sah es ihm an, wie die Wut in ihm kochte und wie er gerne dem blöden Menschen nachgeeilt wäre, um den Streit und den Kampf abermals aufzunehmen. Aber seine Kameraden umringten ihn jetzt und forderten ihn auf, mit ihnen zu kommen. Nun gab er nach.

„Wart' nur, ich zahl' dich schon einmal aus," that der wilde Geselle in düsterem Tone, den lodernden Blick nochmals zu dem verhaßten Gegner hinüberlenkend, der indes bereits aus Gehörweite war.

„Und ich bring' ihn in die Zeitung," drohte der fürchterliche „Schuhrnahlist" Pfeifer, der, seinen Schlachtenmut mühsam bezwingend, hinter dem Häuflein einherzog, welches jetzt wie auf Verabredung die Richtung nach dem Häuschen einschlug, wo ihr schwer verwundeter junger Genosse lag. Sie wollten sehen, wie es mit dem Armen stehe.

Schon waren sie nicht mehr weit von dem Ziele entfernt, da drehte sich der Achthalersepp plötzlich nach dem Schuster um, der noch immer den Nachtrab bildete, stieß einen rohen Fluch aus und rief dem Pfeifer zornig zu:

„Was hat mich der elendige Kerl vorhin g'heißen? Protz'n-

sepp hat er g'sagt, wenn ich recht g'hört hab'. Himmelherrgott! Soll das am End' gar ein Spitznam' sei, Schuster? Hast du den schon einmal g'hört oder habt Ihr ebbs g'hört davon?" fragte er mit drohender Stimme seine Kameraden.

Sie alle erklärten, nichts davon zu wissen, obschon es ihnen recht gut bekannt war, daß Achthaler jenen Spitznamen trage. Doch hüteten sie sich, es gerade jetzt dem ohnehin höchst aufgebrachten Gesellen zu gestehen.

Während die Bergleute mit dem „Protz'nsepp" solche Auseinandersetzung pflogen, dachte keiner von ihnen von ihnen mehr daran, sich nach dem grimmigen Giggezerxaveri umzusehen.

Dieser stand noch immer auf demselben Flecke, den er beim Abzuge seines Gegners innehatte. Wie ein Sperber aber blickte er den Bergleuten nach, bis sie sich endlich eine ziemlich beträchtliche Strecke entfernt hatten. Da kehrte er plötzlich nach der Stelle um, wo zwischen ihm und dem Achthaler das Geraufe stattgefunden hatte, und jetzt bückte er sich mit einem raschen Griff nach einem unscheinbaren, schmutzigweißen Papier, das am Boden lag. Er las es auf und glättete die zerknitterten Falten. Etwas Geschriebenes begegnete seinem suchenden Blicke. Der Ausdruck freudiger Überraschung belebte des Xaveris Züge und sogleich versuchte er, alle seine Kenntnisse zusammenraffend, die er auf der Hochschule seines Heimatsdorfes als Schulbüblein einst gewonnen hatte, das Geschriebene zu enträtseln. Aber entweder war dies sehr schlecht zu lesen oder der Xaveri war ein schlechter Leser, kurz: er brachte nichts heraus. Allein das entmutigte ihn dennoch nicht; konnte er's nicht lesen, so gab's ja andere Leute, die es vermochten, und ihnen wollte er den Brief, denn ein solcher war es seiner ganzen Form nach, vorlegen. Den Fund in der Joppentasche bergend, raunte er jetzt vor sich hin:

„Der Xaveri is nöt dumm. I hab' s' dengert alle d'rankriegt."

Es bereitete ihm unendliches Behagen, daß es ihm gelungen war, dieses Papier in seine Gewalt bekommen zu haben, obschon er weder dessen Wert noch Unwert kannte.

Recht hatte der Giggezer, er war nicht dumm, wenigstens nicht so, wie man von ihm geglaubt hätte. Er war einer jener sonderbaren Menschen, die in allem ihrem Thun und Reden den Halbnarren darstellen, dabei aber doch voller Verschmitztheit und List stecken, so daß sie selbst Leute ihrer nächsten Umgebung hinter's Licht zu führen verstehen.

Als er sich vorhin mit dem Achthalersepp herumschlug und diesem den Grubenkittel zerriß, hatte er bemerkt, daß aus der Tasche des Kleidungsstückes ein Stück Papier herausfiel. Ehe noch einer der anwesenden Bergleute den Gegenstand wahrnahm, hatte Xaveri mit überraschender Schnelligkeit schon den Fuß auf das Papier gestellt. Er hatte eine unbestimmte Ahnung, als wenn das Ding etwas wert sein könnte, namentlich weil es dem Achthaler gehörte, der ja in seinen Augen auch kein ganz gewöhnlicher Sterblicher war, seitdem er „Amerika" gesehen hatte. Um sich das Papier nicht entgehen zu lassen, war der Xaveri vorhin, nachdem man ihn und Achthaler bereits voneinander getrennt hatte, nicht zu bewegen gewesen, sich zu entfernen. Erst als er bemerkte, daß die Bergleute abermals über ihn einrücken wollten, fuhr ihm, dem Verschlagenen, der Gedanke durch den Kopf, durch seinen Scheinrückzug auch die Bergleute zum Verlassen des Platzes zu bewegen. Darum also hatte er sich, zur Überraschung derselben, plötzlich umgedreht und war langsam seines Weges gegangen. Und selbst nach seiner Entfernung achtete niemand des beschmutzten, zertretenen Papiers am Boden. So war es dem „Narren" gelungen, alle seine schlauen Gegner zu täuschen, sogar den Schuster Pfeifer, der doch einer der Schlauesten zu sein glaubte, die es überhaupt in jenem Erdenwinkel gab.

Während der soeben erzählten Vorgänge hatten sich in dem

Häuschen, wo Haller lag, erschütternde Szenen abgespielt. In einer niedrigen Stube war auf einem schlechten, zerrissenen Kanapee, das man in der Eile zu einer Art Bett umgewandelt hatte, der Schwerverwundete ausgestreckt. Laut weinend kniete die arme, alte Mutter vor dem regungslosen Körper ihres geliebten Sohnes, und in Thränen gebadet standen die Kaltnerin und ihre Tochter an der Seite des Unglücklichen. Umsonst rief in rührenden Ausdrücken die Hallerin den Namen ihres Karl, umsonst bedeckte Marie, die Braut, die Hand des Geliebten mit einem Strome von Thränen. Mit keinem Lebenszeichen erleichterte der seines Bewußtseins beraubte junge Mann den Schmerz und den Jammer derer, die ihn klagend und weinend umgaben.

„O mei' Gott, o mei' Gott!“ schrie die greise Mutter unter dem Hochdrucke ihrer Herzenspein auf, „warum hast du mir dies Elend g'schickt! O Karl, mei' Karl . . !“

Und ihre Stimme erstickte im Übermaß ihres Grams.

Es nützte wenig, daß der behandelnde Arzt der trostlosen Mutter sagte, sie möge nur nicht verzweifeln und nicht alle Hoffnung aufgeben, ihr Sohn sei zwar sehr schwer verletzt, aber er lebe noch und es sei sogar nicht ganz unmöglich, daß man ihn am Leben erhalten könne. Doch unbedingt nötig sei es auch, daß man ihm Ruhe gönne und daß er in eine sorgfältige Pflege gebracht werde; der Verwundete müsse daher nach dem Krankenhaus geschafft werden.

Die Hallerin war durch das schwere Unglück, das über sie hereingebrochen war, so zerrüttet und fassungslos geworden, daß sie selbst den tröstenden Zuspruch des Arztes überhörte.

Marie allein hatte von allen, die sich zugegen befanden, noch am ehesten die Kraft und das Vermögen, mit hoffnungsvollem Aufschwunge ihrer Seele nach dem schwachen Strohhalme zu haschen, mit welchem die Worte des Arztes vergleichbar schienen. Sie suchte ihres Schmerzes mit festem Willen

Herr zu werden und übernahm jetzt die weit schwerere Aufgabe, die Mutter ihres Bräutigams zu beruhigen und sie unter Wiederholung des ärztlichen Ausspruches zu trösten. Endlich gelang ihr dies. Mit heißer Gier sog die um das teuere Leben ihres Kindes besorgte Mutter den lindernden Balsamtropfen ins Herz, welcher von den Lippen des braven Mädchens träufelte. Als sie aber hörte, daß man den Sohn ins Krankenhaus zu bringen gedenke, da wehrte sie sich gegen die Ausführung dieser Absicht mit einer plötzlich erwachenden Entschiedenheit, die im schärfsten Gegensatze zu ihrer vorherigen Gebrochenheit und Trostlosigkeit stand.

„Ich selber verpfleg' meinen Bub'n!“ rief sie fest, indem sie sich jetzt von ihren Knieen erhob, „und sonst kei' Mensch, dafür bin ich sei' Mutter!“

In diesem Augenblick erhob sich an der offen stehenden Thüre ein Geräusch. Es entstand eine Bewegung unter den Anwesenden. Eine Anzahl Bergleute versuchte in die Stube zu drängen, allen voran der Achthalersepp mit seinem vom Giggezerxaveri zerrissenen Arbeitskittel.

„Zurück! Alles hinaus jetzt!“ befahl der Doktor den müßig, teils von Mitleid, teils von höchst überflüssiger Neugierde angelockten Herumstehenden. Achthaler ließ sich's indes nicht nehmen, sich bis zum Verwundeten durchzuringen.

„Laßt mich auch mithelf'n,“ sagte er zu den Männern, welche denselben jetzt sachte in die Höhe hoben.

Auf einmal riß ihn jemand am Arme heftig zurück. Es war die Kaltner Marie.

„Ihr rührt mir'n nicht an, Sepp,“ sprach sie in befehlendem Tone. „Ihr seid mir zu grob für so was.“

Sepp schaute dem Mädchen einen Augenblick verblüfft ins Gesicht. Dann trat er beiseite mit dem höhnischen Bemerken:

„Am g'scheitesten wär's, Ihr tragt ihn alleins heim, damit er Euch nicht 'brochen wird.“

Unterdessen hatten sich die Träger mit ihrer Last bereits in Bewegung gesetzt und räumten nun die Stube. Die Mutter Karls, begleitet von der Kaltnerin und deren Tochter, schritt hinterher.

Auf den ausdrücklichen Befehl des Arztes blieben alle übrigen Personen zurück. Nach und nach zerstreuten sie sich, wobei sie noch immer lebhaft den traurigen Vorfall besprachen. Und jeder bemühte sich, wie das so zu sein pflegt, am gescheitesten zu reden.

„Wo ist denn der Achthaler?“ fragte jetzt einer der Bergleute, welche mit Sepp zu dem Häuschen gekommen waren.

Alle sahen sich nach dem Erwähnten um. Er war nicht mehr zugegen. Nur der Schuster Pfeifer war noch da, denn es war seine Pflicht, alles zu hören, was die Leute über das Ereignis sprachen; er mußte es ja gewissenhaft in die Zeitung setzen.

Der „Protz'nsepp“ war nach seiner Stube gegangen, um sein zerfetztes Gewand gegen ein anderes zu vertauschen. Kaum war er dort angelangt, so riß er mit wütendem Griffe den Grubenkittel herunter und schleuderte ihn unter Begleitung eines Fluches von sich.

„Malefizbande, elende,“ polterte der wüste Rohling, „grad erwürg'en könnt' ich euch all' miteinander, so ein Gift steckt in mir. Lauter falsche Hund' sind's, da mach' ich gar keine Ausnahme nicht . . . Der Schuster ist grad der nämlich und um kein Haar anders. Auf's Hab'n und Krieg'n ist er aus und weiter bedeut't die ganze Freundschaft nichts. Das wär'n mir die rechten Sozialdemokraten! Schuft'n sind's und Verräter!“

So schimpfte er in einem fort vor sich hin, indem er zugleich aus einem Schranke, wo er seine Kleider aufzubewahren pflegte, einen besseren Kittel hervorzog und ihn anlegte. Plötzlich schien ihm ein Einfall zu kommen. Er hob das zerrissene

Gewandstück auf und wühlte mit einer auffallenden Gier in den Taschen desselben.

„Himmelkreuzelement!" rief er. Und er vergrub in wilder Erregtheit seine Finger abermals in die Taschen.

„Himmelkreuz . . ." that er wieder und noch was dazu, was sich der Leser selbst denken mag. Der Sepp war gar ein schiacher Gesell, wenn er ins Fluchen hineinkam. Und zum drittenmal und noch mehr dazu:

„Himmelherrgott . . .!"

Was war denn los mit dem „Protz'nsepp"?

Einen Brief suchte er. Gerade vorhin fiel's ihm ein, daß er in dem zerrissenen Arbeitskittel einen Brief stecken habe; der war ihm wichtig genug, er hätt' ihn um vieles nicht verloren. Und jetzt konnte er ihn nicht finden! Da that der Unhold neuerdings seinen Mund auf und nun sagte er des Teufels Litanei in greulicher Weise herunter, schneller als manch' anderer das Vaterunser kann. Und dies alles wegen jenes Briefes.

„Der muß mir rein beim Rauf'n 'rausg'fallen sein!" rief er jetzt, nachdem er etliche Male, wie ein wildes Vieh in seinem Käfig, in der Stube auf und nieder geschossen war. Voll Aufregung eilte er nach dem Platze, wo er sich mit dem Giggezerxaveri „zerkeilt" hatte. Wie ein Schweißhund suchte er dort, jedes Fetzchen Papier, das er bemerkte, las er auf und prüfte es — rein alles umsonst. Auf seiner Stirne perlte der Schweiß, in seinen häßlichen Zügen kletterte die Angst umher und seine Blicke bohrten sich wie die eines Irren in die leere Luft hinein.

Mit einem Male fuhr ihm ein Gedanke durch sein tobendes Gehirn. Wie, wenn am Ende einer seiner Kameraden, vielleicht der Schuster, das Ding gefunden hätte! Ja, so war es auch, so mußte es sein, es durfte gar nicht anders sein . . . sagte sich Sepp in Gedanken, die wie brandende Wogen einander überstürzten.

Und er hastete von der Stelle, um seine Kameraden aufzusuchen. Daran dachte er nicht, daß der „debbete“ Giggezerxaveri der Finder sein könnte. Als er zum Bergwerk zurückkam, begegnete ihm ein Häuer. Auch in dessen Gesicht stand Erregung.

„Wo bist denn g'steckt, Sepp?“ fragte dieser.

„Dumm's Gefrag'. Daheim bin ich g'wesen, einen anderen Kittel hab' ich anzog'n.“

„Geh' nur gleich,“ drängte der andere, „man wartet schon auf dich. Das ist eine schöne Geschichte weg'n dem Haller.“

Achthaler sah dem Manne fragend ins Gesicht.

„Wer wartet auf mich?“ forschte er jetzt.

„Der Direktor und die Gendarmerie,“ lautete die Antwort. „Es giebt eine Mortsuntersuchung. Im Stollen sind sie drinn. Weil du bei der Verlesung nicht dag'wesen bist, hat mir der Direktor g'sagt, ich soll dich sogleich holen. Also schick' dich nur, sonst . . .“

„Wird wohl keine so gar große Eil' haben,“ unterbrach Sepp den Kameraden unwirsch. „Was thu' denn ich bei der Untersuchung? Die soll'n lieber schau'n, daß sie den Schuldigen erwischen. Eine gute Lust hätt' ich, ich geh' gleich gar nicht hinein.“

„Du mußt,“ betonte der andere.

„Nun ja, ich geh' auch, aber man sagt nur davon . . .“

Indes brauchte er sich nicht mehr zu bemühen, um in den Stollen zu gelangen. Jetzt fiel sein Blick auf einige Gestalten, in welchen er den Bergwergsdirektor, verschiedene Beamte und den Gendarmeriewachtmeister, sowie eine Anzahl Bergleute erkannte. Sie hatten soeben den Stollen verlassen.

Ohne das mindeste Zeichen von Betretenheit oder Befangenheit ging Achthaler auf sie zu.

„Wo sind Sie denn gewesen?“ fragte der Direktor im strengen Tone. „Warum halten Sie Ihre Schicht nicht?“

„Entschuldigen S', Herr Direktor," begann Sepp; aber der Angeredete ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Da giebt's keine Entschuldigung," herrschte ihn der Direktor an. „Sie haben sich nicht eigenmächtig zu entfernen. Übrigens ist dies jetzt Nebensache. Der Herr Wachtmeister wird das weitere mit Ihnen reden."

„Achthaler," nahm der Wachtmeister im ernsten Tone das Wort, „ich erkläre Euch für verhaftet."

„Wegen des Hallers?" stieß Sepp aufgeregt heraus. Es lag etwas Eigentümliches in dieser Frage und eigentümlich berührte sie auch den Wachtmeister.

„Ja, deswegen," erwiderte dieser.

„Herr Wachtmeister," sprach Sepp, „ich geh' schon mit. Aber ich bin fein unschuldig an der ganzen G'schicht'. Das wird sich bald zeig'n. Ihr möcht' mich gern hineinreiten, weil ihr lauter falsche Kund'n seid."

Diese letzteren Worte richtete er, jetzt etwas heftiger werdend, an die herumstehenden Bergleute. Alle jedoch wiesen den Vorwurf mit Unwillen zurück. Ein Auftritt stand zu befürchten. Dies erkennend sagte der Wachtmeister kurz:

„Kommt mit mir, Achthaler. Das Gestreit' hat jetzt keinen Wert."

Und der „Protz'nsepp" folgte dem Diener des Gesetzes in die Haft. Kein Zucken ging durch sein Gesicht, denn er war ja unschuldig. So hatte er gesagt, und er mußte das wohl am besten wissen.

Aber der Arm der Gerechtigkeit machte beim „Protz'nsepp" nicht Halt. Wenige Stunden nach seiner Verhaftung wurden noch zwei oder drei Bergleute eingezogen. Jeder von ihnen stand im Verdachte, den Mordanfall gegen Haller unternommen zu haben.

Naturgemäß rief das Ereignis großes Aufsehen wach und zwar am meisten innerhalb der Knappschaft selbst. Einige unter

den Bergwergsarbeitern gab es freilich, welche meinten, ganz so unrecht sei dem Haller Karl nicht geschehen, eine Strafe habe er schon verdient, denn auf ihm ruhe der Verdacht, daß seine Angeberei die Auflösung des sozialdemokratischen Vereins herbeigeführt habe, der vom Achthalersepp gegründet worden war. Die so redeten, waren selbst Mitglieder besagten Vereins gewesen. Ohne einen zwingenden Beweis für ihre Behauptung zu haben, eigneten sie sich einfach die von Achthaler ausgestreute Lüge an, der Haller Karl sei zum Verräter geworden.

Warum der „Protz'nsepp" diese Verleumdung ersonnen und weiterverbreitet hatte? Aus einem sehr einfachen Grunde: er war in Hallers Braut verliebt und deswegen fortwährend darauf bedacht, wie er den verhaßten Nebenbuhler schädigen könne. Seine Absicht ging zunächst dahin, demselben den Aufenthalt im Bergwerke Miesbach so zu verleiden, daß seines Bleibens im Markte nicht mehr sein könne. Als zweckmäßigstes Mittel hatte es ihm daher geschienen, Karl bei seinen Genossen, von denen nicht wenige dem neugegründeten Verein angehörten, gründlich zu verdächtigen.

Es gab aber anderseits auch viele und ihrer war eigentlich die Mehrzahl, welche weder dem „Protz'nsepp", noch auch seinem Vereine gewogen waren. Auf dieser Seite war sofort nach dem Bekanntwerden der ruchlosen That, welche gegen den Haller Karl verübt worden war, der Verdacht entstanden und sogar laut geworden, daß der Achthalersepp dieselbe begangen habe; denn man wußte allgemein, daß dieser seit ganz kurzer Zeit mit Haller in offener Feindschaft lebte. Die Äußerungen dieser Leute hatten zur Verhaftung Achthalers und einiger seiner vertrautesten „Spezi" geführt.

Fünftes Kapitel.

Des anderen Tages saßen um die Vormittagsstunden die Kaltnerin und ihre Tochter beisammen. Mariens Angesicht war sehr bleich, ihre Miene sehr traurig und niedergeschlagen. Gemeinsam mit ihrer Mutter hatte sie in der verwichenen Nacht die Pflege Karls übernommen, nachdem die alte Mutter desselben trotz all ihrer Liebe zu ihrem Sohne nicht vermocht hatte, die schwere Aufgabe ohne Hilfe durchzuführen.

Es war eine harte Nacht gewesen, hart für Marie und ihre Mutter, noch härter jedoch für den Verwundeten selbst. Ein böses Wundfieber hatte diesen ergriffen und seinen durch den vorausgegangenen beträchtlichen Blutverlust schon geschwächten Körper noch mehr heruntergebracht. Als der Arzt frühmorgens erschienen war und den Zustand des Leidenden untersucht hatte, zeigte er gar kein zuversichtliches Gesicht; er zuckte mit den Achseln und sprach von „Komplikationen“, die zu befürchten seien; die Verletzung sei eben eine sehr schwere und führe unter hundert Fällen neunundneunzigmal zu einem schlimmen Ausgange. Das ist so die Art und Weise, wie die Ärzte reden, wenn ihre Kunst nicht mehr ausreicht.

Es läßt sich denken, welch einen schmerzlichen Eindruck diese Äußerung namentlich bei Karls Mutter und bei Marie hinterlassen mußte.

„Mein Leben thät ich darum geben,“ sagte das junge Mädchen jetzt mit umflorter Stimme, „wenn ich dem Karl helfen könnt’.“

„Und ich,“ rief die Kaltnerin, „ich könnt’ den Mensch’n grad in lauter Fetz’n zerreiß’n, der ihm das angethan hat. Wenn sie ihn nur einkasteln thät’n auf sein ganzes Leb’n lang, den Lump’n. Nun, mir kommt er nimmer ins Haus.“

Marie sah ihre erzürnte Mutter fragend an.

„Meint Ihr wirklich, daß der Sepp der Thäter ist?“ sagte die Tochter.

„Meinen?“ that die Kaltnerin. „Ich mein's nicht bloß, ich wett' gleich meinen Kopf, daß er's g'wesen ist und sonst keiner . . . Hab' ich dir nicht neulich g'sagt, wie ich ihm den Spektakl weg'n dem Geldauslegen g'macht hab', daß ich mich auskenn' mit dem Achthaler? Gelt, jetzt kommst auf mein Wort, Deandl. Ich sag' dir, Marie, er ist ein ganz nichtsnutziger Mensch. Schon tausendmal hat's mich g'reut, daß ich ihn ins Loschie g'nommen hab'. Ich glaub', der Kerl wär' imstand und brächt' einen um, wenn er in seiner Wildheit ist.“

Ehe die hitzige Kaltnerin noch ausgeredet hatte, klopfte es an der Thüre. Marie schrak zusammen, ihre Nerven waren seit gestern fürchterlich aufgeregt; das geringste Geräusch verursachte ihr Zittern am ganzen Körper.

„Herein!“ rief ihre Mutter jetzt.

Ein geistlicher Herr trat ein. Hinter ihm ragte die lange Gestalt des Giggezerxaveri in die Höhe.

Die Kaltnerin und ihre Tochter erhoben sich mit achtungsvollem Gruße von ihren Sitzen. Das Erscheinen des Geistlichen zwang sie zur Verwunderung, obschon ihnen seine Persönlichkeit durchaus nicht fremd war; sie erkannten in ihm den Herrn Expositus von Parsberg.

Aber was führte ihn hierher? Und der Xaveri, was hatte denn er dabei zu thun? So fragten sich Mutter und Tochter in Gedanken.

Der Geistliche erwiderte den Gruß der beiden, dann erkundigte er sich nach dem Befinden des ihm wohl bekannten Haller Karl. Mittlerweile stand der Giggezerxaveri daneben und scharrte ab und zu mit dem rechten Fuß, wie ein ungeduldiges Roß; es hätte nur noch gefehlt, daß er auch gewiehert hätte.

Endlich begann der Geistliche, zur Kaltnerin gewendet, in einem etwas veränderten und sehr ernst klingenden Tone:

„Liebe Frau, Sie können sich kaum recht einbilden, was mich und den Moosberger Xaverl hier zu Ihnen führt.“

Der Expositus zeigte dabei auf den „Xaverl“ und seine mehr als sechs Fuß messende Leibeslänge, dann fuhr er fort:

„Der Xaverl ist gestern zu mir gekommen und hat mir erzählt, daß er im Markt gewesen sei und was er dort erlebt habe. Und da hat er mir denn ein Briefl gezeigt, welches er gefunden hat und das gar wichtig ist.“

„W—W—Werd' wohl so s—sei',“ giggezete der Xaverl mitten hinein, denn er konnte sich vor Begierde, auch ein wenig dreinzureden, gar nicht mehr halten.

„Ruhig, Xaverl,“ machte der Herr Expositus und erhob warnend den Finger, „was hast du mir versprochen?“

„I—I—Is scho' recht, H—H—Herr Ex—p—posi,“ stotterte der überlange „Jüngling“. „I—I red' weiter nix.“

„Wie gesagt,“ äußerte der Geistliche weiter, „die Sache ist ungemein ernst. Aber um auf den Brief zurückzukommen, den der Xaverl gefunden hat! Weil er ihn nicht lesen hat können, so ist er zu mir gegangen und hat mir seinen Fund gezeigt in dem Glauben, es könnt' mich am End' auch interessieren, und weil ihn der Wunsch trieb, selber zu erfahren, was in dem Briefe stehe. Jetzt möcht' ich Sie fragen, Frau Kaltnerin, hat bei Ihnen nicht einmal ein gewisser Georg Stockinger, ein Bergmann, gewohnt?“

Die Kaltnerin besann sich nicht lange.

„Ja, Herr Expositus,“ antwortete sie rasch, „das wird jetzt her sei' so a halb's Jahrl. Gelt ja, Marie, so was ist's?“

Die Tochter bejahte die Angabe der Mutter. Das Staunen der beiden wuchs. Georg Stockinger stand bei ihnen in schlimmem Andenken; er war so eine Art Achthalersepp gewesen, ein Lump wie dieser und um keinen Heller mehr wert.

Wieder ergriff der Geistliche das Wort:

„Jener Stockinger ist mit dem Achthaler, der bei Ihnen wohnt und jetzt im Amtshaus droben sitzt, eng befreundet. Beide scheinen fleißig Briefe gewechselt zu haben. Stockinger arbeitet in München drinnen in einer Wagenfabrik und ist, ich muß das ausdrücklich bemerken, ein verbissener Sozialdemokrat."

Die Kaltnerin nickte eifrig zu diesen Worten; die ganze Beschreibung stimmte ja vorzüglich zu jener Person.

„Nun, an diesen Stockinger schrieb Achthaler," teilte der Geistliche mit, „und fragte ihn um Rat, was er mit dem Haller Karl, der bei der Bergwerksdirektion das Vorhandensein eines geheimen, von Achthaler gegründeten sozialdemokratischen Vereins angezeigt habe, thun solle. Darauf schrieb ihm der Lump in demselben Brief, den der Xaverl da gefunden hat, er solle sich nur nicht kümmern, er, das heißt, der Stockinger, werde einen nach Miesbach schicken, der damals auch dabei gewesen sei; der Achthalersepp wisse schon, wer gemeint sei; er solle nur schauen, daß derselbe auf irgend eine Weise in den Stollen hineinkomme, wo Haller arbeite, das andere werde dann schon besorgt. — So stand's im Brief. Sie sehen also, Frau Kaltnerin, daß man die ruchlose That, die an dem armen Haller begangen worden ist, sorgfältig vorbereitet gehabt hat, und daß sie nicht der Achthaler selbst, sondern ein Spießgeselle von ihm ausgeübt hat."

Die Kaltnerin schaute den geistlichen Herrn mit verwunderten Blicken an. Alles, was sie gehört hatte, kam ihr so ungeheuerlich vor, daß sie es fast nicht glauben konnte. Sie äußerte sich auch in diesem Sinne. Ob der Herr Expositus nicht so gut sein und ihr den Brief auch lesen lassen möcht', meinte sie alsdann.

„Das kann ich leider nicht," versetzte der Geistliche. „Ich habe den Brief aufs Gericht getragen, denn er ist mir gar wichtig vorgekommen. Auf dem Gericht selber sind sie auch

der gleichen Meinung. Wer weiß, wie sich die Geschichte noch auswächst."

Der Herr Expositus wollte der Kaltnerin eben sagen, warum er ihr das alles mitgeteilt, und daß namentlich der Xaverl verlangt habe, man solle zu ihr gehen; da hörte man Tritte auf der Stiege draußen. Gleich darauf wurde leicht an die Thüre geklopft, und ehe die Kaltnerin noch Zeit fand, „Herein" zu sagen, erschien auf der Schwelle eine grüne Uniform, nicht von dem hübschen Grün, wie es etwa die Militärischen haben, sondern von jener „zarten" Farbe, die kein Mensch bewundert, die aber im Königreich Bayern doch für den Gendarm unerläßlich ist.

Wer von den Anwesenden über dieses Erscheinen des grünen Mannes mehr überrascht war, das ließe sich schwer entscheiden.

„Ah, der Herr Wachtmeister," sagte der geistliche Herr, während der Eingetretene zum Gruße den Schirm seiner Mütze berührte.

Jetzt gelangte auch die Kaltnerin zum Bewußtsein ihrer weiblichen Würde.

„Kommen S' zu mir, Herr Wachtmeister? Womit kann ich aufwart'n?" fragte sie in gezwungenem Tone.

„Ich hab' den Auftrag, hier eine kleine Untersuchung vorzunehmen," antwortete der Wachtmeister.

„Bei mir?" rief die Kaltnerin bestürzt.

„Zeigen Sie mir die Stube, die dem Achthaler, Ihrem Logisherrn, gehört," erklärte der Wächter der öffentlichen Ordnung.

Die Kaltnerin that sogleich nach Geheiß.

Der Expositus, Marie und der Giggezerxaveri schlossen sich an, um dem Verlaufe der Untersuchung beizuwohnen.

Die Thüre zu der Stube war nicht zugesperrt; der Achthalersepp pflegte den Schlüssel selten abzuziehen und zwar

aus dem einfachen Grunde, weil er, wie sich die jetzt eintretenden Personen sogleich überzeugten, in seiner Stube fast alles in einem Kleiderschranke und in einer alten Kommode verschlossen hielt. Außer den gewöhnlichen Einrichtungsgegenständen wies das kleine Gelaß mit seiner niedrig herabhängenden Zimmerdecke nichts auf; kein einziges Kleidungsstück hing an der Wand oder lag umher. Nur eine Porzellanpfeife trauerte einsam an einem Nagel und auf dem Fenstersimse dufteten einige Nelkenstöcke.

„Frau Kaltnerin, haben Sie keinen Schlüssel dazu?“ fragte der Wachtmeister, auf den Kleiderkasten und die Kommode weisend, welche seinem Versuche, sie zu öffnen, hartnäckig widerstanden.

„Die Schlüssel hat der Achthaler,“ lautete die Antwort. „Geh' zu, Marie, hol' g'schwind den Schlosser.“

Marie verschwand.

Bis der Schlosser kam kürzte sich die kleine Gesellschaft das Warten damit ab, daß man die Möglichkeit besprach, einen Fund machen zu können, der mit dem von Stockinger an Achthaler geschriebenen Brief vielleicht zusammenhing. Der Wachtmeister meinte zwar, er erwarte sich von der Untersuchung nichts, aber er müsse sie nun einmal, dem erhaltenen Befehle gemäß, vornehmen.

An dem Gespräche beteiligte sich der Xaveri nur ganz wenig, und wenn er auch einige Worte dazwischen giggezte, so merkte man auf sein Gestotter doch nicht. Während nun die anderen drei miteinander redeten, ging Xaveri in der Stube hin und her, guckte bald in diesen, bald in jenen Winkel, untersuchte, indem er sich der ganzen Leibeslänge nach auf den Boden niederlegte, den Raum unter dem Kleiderkasten und der Kommode, kurz, er nahm sich um die Sache so eifrig an, daß es ihm kein Untersuchungsrichter gleichgethan hätte. Aber entdecken konnte er nichts, höchstens Staub unter dem Kasten

oder ein Spinnengewebe hinter dem Kachelofen. Nun stand er, wie in anstrengendes Nachdenken versunken, vor dem hohen Kleiderschranke und betrachtete ihn von oben bis unten genau. Der Giggezerxaveri glich in diesem Augenblicke einem Hunde, der sich mit seiner scharfen Nase von dem Vorhandensein einer eingekerkerten Wurst oder eines Stück Selchfleisches überzeugt hat und sich vor dem „Kerker" niederläßt, um zu warten, bis der Gefangene etwa herauskommen möchte.

Jetzt schüttelte Xaveri ein wenig seinen schwarzhaarigen Kopf, dann maß er flüchtig seine großen, kräftigen Hände und hierauf wieder die Thüre des Schrankes. Ohne eine Silbe zu äußern, näherte er sich diesem und fing an, zuerst leicht an der Thüre zu rütteln; natürlich ohne jeglichen Erfolg. Das schien die Unternehmungslust des Burschen nur zu heben. Die Thüre bestand aus zwei locker schließenden Flügeln. Mit aller Kraft zog Xaveri den rechten soweit an sich, daß er seine zehn Finger in die entstandene Fuge pressen konnte; dann stemmte der Bärenmensch das eine Knie gegen den linken Flügel und riß an.

„Jessas, Xaveri, was treibst denn da?" rief auf einmal die Kaltnerin, welche bisher den Vorbereitungen des übereifrigen Xaveri den Rücken gekehrt hatte. Das Krachen der Kastenthüre lenkte nun ihr Augenmerk, sowie das des Expositus und des Wachtmeisters, die sich ebenfalls um das Treiben des Burschen nicht weiter gekümmert hatten, auf den unternehmungslustigen Giggezer.

„Was treibst denn?" wiederholte die um ihr Eigentum besorgte Frau. „Laß mir mei' Sach' geh'n, Xaveri, und wart' bis der Schlosser kimmt."

Sie hatte aber gut reden, der Xaveri hing mit seinen zehn Krallen an der Thüre wie angenagelt und er ließ nicht los. Die Kaltnerin wurde zornig und riß den Verwegenen zurück. Auf einmal that's einen Kracher, die Thüre flog auf und der Xaveri zu gleicher Zeit auf den Boden nieder.

Die Eigentümerin wollte bei diesem unerwartet eingetretenen Ereignis anfangs ihrer stürmischen Zunge freien Lauf lassen und den „Einbrecher“ mit einer Flut von Schimpfworten übergießen; als sie jedoch wahrnahm, daß lediglich das Schloß aufgesprengt, sonst aber an der Thüre kein weiterer Schaden entstanden war, begnügte sie sich mit einigen gebrummten Bemerkungen, die sich ebensogut auf den Wachtmeister, auf den geistlichen Herrn, wie auf den Giggezerxaveri beziehen konnten. Dieser hatte sich bereits lachend in die Höhe gearbeitet, und weil selbst der Expositus und der Gendarm das Lachen nicht länger verbeißen konnten, so heiterte sich auch das Gesicht der Kaltnerin auf, namentlich als ihr der Xaveri versprach, wenn etwas an dem Schlosse oder der Thüre fehle, so wolle er es schon machen lassen.

„D—D—D' Hauptsach' i—i—is, d—d—daß i'—n Kast'n aufbracht h—h—hab',“ meinte er mit einem eigentümlichen Leuchten seiner Augen. Man sah, Xaveri bildete sich nicht wenig ein auf seine Heldenthat.

„Nun können wir ja einmal nachschauen,“ sagte der Wachtmeister, und machte sich, unterstützt von der Kaltnerin, sogleich an die Untersuchung. Der Kasten enthielt nur Kleider, einige Hüte, Schuhe und Stiefel. Da war also, wenigstens dem Anscheine nach, nicht viel zu entdecken. Doch lagen auf einem im Kasten oben quer angebrachten Brette noch mancherlei Gegenstände, welche die Neugier des Giggezerxaveri anlockten. Während also der Wachtmeister und die Kaltnerin den übrigen Raum durchstöberten, besah sich der Xaveri die Sachen auf dem Brette. Da waren: eine Kleiderbürste, ein zerbrochener Handspiegel, einige Cigarren mit zerdrücktem Deckblatt, eine schlechte Photographie von einem Frauenzimmer, die vielleicht nicht viel besser als ihr Bild selber war, und endlich, ganz zu hinterst im Winkel, ein im Griffe stehendes, von einer Lederscheide umhülltes

Messer. Dieses zog Xaveri heraus und zeigte es dem hinter ihm stehenden Expositus.

„Was ist denn das?" redete der Geistliche mehr zu sich als zu den anderen, als er auf der Scheide einige dunkle, rostartige Flecken bemerkte.

„Herr Wachtmeister," sagte er, nachdem er einige Augenblicke lang das Messer aufmerksam betrachtet hatte, „halten Sie dies nicht auch für Blutflecken? Mir kommt die Sache sehr verdächtig vor."

Der Angeredete nahm das Messer und trat damit, um es genau besichtigen zu können, ganz nahe ans Fenster.

„Das ist Blut," entschied er nach einer kleinen Weile. „So fleckt Blut auf Stahl, wenn dieser nicht sauber gereinigt wird. Ich habe Erfahrung in solchen Dingen. Es ist nicht das erste Mal, daß mir so ein Messer unterkommt."

Noch redete der Wachtmeister, als man plötzlich den Xaveri, der noch immer im Kasten herumsuchte, ausrufen hörte:

„Da . . . da . . . da, schauts her, was i d—da hab'."

Bei diesen Worten hielt er einen falschen Bart in die Höhe, der, so gab er an, in demselben Winkel wie das Messer gelegen sei; er habe das Ding, weil in Papier eingewickelt, nur nicht gleich bemerkt.

Ausrufe des Staunens brachen aus dem Munde des Wachtmeisters und des Geistlichen. Die Kaltnerin aber schien entsetzt über diesen unheimlichen Fund.

„Heiliger Gott im Himmel!" rief sie kreidebleich. „Hab' ich denn an Rauber und Mörder in der Loschie?"

Da ging die Thüre auf. Marie kehrte in Begleitung eines Schlosserlehrlings zurück, der die nötigen Werkzeuge zum Öffnen von Thürschlössern mitbrachte.

„Mach' uns einmal die Kommod' da auf," befahl der Wachtmeister dem Jungen. Dieser ließ sich die Sache nicht zweimal schaffen. Schon beim zweiten Versuche hatte er seine Aufgabe zur allgemeinen Zufriedenheit gelöst.

„So, und nun kannst schon wieder geh'n, wir brauchen dich weiter nimmer," belehrte der Mann im grünen Rock den Lehrling, der voll gespannter Erwartung stehen blieb, von dem Glauben behaftet, man werde ihn zum Dank für seine Geschicklichkeit als Zuschauer bei der weiteren Entwicklung der Dinge gelten lassen. Es bedurfte einer abermaligen Weisung des Wachtmeisters, ehe der Junge, der eigentlich noch weit „grüner" war als jener trotz seines grünen Rockes, sich zögernd dem Befehle fügte.

Jetzt erst ging's an die genaue Durchstöberung der einzelnen Schubläden. Es waren ihrer drei. In den beiden oberen fand sich lächerliches Zeug vor. Da war etwa ein Halbdutzend leerer Fläschchen mit prunkhaften Etiketten, welche verrieten, daß sich in den Gläsern eine wundervolle Barttinktur befunden habe, deren geheimnisvolle Kraft selbst einen am Haarschwund leidenden Kehrbesen von seinem Übel geheilt haben würde. Der „Protz'nsepp" hatte mit dem „unfehlbar" wirkenden Mittel sein rotes Reibeisengesicht verschönern und einen üppigen Bartwuchs aufforsten wollen; aber wo nichts ist, da hat auch der Kaiser weder Bart noch Recht. War also dem Achthaler nicht besser ergangen, obschon er, wie ein neben den Fläschchen liegendes Rasiermesser bekundete, starke Hoffnungen gehegt hatte, daß es auf seinem fleißig gedüngten Gesicht auch zur „Mahd" kommen werde. Was sich sonst noch vorfand, war Leibwäsche, eine Rolle Rauchtabak und verschiedene andere, für die Suchenden gleichgültige Dinge. Darauf wurde die unterste Schublade herausgezogen; ihr Inhalt erwies sich schon beim ersten Blick noch weit geringwertiger, als das übrige Gezeug.

„Ein Haufen alter Zeitungen," sagte der Expositus mit Enttäuschung im Gesichte.

„Nun, anschauen müssen wir sie uns doch ein wenig," meinte der Wachtmeister und hob das mit einer Schnur zu-

sammengebundene Päckchen heraus. Mit zwei oder drei Griffen hatte er den Spagat losgelöst. Der Geistliche und der Wachtmeister nahmen jede einzelne Nummer der Zeitung zur Hand. Es war ein sozialdemokratisches Blatt. Die meisten Nummern trugen die Spuren eifrigen Gebrauches; sie mußten also unter Genossen fleißig die Runde gemacht haben. Es war jene Zeitung, welche die Ehre genoß, von dem „Schuhrnahlisten" Pfeifer aus Schliers bedient zu werden.

Während die beiden Männer Blatt für Blatt von der Zeitungsschicht abnahmen, stand der Giggezerxaveri schweigend zur Seite, sich weder rührend noch reibend. Aber in seinen Augen lag eine große Begehrlichkeit. Keinen Blick rückte er von dem Pack bedruckten Papiers; er machte es jetzt geradeso, wie vorhin, ehe er den Kasten aufgesprengt hatte. In seinem Gesichte schien die Frage zu liegen: kommt das Geheimnis noch nicht bald aus dem Zeitungshaufen heraus? Plötzlich entfloh seinem Munde ein unklarer Laut, und ehe man mit den Augen zwinkern konnte, hatte er sich schon einer Anzahl Blätter bemächtigt, so viel er mit seiner Tatze auf einen Griff erkrallen konnte.

„Liegen lassen," fuhr der Wachtmeister den Ungeduldigen etwas rauh an. Aber Xaveri that, als höre er den Mann gar nicht; er blätterte und suchte, nein, er wühlte mit seinen Fingern wie ein Maulwurf herum. Was er suchte, das wußte er natürlich selbst nicht; ihn trieb nur das unklare Gefühl und ein unbestimmter Drang, irgend etwas zu finden. Letzteres machte sich indes doch nicht so einfach. Xaveri hatte bereits das ganze Häufchen durchsucht, ohne auf etwas anderes als auf Zeitungsblätter gestoßen zu sein, die für ihn, der ja nicht lesen konnte, ohne Bedeutung waren. Schon wollte er den Pack beiseite werfen, da tappten seine Finger auf eine Zeitung, welche nicht bloß dem Format nach größer als die übrigen Blätter war, sondern sich auch, wie Xaveri merkte,

beim Greifen dicker und härter erwies. Mit der ihm eigenen Hast riß er das Blatt aus dem Häufchen heraus.

„Hm, hm," brummte er wie in stiller Selbstvergnügtheit vor sich hin, indes er die Falten der zusammengelegten Zeitung auseinanderzerrte. Plötzlich rief er:

„Da . . . da . . . is w—w—was, H—He—Herr Ex—po—po—!"

„Was hast denn da, Xaveri?" fragte der Expositus. Alle schauten begierig nach den seltsamen Dingern, welche der Geistliche nun in die Hand nahm.

„Das sind ja Obligationen!" rief dieser lebhaft.

„Obligationen?" dehnte der Wachtmeister heraus.

Die Kaltnerin schlug die Hände zusammen und fand kein Wort, ein bei ihr ungewöhnliches Naturereignis; die Tochter blickte in unbeschreiblicher Überraschung die Mutter an und fand nur das eine Wort:

„Obligationen!"

Es war ein Ausruf des höchsten Staunens.

Nur der Giggezerxaveri geriet in keine Bewegung. Indem er seinen breiten Mund zum Ausdrucke der Geringschätzung verzog, sagte er gleichgültig:

„I . . i . . hab' gl—gl—glaubt, i . . i . . find' nomal a . . a Messer. D—d—dös is a . . a . . . a Gl—Glump da, a . . a . . Gl—Gl—Glump da."

„So, ein Glump nennst du die Obligationen, Xaveri?" redete der Expositus. „Du verstehst halt nicht, was du sagst . . . Da seht nur, meine lieben Leut' . . . eins, zwei, drei, vier, fünf . . . sechs . . . sechshundert Mark in Wertpapieren hat der Achthaler versteckt gehabt."

„Sechshundert Mark!" rief die Kaltnerin und sonst brachte sie nichts hervor. Sie wußte nicht, was sie zu dieser Entdeckung sagen sollte. Dieser „Protz'nsepp", der ihr gegenüber stets den Knauserigen und Unbemittelten gespielt hatte,

er besaß, wie sich jetzt herausstellte, einen ganz beträchtlichen Sparpfennig.

Indem die Kaltnerin sich noch mit solchen Gedanken beschäftigte, hatte der Herr Expositus zu seiner größten Überraschung einen Fund gemacht, der die Bedeutung und den Wert der Obligationen um vieles überstieg.

„Herr Wachtmeister! . . . Frau Kaltnerin!" that er jetzt im Tone eines vollständig Verblüfften, „schauen Sie nur, was ist denn das? . . Ein Anteilschein . . ausgestellt auf den Namen . . . Michael Haller, Bauer in . . ."

„Was? Michael Haller?" unterbrach der Wachtmeister den Geistlichen.

Ja, es war so. Hier stand deutlich der Name und der Wohnort des erwähnten Bauern; das Papier aber war ein Anteilschein, ausgestellt von der Direktion eines schwäbisch-bayerischen Knabenseminars.

„Jesus! Maria!" schrie auf einmal die Kaltnerin entsetzt auf. Und Marie stand da ohne einen Blutstropfen im Gesicht; sie schien gelähmt vor Schrecken. Der Expositus sah sprachlos auf den Wachtmeister, dieser auf den Geistlichen.

Da war es der Giggezerxaveri allein, der in diesem Augenblicke furchtbaren Schweigens das Wort fand.

„I—i—is ebba d—d—der Haller da . . . d—der Vater vom Ha—Ha—Haller Karl?" fragte er, seinen Blick auf den Expositus richtend. Dieser aber schaute wie geistesabwesend vor sich hin, nicht achtend der Frage.

„Der Großvater ist's von der Hallerin," erklärte der Wachtmeister, „der Großvater, der vor vier Jahr'n im Schwäbischen drauß'n umbracht ist word'n. An einem Sonntag früh ist's geschehen unterm Gottesdienst . . . Jetzt weiß man, wer der Mörder ist," schloß er mit überwältigendem Ernste seine unheimliche Mitteilung.

Ein kaltes Schauern hatte alle ergriffen und erschütternd

die fürchterliche Entdeckung namentlich auf die Kaltnerin und ihre Tochter gewirkt. Beiden war es in diesem Augenblicke, als wären sie jetzt wieder Zeuge jenes Jammers, der sich vor vier Jahren in der Wohnung der Hallerin abspielte, als die entsetzliche Nachricht von der Ermordung ihres Großvaters zu ihr drang. Kurze Zeit vorher war ihr Ehemann im Bergwerke durch einen Schlaganfall getötet worden. Und dann war die Kunde von jenem scheußlichen Verbrechen gekommen, dessen Urheber niemand ahnte und kannte. Was die arme Hallerin damals in ihrer Seele dulden mußte, das konnte man jetzt noch in ihren Zügen lesen — sie war in wenigen Tagen schrecklich gealtert und kaum mehr zu erkennen. Und so war sie, ohne es den Jahren nach zu sein, dem Äußeren nach eine alte Frau geworden.

Die Gedanken an jene Ereignisse wogten jetzt durch die Seele der Kaltnerin.

„Um Gottes und aller Heiligen willen!" rief sie zitternd aus, während sie die Hände rang, „daß die Hallerin nur jetzt nichts erfährt, jetzt, wo sie eh' in solchem Elend drinsteckt . . . Ich glaub', das brächt' sie um."

„Nein, die arme Frau darf die fürchterliche Wahrheit jetzt nicht erfahren," erklärte auch der Expositus. „Xaveri, daß du mir ja zu keinem Menschen was sagst."

Der Giggezer antwortete nur mit einem Nicken. Ihm lag das Grauen und Entsetzen so tief in allen Gliedern, daß er nicht eine Silbe zu stottern vermochte.

Der Wachtmeister traf Anstalten, sich mit den gefundenen Gegenständen, welche mit so erdrückender Beweiskraft die Schuld eines von der irdischen Gerechtigkeit seit langem gesuchten Verbrechers darthaten, zu entfernen, um beim Bezirksamte die weiteren Maßnahmen zu veranlassen. Der Geistliche und Xaveri begleiteten ihn. Eben waren sie in der Nähe des Gebäudes angekommen, als ihnen ein Gerichtsbote begegnete.

„Gelt, Herr Wachtmeister, das is a schöne G'schicht," sagte er mit erregter Stimme.

„Was für eine G'schicht?" fragte der Angeredete neugierig.

„Was, Sie wissen am End' gar nix noch? Der Achthalersepp hat sich in der Keuch'n am Fensterkreuz mit seinem Sacktüchl erhenkt . . ."

Warum? das wußte der Gerichtsbote freilich nicht. Aber jetzt erfuhr er's.

Und in einer Stunde darauf redete fast jedermann im Orte von dem grauenhaften Geschehnis. Nur die Hallerin bekam nichts davon zu hören. „Es wär' ihr Tod," sagten sich die Kaltnerin und ihre Tochter. Und sie trugen Sorge, daß kein unberufener Mund in ihre Nähe kam. Sie war mit Kreuz und Elend für jetzt ohnehin genügend versorgt, so lange ihr Sohn zwischen Tod und Leben schwebte.

Aber Frauen können viel ertragen und dulden, ehe sie unter der Last zusammenbrechen. Man sagt, sie hätten neun Leben. Und sie dürfen sie auch haben, die Mutter Haller wenigstens konnte sie notwendig brauchen. Eines Tages kam ihr durch einen unglücklichen Zufall alles zu Ohren, eine täppige Nachbarin gab das Geheimnis preis, welches durch die Anstrengungen und durch die Sorgfalt der Kaltnerin und deren Tochter fast zwei Wochen lang der Hallerin vorenthalten worden war.

Die Hallerin betrat eine halbe Stunde hernach, nachdem ihr die Nachbarin draußen vorm Haus jene entsetzliche Mitteilung ins Ohr gewispert hatte, ihre Stube wieder. Sie warf einen flüchtigen Blick nach dem Bette des Sohnes, der dank seiner kräftigen Natur und der ärztlichen Kunst die Gefahr glücklich überstanden hatte, von welcher sein Leben ernstlich bedroht gewesen war.

„Mutter," sagte er jetzt, „wo seid Ihr denn so lang g'wesen . . .? Was habt Ihr denn?" fügte er bekümmert hinzu, „und wie schaut Ihr aus! Ihr habt ja g'weint . . ."

„Es bedeutet nichts, gar nichts, Karl," unterbrach sie ihn ausweichend, „das macht nur die Freud' . . . weil du wieder g'sund wirst."

Ach, hätte er in die Brust seiner Mutter schauen können! Aber er wußte noch nicht, was sich seit seiner Verwundung Fürchterliches ereignet hatte. Ein einziges Mal nur war es ihm eingefallen, nach dem Achthalersepp zu fragen. Darauf hatte ihm die Mutter geantwortet: der ist weit fort von hier, man weiß nicht, wohin er ist.

„Ich hätt' ihn doch gern g'fragt," äußerte Karl, „warum er mich damals in dem anonymen Brief so abscheulich verleumdet hat und warum er zu der Kaltnerin ihren Hausleut'n g'sagt hat . . ."

„Geh', Karl, kümm're dich da nicht," fiel ihm die besorgte Hallerin ins Wort, „laß's gut sei' . . . was g'scheh'n ist . . . ist g'scheh'n . . ."

Damit brach sie ab. Ihre Stimme klang so eigentümlich schmerzerfüllt. Und Karl konnte sich nicht denken, was es gegeben habe. Noch erfuhr er den eigentlichen Grund, ehe er völlig gesundet war; bis dahin aber verstrich noch manche Woche. Innerhalb dieser Zeit waren die Behörden rastlos thätig, die beiden Mithelfer Achthalers an der Ermordung des Bauers Michael Haller, den Stockinger und den anderen, den Unbekannten, welcher auf Anstiftung des „Protz'nsepp" auch den Haller Karl zu töten versucht hatte, ausfindig zu machen. Umsonst. Beide waren verschwunden und verschollen, ohne Zweifel, weil sie rechtzeitig gewarnt worden waren. Man hatte zwar den Schuster Pfeifer von Schliers stark im Verdacht, daß er der Warner gewesen sei. Aber beweisen konnte man ihm nichts, und freiwillig gestand er's nicht. Nicht einmal auf seinem Sterbebette.

Das geraubte Geld, welches man beim „Protz'nsepp" gefunden hatte, erhielt die Hallerin, die nächste Anverwandte

ihres unglücklichen Großvaters. Ihr Karl konnte es recht gut verwenden, als er ein Jahr später einen eigenen Herd sich gründete und die Kaltner Marie ihm bei dieser Gründung zur Seite ging.

Der Gi-Gi-gezerxaveri von Parsberg aber hat es nicht so weit gebracht. Als Junggesell hat er gelebt, als solcher ist er gestorben. Oft pflegte er, wenn die Rede auf den „Protz'n-sepp" und seine Unthat kam, zu sagen:

„H—h—hätt' mi' d—d—der S—S—Sepp nöt so b—b—be—betrog'n mit 'm D—D—Dachsschmalz und 'm anderen Zeug — nachher w—w—wär' er . . . am End' . . . nö—nöt aufkemma."

So meinte der Xaveri. Und wer kann's sagen, vielleicht hat der gute Narr recht gehabt!

Ende.

IV.

Das Mädchen von Spinges.

Eine Tiroler Geschichte.

Erstes Kapitel.

Beim Kuratus.

Im Pusterthal mit seinem herrlichen Mittelgebirge liegt das Dorf Spinges. Unweit der Ortskirche, die mit ihrem spitzen Turm weit hineinlugt in die Thäler, befindet sich ein Bauerngehöfte, dem man schon auf den ersten Blick die Wohlhabenheit seines Eigners ansieht. Das Anwesen weist einen stattlichen Umfang auf und auch seine Lage, von der aus man einen schönen Blick in die Runde genießt, trägt nicht wenig dazu bei, den günstigen Eindruck des Hofes zu verstärken.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts saß der Bauer Ulrich Greiter auf dem Eschbaumerhof, wie man selbes Besitztum hieß. Es war eine gar ernste Zeit damals, und manchem Bauern und Herrn im schönen Land Tirol verging Gesang und Lustbarkeit, wenn er an die große Gefahr dachte, so dem geliebten Vaterlande drohte.

Die Franzosen, von einem jungen Oberfeldherrn, Buonaparte, geführt, der später mit seinen Siegesthaten die halbe Welt erzittern machte, hatten nämlich kurz vorher in Italien mit Glück gekämpft und sich die Lombarder unterworfen. Vergebens bot der brave österreichische Feldherr, Graf Wurm-

ser, seine ganze Tapferkeit und Kriegskunst auf, um seinem Kaiser, Franz II., die wichtige Feste Mantua zu erhalten; der Feldzeugmeister Alvinzi unterlag in schwerem dreitägigen Ringen zuerst bei Arcole und dann bei Rivoli, und diese Niederlagen zogen am 2. Februar 1797 den Fall Mantuas nach sich. Das kaiserliche Herr mußte vor dem überlegenen Gegner nach Tirol zurückweichen.

Es war an einem Märztage des genannten Jahres. Das Wetter zeigte just keine gute Laune, in den Wolken hing es wie Schnee und über die Tauern her jagte ein kalter Wind. Um das vereinzelt stehende Kurathaus von Spinges pfiff er in allen Tonarten herum, bald hoch, bald tief, wie eine wild gewordene Orgel, von der sich plötzlich alle Pfeifen losgelöst haben, um wie böse Hexen durch die Luft zu fahren.

Herr Johannes Haidacher, der würdige Seelenhirt von Spinges, trat soeben ans Fenster und blickte zum Firmament auf, um den Zug der Wolken zu beobachten. Dann sah er eine Weile auf die blattleeren Bäume in seinem Gärtchen hinaus, welche der Wind mit grober Faust schüttelte und deren Kronen er bog, als ob er sie in seinem Grimme abbrechen wollte.

Der Kurat wiegte sanft sein graues Haupt; er schien sagen zu wollen: wenn der rauhbeinige Tauernwind mir nicht noch einige meiner schönsten Apfelbäume knickt, dann soll es mich recht wundern.

Sodann wandte sich der Hochwürdige wieder seinem Brevier zu, das er eben in der Hand hielt und fuhr fort, wie er vorher gethan, nämlich in seiner durchwärmten Stube auf und nieder zu wandeln. Das Feuer im alten, braunen Kachelofen sang ihm dazu eine lustige Marschweise und die dürren Buchenscheiter krachten und knisterten, daß es nur so eine Freude war, ihrer Musik zuzuhören.

Der Kurat klappte jetzt sein Buch zu und legte es auf

ein Schreibpult. Hierauf nahm er Hut und Stock, warf einen weiten schweren Mantel von altfränkischem Schnitt um und hatte schon die Hand auf der Thürklinke, da klopfte draußen jemand. Der Geistliche öffnete. Auf seinem Gesicht erschien Überraschung, denn ein junges, bildhübsches Mädchen von kräftigem Wuchse stand vor ihm.

„Trindl, was bringt dich zu mir?“ fragte der Herr in freundlichem Tone.

Das Mädchen beschritt die Stube des Geistlichen.

„Hochwürd'n“, begann sie, indem sie ihre blauen Augen voll Zuversicht und Vertrauen auf den Seelsorger richtete, „ich hätt' halt eine rechte Bitt'.“

„So, und das wär'?“ fragte in ermutigendem Tone Herr Johannes Haidacher.

„Mein, nöt gar viel,“ versetzte Katharina, während in ihrem Gesichte eine helle Röte zu brennen anfing. „Wennst mir ein Blattl Papier geb'n und ein bißl Tint'n und Federn leih'n möchtest, Hochwürd'n. Ich bin schon beim Schulmeister g'wesen, aber da ist 's Haus zug'sperrt und keine Seel' nöt daheim.“

Der Geistliche antwortete nicht sogleich. Seine Augen suchten unwillkürlich die Hände der Maid und da konnte der gute Herr ein Schmunzeln nicht unterdrücken.

„Was, mit solch' einem Pratzerl willst du schreib'n?“ sagte er in gutmütigem Spotte. „Für Drischl und Heugab'l sind deine Finger schon ehnder g'schaffen, aber für's Federnhandwerk nicht. Das müßten ja Buchstaben werd'n wie 's Prügelholz so dick.“

Der Herr Kurat lachte und das Mädchen, weit entfernt, ihrem Kritiker gram zu sein, begann zu pfucherzen. Ja, als sie jetzt ihre grobknochigen, dicken Finger musterte, und an die Aufgabe dachte, die sie ihnen mit der Feder zugemutet hatte, da brach sie selber in lautes Lachen aus. Das währte aber

nur für einige Augenblicke. Dann trat der frühere Ernst wieder in ihre Züge.

„Hochwürden, so ein detsches*) Leut bin ich nachher dechtert nöt", erklärte sie, „wie du vermeinst. Ich hab' 's Schreiben schon g'lernt und wenn ich's auch nöt kann wie ein G'studierter oder wie der Schulmeister, ein Briefl bring' ich zur Not schon aufs Papier, halt ja."

„Also ein Briefl willst du schreib'n?" that der Geistliche in langgedehntem Tone, um die Überraschung auszudrücken, welche ihm dieses Geständnis abnötigte; denn das Briefschreiben war dazumal beim gewöhnlichen Landvolke und gar erst bei einem Dienstboten eine sehr seltene Sache. Schon wollte der Kurat das Mädchen nach der Bestimmung ihres Briefes fragen, da kam ihm aber Katharina zuvor. Ihr hübsches Gesicht nahm einen feierlichen Ausdruck an, in ihren Augen leuchtete es wie stille Begeisterung.

„Hochwürden," begann das Mädchen, „ich bin jetzt zwölf Jahr auf'm Eschbaumerhof und hab' mir in der Zeit von meinem Lohn über hundert Gulden erspart. Da ist vornacht**) der Sensenschmied Reinisch von Volters bei unserm Bauern g'wesen und da hab' ich so g'hört, was die zwei von den Franzos'n erzählt hab'n und daß sie alleweil weiter nach Tirol vorruck'n. Wie gott'slästerliche Heid'n wirtschaft'n die Lump'n, die Kirchen rauben sie überall aus und die heiligen Hostien reißen sie aus'm Tabernakel. Ist das nöt a schiache Bande?"

„Du hast recht, Trindl," versetzte der würdige Kurat, „es sind gottlose Menschen, die bloß desweg'n Krieg führen, um ihre verfluchte Republikanerwirtschaft auszubreiten. Gott bewahr' uns davor, daß sie nach Spinges kommen."

„Ich fürcht' aber recht, daß sie kommen," nahm Katharina wieder das Wort. „Und drum will ich mei' erspartes Geld

---

*) ungeschickt. **) vorgestern.

versteck'n, damit 's die französische Räuberbande nöt find'n kann. Zu dem Geld möcht' ich an Zettel leg'n, auf dem g'schrieben steht, daß ich die Hälft' davon der Kirch' von Spinges und die andre meiner Mutter vermach'. Denn schau, Hochwürden," schloß das biedere Mädchen jetzt seine seltsame Mitteilung, „wenn die Franzosen kommen, after geht's scharf her und unser Landsturm wird wohl beim Zeug sein geg'n die Hallunk'n, die höllischen. Und 's Lanz Trindl muß a' dabei sein, und sollt' ich a' bloß mit der Heugab'l rauf'n müß'n."

Der Herr Kurat blickte der Dirne zuerst schmunzelnd ins Gesicht, dann aber, als er dort einen fast heiligen Ernst las, sagte er kopfschüttelnd:

„Ich mein, diesmal hast doch ein bißl mehr geredet als du hättest sollen. Ein Diandl, das sich mit den Franzosen umeinanderschlagt — nein, so was giebt's auch nicht im heil'gen Land Tirol, wo Männer und Weiber, Burschen und Diandl'n das Herz gwiß auf'm recht'n Fleck haben. Laß nur das Raufen mit dem Feind, wenn's einmal wirklich dazu kommt, unserem Landsturm über, und versteck lieber dein Geld ordentlich, damit 's dir die Wälschen nicht erwischen," fügte der Geistliche noch hinzu.

„Das wird auch g'schehen, aber 's ander' a'," antwortete das Mädchen, „kannst dich verlassen, Hochwürd'n, auf mein Wort."

Katharinas Augen strahlten wie in männlichem Mute. Und dann wiederholte sie ihre Bitten um Papier, Tinte und Feder; wenn es der Herr Kurat erlaube, so möchte sie gleich jetzt die Sache schreiben, so wie sie es wünsche.

„Aber du bist doch ein spaßiges Ding," äußerte der Geistliche. „Man meint, wenn man dich red'n hört, die Franzosen wären schon außerhalb Spinges."

„Hochwürden, ich fürcht', sie sind uns schon näher als

man glaubt. Ich hab' so ein eigenes Gefühl, als ob es schon in den nächsten Tag'n was geben könnt' bei uns. Wenn ich mein Geld ordentlich versteckt hab', dann fürcht' ich die Franzosen nimmer und ihre Kugeln auch nöt. Trifft mich eine, so wird's mir fürs Sterben ang'rechnet."

Herr Johannes Haidacher schüttelte schweigend den grauen Kopf. Nein, ein solches Mädel war ihm noch nicht vorgekommen, das mitten in der blühendsten Jugend so leichten Herzens von Tod und Sterben reden konnte. Und die Lanz Kathi war doch auch keine Heilige, obschon sie zu den bravsten Mädchen in der Gegend gehörte und ebenso durch ihre Sittlichkeit wie durch ihren religiösen Sinn hervorragte.

Der Kurat schritt an sein Schreibpult, suchte ein reines Blatt Papier heraus und legte es für Katharina zurecht.

„So, da komm' her," rief er ihr zu und übergab ihr die Kielfeder. „Jetzt schreib' was du magst und was dir einfallt; und wennst auch einen Klex oder ein paar auf's Papier machst, so schadet's ihm nichts und dir auch nicht."

Katharina ließ sich nicht zweimal zum Schreiben auffordern. Mit fester Hand ergriff sie den Kiel, tauchte ihn in das Tintengeschirr und gleich darauf ächzte und stöhnte die solch schweren Händedruckes ungewohnte Feder auf dem Papier. Schnell schreiben konnte das Mädchen nicht, aber hübsch langsam und der Herr Kurat, der in der Nähe am Ofen stand, die Hände auf dem Rücken, hörte stillvergnügt lächelnd zu, wie sein Federkiel, hie und da laut aufspritzend, über die weiße Fläche dahinstolperte, Zug um Zug, so daß man jeden Strich mitzählen konnte, ohne dabei neben der Schreiberin stehen zu müssen.

Gute fünfzehn Minuten hatte das Mädchen gebraucht, ehe es, hoch aufatmend, den gemarterten Federkiel weglegte.

„Bist jetzt fertig?" fragte der Kurat.

„Ja, Hochwürden."

„So laß einmal deine Kunst sehen.“

Katharina reichte dem geistlichen Herrn ihr Werk. Es waren steife, ungefüge Schriftzüge, die ihm da entgegentraten und ihm den Beweis lieferten, daß man eine sehr brave und fromme Person sein könne, ohne in kalli- und orthographischer Hinsicht unanfechtbar zu sein. Folgendes nun stand, dem Sinne nach, auf dem Papier:

„Wer dies Geld findet, den bitte ich, im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, die Hälfte dem Herrn Kurat von Spinges für die Kirche und die andere meiner Mutter in St. Vigil zu geben. Katharina Lanz, Magd beim Greiterbauern auf dem Eschbaumerhof.“

Wieder schüttelte der hochwürdige Herr sein Haupt.

„Ich begreif' dich nicht, Trindl,“ sagte er. „Was hat denn dies alles für einen Sinn und Zweck? Wozu denn das Geld erst verstecken? Warum giebst du 's nicht gleich deiner Mutter oder, wenn du 's mir nicht anvertrau'n willst, einer anderen Person, bei der es gut geborgen ist?“

„Warum? Weil es nirgends so sicher ist, als dort, wo ich es verbergen will. Überall kann der Franzos hinkommen, dort aber, wo ich das Geld hinthu', nöt.“

„Und wo ist das?“

„Hochwürden, morgen komm' ich und zeig' dir den Platz. In der Kirch' versteck' ich es.

„Was? In der Kirche?“ fragte der Kurat, dessen Erstaunen von Frage zu Frage stieg.

„Ja. Und dort kannst du 's nehmen, Hochwürden, wenn mich am End' die Franzosen erschießen sollten.“

Katharina faltete ruhig das Papier zusammen, das ihr der Geistliche schweigend gegeben hatte, und steckte es in ihre Tasche. Die bestimmte Art ihrer Antwort, sowie ihr ganzes Gebaren, welches weder an Natürlichkeit noch an Einfachheit und Offenheit etwas zu wünschen übrig ließ, hatten auf den

Kuratus einen sichtlichen Eindruck gemacht. Was ihm anfänglich als ein Scherz, als eine launige Eingebung erschienen war, gewann jetzt in seinen Augen eine ganz andere Bedeutung. Indes zog er es vor, für heute mit dem Mädchen über die Sache nicht weiter zu reden, sondern abzuwarten, wozu sie sich bis morgen entschlossen haben werde. Und als Katharina jetzt seine Hand ergriff, um sie andächtig zu küssen, da sagte er:

„Wenn du mich wieder brauchst, so komm' nur."

„Vergelt's Gott, Hochwürden, für das Papier und . . ."

„Es gilt schon, es gilt schon," unterbrach er das Mädchen, indem er ihr die Hand entzog.

„Und morg'n komm' ich wegen dem Versteck," bemerkte Katharina. „Aber keinem Menschen was sagen, bitt' schön."

„Keiner Seel'. Natürlich nicht."

Gleich darauf schied das Mädchen mit einem frommen Gruße.

Dem guten Kuratus aber war nach dieser Unterredung zu Mute, als ob er geträumt hätte. Im Kopf war es ihm ordentlich warm geworden und etliche Male strich er mit der flachen Hand über die Stirne, wobei er für sich hinmurmelte:

„Ein merkwürdiges Diandl, ein merkwürdiges Diandl. So gar nicht wie die andern . . . nein, ganz anders. . . ."

Draußen fegte der Wind noch immer wie toll um das Haus und durch das Thal, eher noch ärger als zuvor.

Da ergriff der würdige Geistliche abermals Hut und Stock und verließ seine warme Stube. Er wollte seinen gewohnten Spaziergang unternehmen, von dem sich Herr Johannes Haidacher durch keine Ungunst der Witterung abhalten zu lassen pflegte. Im Gegenteil, je wilder das Wetter, desto lieber ging er ins Freie; denn, so lautete seine Ansicht, beim Sonnenschein kann jeder spazieren gehen, da ist's keine Kunst.

Zweites Kapitel.

Mutter Leni.

Vom Kurathause weg begab sich Katharina auf den Eschbaumerhof. Dort war sie kaum angekommen, als sie der Bauer unter der Hausthüre mit den Worten empfing:

„Wo kommst denn her, Diandl? Wir hab'n dich g'sucht."

„Beim Herrn Kurat bin ich g'wesen; ich hab' ein bißl was z'reden g'habt mit ihm, halt ja. Und was hat denn nachher der Bauer von mir g'wollt?"

„Ich hab' nichts g'wollt. Die Leuthammer Leni hat g'schickt, du möchtest ein bißl zu ihr kommen."

Das Mädchen richtete einen fragenden Blick auf den Bauer. Dieser verstand sie ohne weiteres.

„Ja, geh' nur zu, Diandl, von mir aus," sagte er. „Frag' aber z'erst die Bäuerin, ob sie dich nöt braucht."

Katharina verschwand und suchte die Bäuerin in der Stube auf. Auch in diesem Falle erhielt sie ohne Schwierigkeit die Erlaubnis, deren sie bedurfte. Die Eschbaumerin war ihrer Magd sehr zugethan und pflegte ihr nicht leicht ein Begehren abzuschlagen.

Das Mädchen wollte sich schon wieder zum Gehen wenden, da rief ihr die Bäuerin noch zu:

„Frag' d' Leni, ob sie nöt von ihrem Bub'n, dem Anderl, g'hört hat."

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf und ein etwa zwanzigjähriges Mädchen trat herein. Sie war nicht gerade groß, aber doch von ebenmäßigem, fast zartem Wuchse und besaß sehr hübsche Gesichtszüge. Hanna hieß sie und der Eschbaumerin ihr einziges Töchterl war sie.

„Was ist's mit dem Anderl?“ fragte sie jetzt, denn sie hatte noch einen Teil dessen gehört, was die Mutter zu Katharina gesprochen hatte.

„Nichts, weiter gar nichts,“ äußerte die Bäuerin. „Ich hab' nur der Trindl auftrag'n, sie sollt' bei der Leni frag'n, ob sie nichts von ihrem Bub'n g'hört hat. Es ist schon so viel lang her, daß er von sich hat hören lassen.“

„Gehst 'leicht zur Leni?“ erkundigte sich Hanna bei dem Mädchen.

„Ja, sie hat mich hol'n lassen, hab' ich g'hört.“

Hanna richtete einen flüchtigen, aber scharfen Blick auf Katharina, die sich von demselben eigenartig berührt fühlte. Es kam ihr vor, als ob Hanna unzufrieden mit ihr sei wegen dieses Ganges zur alten Leuthammer Leni. Doch streifte das Mädchen diesen Eindruck rasch wieder von ihrer Seele; vielleicht hatte sie sich auch nur getäuscht.

Gleich darauf machte sich Katharina auf den Weg. Sie hatte zum Schutze gegen die Rauheit und Heftigkeit des Windes, der mit aller Wut gegen sie herantobte, ein hochrotes Tuch um den Kopf gewunden. Die Farbe desselben bildete einen fesselnden Gegensatz zu dem tiefen Schwarz ihres glänzenden Haares und zu dem reizenden Pfirsichschmelz ihrer Wangen.

Katharina hatte einen schmalen, über die Höhen außerhalb des Dorfes sich hinziehenden Pfad emporzuklimmen, der über eine gefrorene, schmutzige Schneefläche lief. In geringer Entfernung winkte ihr ein bescheidenes Häuschen, das Ziel ihrer Wanderung, entgegen.

Das Mädchen gewahrte plötzlich zu ihrer Verwunderung eine Mannsperson unter der Thüre des Häuschens stehen. Schon seit langer Zeit kam Katharina fast täglich aus dem Dorfe zu der Leuthammer Leni herauf, aber einen Mann hatte sie noch niemals im Hause derselben gefunden.

Umgekehrt schien auch dieser, ein Bursche in der Mitte der Zwanziger, lebhaftes Interesse für die sich Nähernde zu bekunden. Sein Blick verfolgte schier jede ihrer Bewegungen. Auf einmal aber wandte er sich um und verschwand im Häuschen.

Katharina konnte zwar nicht umhin, sich über das Gehaben des Fremden zu wundern. Indes machte sie sich nicht weiter Gedanken, sondern öffnete die Thüre zu der ihr wohlbekannten Stube. Gleich bei ihrem Eintritte wurde sie von der Stimme eines Weibes empfangen, das auf der Bank neben dem warmen Ofen saß.

„Bist endlich da, ich hab' schon lang auf dich g'wartet", sagte die Leuthammer Leni, wie das Weib hieß, das sich die Eigentümerin dieses bescheidenen Häuschens nannte; sie war längst nicht mehr jung, die Leni, aber ein unbestrittenes Gepräge der Güte und der Freundlichkeit lag auf ihren milden Zügen. Die Farbe ihres Gesichtes spielte ins Gelbliche, bei Kranken häufig der Fall.

Das Weib streckte der Eintretenden die hagere Hand entgegen und Katharina erfaßte dieselbe; das Mädchen fühlte, wie die Finger Lenis leise zitterten.

„Wirst deacht nöt wieder krank sein, Leni?" sagte Katharina in bekümmertem Tone.

Aber schon der Glanz des Auges, dem ihr Blick begegnete, überwand all ihre Besorgnis. Das Weib beugte den Kopf ein wenig nach vorn, deutete nach einer in ein Nebengemach führenden Thüre und flüsterte mit einer vor freudiger Erregung schwankenden Stimme:

„Er ist da . . . er ist da . . . da drin' ist er."

„Wer?" fragte Katharina, etwas verblüfft über die Gemütsbewegung der Leuthammerin.

„Nun, mein Andres, halt ja!" rief jetzt mit lauter Stimme das Weib. „Andres! Andres! Komm' deacht 'raus."

Und aus der Kammer trat ein Bursche in die Stube, derselbe, welchen Katharina draußen unter der Thüre stehen hatte sehen.

Errötend sah das Mädchen auf ihn. Er aber bot ihr sogleich die Hand und sagte:

„Du kennst mich wohl nimmer recht, gelt? Ja, so geht's einem, wenn man so lang von daheim weg ist. Ich mein', du hast dich auch ein bißl geändert, und ich . . . ich werd halt auch nöt ganz der alt' Andres 'blieben sein . . . Und jetzt dank' ich dir halt recht schön und sag' dir viele Vergelt's Gott für all die Lieb, die du meinem gut'n Mutterl erwies'n hast in ihrer Krankheit. Wer kann 's sag'n, ob ich noch mein Mutterl hätt', wenn du nöt g'wesen wärst."

Andres, der Sohn der Leithammer Leni, schüttelte dem Mädchen herzlich die Hand, während die also Belobte den Blick voll Verlegenheit niederschlug.

„Brauchst dich nöt z' schamen," redete die Leuthammerin eifrig dazwischen, „der guten Werk' halber. Ja, ich hab's meinem Bub'n alles g'sagt, was ich dir schuldig bin und daß du dich um mich ang'nommen hast, wie ich wochenlang dag'legen bin und hab' mich nöt rühren können vor lauter Wehthun im ganz'n Leib. O grundgütiger Heiland! Wenn ich daran denk, was ich durchgemacht hab' die letzten vierzehn Wochen, so mein' ich, es ist ein helllichtes Wunder, daß ich noch auf der Welt bin. Ja, dies sag' ich halt alleweil: wenn du nöt g'wesen wärst, Trindl . . ."

„Geh', hör' auf mit dem Lob'n da," warf das Mädchen in ehrlicher Mißvergnügtheit dazwischen. „Ich will nöt g'lobt sein . . ."

Da mußte sich die Leuthammerin fügen.

Seitdem sich Andres und Katharina einander begrüßt hatten, waren ihre Hände ineinander verschlungen; es schien, als ob beide ganz darauf vergessen hätten, dieselben wieder

zu lösen. Jetzt erst besann sich das Mädchen mit einem Male darauf und mit einem leisen Rucke entwand sie dem Burschen ihre Rechte.

„Komm', Diandl, setz' dich ein bißl nieder und laß dir allerhand erzähl'n," forderte Andres die Freundin und Wohlthäterin seiner Mutter auf, indem er ihr ein Zeichen gab, neben dieser auf der Ofenbank Platz zu nehmen.

Katharina leistete indes nicht Folge.

„Nein, ich lauf' jetzt gleich heim und sag's auf dem Eschbaumerhof, daß der Leuthammer Andres da ist," äußerte sie ihre Absicht. „Da fällt mir was ein ... die Bäuerin hat mir aufgetrag'n, ich sollt dich frag'n, Leuthammerin, ob du von deinem Andres schon lang nichts mehr g'hört hast ..."

„So?" that das Weib erfreut. „Nun, wenn du heimkommst, so kannst du der Bäuerin sag'n, der Andres ist heut auf einmal kommen; wie aus den Wolken g'fallen, so ist er kommen; ich hab nöt drandenkt, daß so was möglich sein könnt."

„Schau', Mutterl, da sind rein die Franzosen schuld dran, daß ich da bin," belehrte der Bursche heiteren Sinnes seine Mutter. „Wie ich in Wien g'hört hab', daß die Franzosen ins Tirol eindring'n, da hat's mich vor lauter Angst und Kümmernis um mein Mutterl nimmer g'litten."

Dabei legte Andres einen Arm um den Hals der Mutter, die ihn mit einem Blicke der Liebe ansah.

Vor vier Jahren war ihr Sohn in die Fremde hinausgezogen, er hatte sich in der Stadt, wo der gute Kaiser Franz lebte, ein Plätzchen gesucht bei einer braven Herrschaft und dort war er verblieben die ganze Zeit über, bis ihn gestern die Besorgnis um die Mutter in die Heimat zurückgeführt hatte. Und die Freude der Leuthammerin war um so größer gewesen, je weniger sie ein solches Wiedersehen erwartet hatte. Und auch Katharinas halber freute sie sich.

Andres hatte das Lanz Katherl wohl schon früher gekannt, denn sie diente bereits seit ihrem vierzehnten Jahre beim Eschbaumerbauern; aber er hatte sie noch niemals viel beachtet. Jetzt aber stand Katharina auf einmal als ein wahres Prachtmädel vor ihm, strotzend von Gesundheit und Leben, und bildsauber, wie er in ganz Wien keines gesehen zu haben glaubte. Was aber auf Andres, der mit der ganzen Innigkeit eines Sohnes an seiner Mutter hing, einen ganz besonderen Eindruck gemacht hatte, das war die Mitteilung, welche er gleich nach seiner Ankunft aus dem Munde derselben empfing, daß sie wochenlang schwer krank darniedergelegen sei und daß sie es außer unserem Herrgott nur der liebevollen Pflege des Lanz Katherls zu verdanken habe, wenn sie wieder gesundet sei. Und aus was für einem Grunde hatte sich Katharina um die Leuthammer Leni so angenommen? Aus keinem anderen als aus bloßer Nächstenliebe. Aber dafür war das Mädchen auch im ganzen Dorfe geachtet und geschätzt, und manche Mutter pflegte ihrem Töchterlein die einfache Magd des Eschbaumerbauern als ein Muster in jeglicher Beziehung zu empfehlen. — War es da ein Wunder, wenn die Leuthammerin das Lanz Katherl, der sie so vielen Dank schuldete, zuerst von dem Glücke in Kenntnis setzte, welches ihr durch die Rückkehr ihres Sohnes geworden war? Ja, noch mehr! Im Laufe der letzten Wochen hatte sich bei der Mutter des Andres so in aller Stille der Gedanke und der Wunsch eingenistet, wie glücklich sie doch wäre, wenn ihr Bub', der Andres, einst ein so braves Mädel wie die Katharina zum Weib bekäme. Und indem die Leuthammerin so dachte und wünschte, war es ihr mehr und mehr klar geworden, daß für ihren Andres unmöglich ein anderes Mädchen als die Katharina geboren sein könne. Freilich hatte Andres von dem Wunsche, der die Seele seiner Mutter bewegte, noch keine Ahnung; nur dem Mädchen gegenüber hatte sie sich vertraulich geäußert.

Seitdem Katharina den Burschen begrüßt hatte, war eine gute halbe Stunde verflossen.

„Jetzt muß ich aber geh'n," sagte sie, die emsige Unterhaltung abbrechend, „und muß daheim erzählen, daß der Andres da ist. Du weißt ja, Leuthammerin, wie gern der Eschbaumer den Andres hat."

„Ja, das hat er, ich weiß es," bestätigte die Mutter vergnügt die Äußerung des Mädchens.

„Was, du willst schon fort?" rief Andres und aus seiner Stimme konnte man das Leid herauslesen, welches ihm der Aufbruch der Eschbaumermagd verursachte.

Andres wechselte einen flüchtigen Blick mit seiner Mutter. Sie nickte ihm leicht, kaum merklich zu. Aber Mutter und Sohn schienen sich zu verstehen.

„Wenn du schon geh'n willst," sagte der Bursche lachend zu dem Mädchen, „so geh' ich mit dir und zeig' mich unten im Dorf und beim Eschbaumer, daß ich da bin . . . Mutterl, ich komm' bald wieder."

Andres nahm Katharina zutraulich bei der Hand und verließ gemeinsam mit ihr die Stube.

Drittes Kapitel.

Wiedersehen.

Die beiden jungen Leute hatten eben den Fuß des Hügels erreicht, auf welchem das Häuschen der Leuthammerin nebst einigen anderen bescheidenen Hütten stand, da begegnete ihnen die Gestalt des ehrwürdigen Herrn Kuratus. Er war nicht wenig erstaunt und traute kaum seinen Blicken, als er den Leuthammer Buben vor sich sah. Andres lüftete sein Hütchen und grüßte den Seelsorger in schlichter, herzlicher

Weise. Herr Johannes Haidacher drückte seine lebhafte Freude aus, Andres wieder zu sehen, und ließ sich von diesem in wenigen Worten berichten, wie es ihm all die Jahre über ergangen sei. Als er vernahm, daß der Bursche nun bei der Mutter daheim zu bleiben gedenke, belobte er diesen Entschluß und meinte, in Spinges sei es auch schön und schließlich sei es in der Heimat überhaupt am schönsten.

„Ich bin just im Begriff, die Leuthammerin zu besuchen,“ teilte der Geistliche dem Andres mit; „ich hab' sie schon eine Weil' nicht mehr gesehen.“

Hierauf trennten sich beide Teile.

„Schaut her, wen ich da bring',“ jubelte Katharina, als sie einige Minuten später mit ihrem Begleiter die Wohnstube des Eschbaumergehöftes betrat.

„Ja, was ist denn jetzt dies?“ rief die Bäuerin, dem Burschen ihre Hände reichend, während Überraschung und Freude ihre Züge belebte.

„Wo kommst denn du her, Andres?“ fragte der Bauer, der im ersten Augenblicke nicht gleich einen anderen Gruß zur Hand hatte.

„Grüß dich Gott, Andres,“ sagte Hanna, die Tochter, unter lebhaftem Erröten. Bis an die Stirne rumpelte ihr die Verlegenheitsfarbe.

Andres hätte drei Paar Hände gebraucht, wenn er die biederen Bauersleute alle auf einmal hätte mit Handdrücken und Handschütteln zufrieden stellen wollen. So machte er die Sache der Reihe nach ab und da kam er zuletzt zur Hanna. Hier machte er's besonders kräftig, denn die Hanna war seine Jugendgespielin und Schulkameradin und mit ihr hatte er auch, ehe er in die Fremde gezogen war, zum letztenmal getanzt. Jetzt entdeckte Andres, daß auch die Freundin in den letzten Jahren sich sehr zu ihren Gunsten entwickelt habe, ja sie war so hübsch geworden wie — —

Der Bursche drehte sich bei diesem hurtigen Gedanken, der durch sein Gehirn lief, seitwärts, um nach Katharina zu sehen und einen Vergleich zwischen den beiden Mädchen anzustellen, da traf sein Blick den leeren Raum.

„Suchst was?“ fragte Hanna.

„Ich hab’ glaubt, die Trindl . . .“

„Die ist grad aus der Stub’,“ fiel ihm Hanna in die Rede. „Willst sie ’leicht?“

„Nein, gewiß nöt. Aber ich hab’ nur g’meint . . .“

Über Hannas Gesicht ging es bei diesen Worten wie ein leichter Schatten. Indes nur dem aufmerksamsten Beobachter wäre es aufgefallen. Ein solcher war jedoch weder Andres, noch auch der Eschbaumer. Dessen Weib aber hatte sich ebenfalls unbemerkt aus der Stube entfernt. Als sie jetzt zurückkam, trug sie ein Geschirr mit Wein, eine Schüssel geräucherten Fleisches und Schwarzbrot. Das stellte die Bäuerin dem Gaste hin auf den Tisch mit dem Bedeuten, zuzugreifen. Und Andres wehrte sich auch nicht lange, denn er wußte von früher her, daß er mit dem Sträuben nicht weit komme beim Eschbaumer.

Es war nicht das erste Mal, daß man ihm so aufwartete. Und das hatte seinen besonderen Grund. Als Andres jetzt seinen Wirten mit dem Wein Bescheid that, da bemerkte die Bäuerin:

„Vor drei Tag’n hat sich’s zum fünftenmal g’jahrt, daß du d’ Hanna aus dem Eisak zog’n hast.“

„Ja, wie die Zeit vergeht“, meinte Andres und er fiel für einen Augenblick ins Sinnen, aus dem ihn aber sogleich die Worte des Mädchens rissen:

„Denkst deacht manchsmal dran, Andres, an denselb’n Tag?“

„Wohl, wohl.“

„Ich denk oft dran. Dortmals bist du mein Schutzeng’l

g'wesen. Grad bist halt noch recht kommen, sonst hätt' mich 's Wasser fortg'schwemmt und gar wärs g'wesen mit mir."

„Ich seh' heut noch mit Schreck'n," äußerte die Bäuerin, „wie d' Hanna neben mir auf dem glattg'frorenen Weg ausrutscht und in den Eisak fallt. Vor lauter Elend hab' ich kein' Schrei mehr 'rausbracht; ich bin auf der Stell' halb ohnmächtig niederg'sunken. Ja, ein Glück ist 's g'wesen, Andres, daß du hinter uns gangen bist, sonst hätt' unsere Hanna heut' ein andres Platzl."

Andres antwortete nichts. Die Bäuerin hatte im Grund eigentlich recht. Er war wirklich der Lebensretter der reichen Eschbaumertochter und seit jener That, die ihm durch die kalten und hochgehenden Wogen des Eisaks nicht leicht gemacht worden war, stand er in der Gunst der Eschbaumerschen hoch; man behandelte ihn fast wie ein Kind des Hauses. Darum war auch jetzt die Freude über die Rückkunft des Andres bei der Eschbaumer-Familie so groß.

Der Bursche erzählte jetzt, um die Rede auf etwas anderes zu lenken, was er in Wien erlebt und gesehen hatte. Namentlich vom Kaiser und was für ein grundgütiger Herr derselbe sei, wußte er sehr viel zu berichten. Je mehr er aber über den von seinen Unterthanen aufs innigste verehrten Monarchen erzählte, desto mehr wollten seine unermüdlich lauschenden Zuhörer noch immer hören. Denn der Tiroler hängt seinem Kaiser mit wahrhaft rührender Liebe und Treue an und Franz II. verdiente es auch ganz besonders, so geliebt zu werden.

„Hast ihn auch g'sehen, unsern Franzl?" erkundigte sich der Eschbaumer jetzt sehr angelegentlich bei Andres.

Der Gefragte erhob seinen hübschen, braungelockten Kopf mit dem Ausdrucke freudigen Stolzes und während seine Augen lebhaft erglänzten, sagte er:

„Ob ihn g'sehen hab'? Möcht's meinen. Mehr als tau-

sendmal. Und nicht bloß g'sehen hab' ich unseren gut'n Kaiser, auch g'redet hab' ich mit ihm oder, damit ich's recht sag', er hat mit mir g'redet."

„Was? Unser Kaiser?" rief der Bauer voll Erstaunen aus. „Und wie ist denn dies g'wesen? Erzähl', Andres."

„Dies ist so 'gangen. Einmal bin ich im Prater drauß'n g'wesen — so heiß'n die Wiener einen großen Vergnügungsort, — und da sitzt ein Herr mit einem gar freundlichen und lieben G'schau auf einer Bank. Grad wie ich in seine Näh' komm', steht er auf und geht weiter. Ich will mich just auf dies selbe Bankl setz'n und derweil seh' ich, daß er eine goldene Tabaksdosen lieg'n hat lassen. Denk' ich mir gleich: dies muß schon ein recht Vürnehmer sein, der aus so einem G'schirr schnupft. Ich pack gleich die Dos'n, lauf dem Herrn nach und schrei ihm zu: Sie, Herr, seind's so gut, Sie hab'n was vergess'n. D'rauf kehrt er sich um und bleibt steh'n. Ja so, mei' Schnupfdos'n, sagt er und nimmt mir die Dos'n aus der Hand. Ich dank' schön für's Bringen. Und wie er so sagt, greift er in sein Westenleibl und zieht einen Dukaten 'raus. Den will er mir geb'n. Ich aber sag', ich nimm' nichts. Fragt er mich, wer ich bin, wie ich mich schreib' und woher ich stamm'. Wie er g'hört hat, daß ich aus 'm Pusterthal bin, hat er g'schmunzelt und g'sagt: Also a Tiroler. Na, dös freut mich; d' Tiroler hab' ich b'sonders gern. After ist er fort und ich bin mein' Weg gang'n. Am anderen Tag kommt ein kaiserlicher Lakai oder was er g'wesen ist, zu meinem Herrn ins Haus und übergiebt dem ein Schreiben für mich. Und denkts euch, was drinn g'wesen ist: zwei Dukat'n und in dem Schreib'n ist g'standen, daß die kaiserliche Majestät dem ehrlichen Finder von seiner goldenen Tabaksdose das Geld schickt. Jetzt hab' ich g'wußt, wer der Herr im Prater g'wesen ist. Die Dukaten hab' ich mir bis auf den heutig'n Tag aufg'hoben und die geb' ich um kein Preis der Welt nöt her."

Mit einer wahren Andacht hatte die Bauersfamilie auf die Erzählung des Burschen gehorcht.

„Da hast aber ein großes Glück g'habt, Andres," äußerte der Eschbaumer. „Ich wüßt' nöt, was ich d'rum gebet, wenn unser Kaiser so mit mir redet. Aber mich freut's schon, Andres, daß er mit dir so freundlich g'wesen ist und daß er uns Tiroler so gut leid'n kann. Wir mög'n ihn aber auch."

Dabei schlug der von heiliger Begeisterung für seinen Herrscher hingerissene Eschbaumer wie beteuernd auf die breite Brust, daß es darin dumpf wiederhallte.

Andres mußte aus dem Schatze seiner Erlebnisse noch manches zum besten geben, ohne daß seine Zuhörer Spuren von Ermüdung verrieten. Hanna wandte kaum einen Blick von dem Erzähler ab, doch waren es mehr seine frischen Augen als sein Mund, der auf sie Eindruck zu machen schien.

Endlich mahnte die vorgerückte Nachmittagsstunde den Leuthammer Andres, an seine Mutter und an den Aufbruch zu denken. Er verabschiedete sich und gab das Versprechen, morgen wieder zu kommen und in seiner Erzählung fortzufahren.

Andres war bereits einige hundert Schritte von dem Gehöft entfernt, da schallte ihm eine Stimme nach:

„Gut' Nacht, Andres, und laß dich fein morgen g'wiß seh'n."

Hanna war's, die unter der Hausthüre dem Burschen zurief.

„Ich komm' schon, Hanna," antwortete er zurück. „Gut' Nacht!"

Das Mädchen blieb stehen, so lange ihr Blick den Enteilenden zu fassen vermochte. Erst als Andres verschwunden war, suchte Hanna die Stube auf.

Viertes Kapitel.

Zwei Besuche.

Noch immer lag dem Leuthammer Andres das „Gute Nacht!“ Hannas in den Ohren und so heftig auch der Wind um ihn her blies, jenen Zuruf konnte ihm der ungestüme Tauerngeist doch nicht aus dem Kopfe fegen.

Aus dem Kopfe? Ja, wenn's bloß das gewesen wäre! Aber die Sache saß tiefer, hübsch tiefer unten, dort, wo das Blut des Menschen heiß gekocht wird, im Herzen.

Also war Andres am End' in die Eschbaumer Hanna gar verschossen? Nun, das just nicht, obschon es ihm kein Mensch hätte verübeln können, wenn er sein Herz an die Maid verloren hätte. Aber an dem war's nicht. Daß er Hanna gern sah und von jeher gern gesehen hatte, das mochte er sich selbst nicht ableugnen, denn seitdem er des Eschbaumers Kind damals aus dem Eisak gezogen hatte, war ihm dieses lieb geworden, lieb wie die Schwester einem Bruder. Wer kann sagen, wie sich sein Empfinden noch fürder entwickelt hätte, wäre er nicht bald nach jener That aus seinem Heimatsorte fort und in die Fremde gezogen. Dort war das Bild Hannas im Treiben der Großstadt und im wechselnden Strome der Zeit und ihren Ereignissen allmählich verblaßt und in den Hintergrund getreten. Vier lange Jahre hatte er das Mädchen nimmer zu Gesicht bekommen und als er heute in sein Dorf wiederkehrte, da war es nicht die Greiter Hanna, die ihm zuerst entgegentrat, sondern die Katharina vom Eschbaumerhofe und die hatte ein so bildsauberes Gesicht, daß ihn schon gleich der erste Eindruck von ihr fast überwältigte. Zudem bestand noch ein anderer Beweggrund, der ihn für Katharina schon vorneweg ganz besonders günstig gestimmt hatte — und das war ihr christlich frommes Thun im Dienste seiner er-

krankten Mutter. Ein Mädchen, welches so uneigennützig und edel handeln konnte, war trotz ihres niedrigen Standes von ganz besonderem Schlage und aller Beachtung wert.

Mit dem Gedanken an Hanna war Andres vom Eschbaumerhof fort und jetzt beschäftigte ihn auf einmal das Bild Katharinas. Er zog unwillkürlich einen Vergleich zwischen den beiden Mädchen.

Andres hatte bei dem etwas steil aufwärts strebenden Wege seinen Gang gemäßigt; den Kopf auf die Brust gesenkt, den Blick zu Boden gerichtet, bemerkte er nicht, daß jetzt jemand auf ihn zukam.

„He, Andres!“

Der Träumer fuhr in die Höhe. Der Herr Kurat war es, der ihn angerufen hatte.

„Geht Ihr schon heim, Hochwürden?“ fragte Andres, der sich während seines Aufenthalts in der Kaiserstadt das Dutzen gegen Vorgesetzte und Angehörige besserer Stände abgewöhnt hatte und nun den geistlichen Herrn, wenn er ihn auch nicht mit „Sie“ anredete, „ierezte“.

„Das trifft sich gut, Andres,“ redete der Geistliche, „daß ich dir noch begegnet bin. Komm' morg'n ein bißl zu mir, ich hab' allerhand zu schwatz'n mit dir, allerhand.“

„Ist recht, Hochwürden. Und wann soll ich kommen?“

„Wann du magst und Zeit hast. Mich findest den ganz'n Tag daheim. Morgen kriegen wir eh' schlechtes Wetter, der Tauernwind wird uns ein Schneeg'stöber bringen, also muß ich schon desweg'n zu Haus bleib'n.“

Andres versprach, sich bestimmt einzufinden und dann nahm jeder seinen Gang wieder auf.

Nicht lange hernach rückte der Abend ins Thal und die spärlichen Lichter des Tages wichen vor den anwälzenden Schatten der Nacht. Der Himmel überzog sich mit schwerem Gewölke, und sobald es gegen Mitternacht ging, peitschte der

Tauernwind dichte Schneeflocken durcheinander, welche aus der Luft niedertollten. Der hochwürdige Herr Johannes Haidacher hatte also richtig das Wetter erraten. Als am anderen Morgen die Leute in Spinges aus den Federn krochen und ins Freie guckten, da schimmerte ihnen ein blühendreines Leilach entgegen, das über die weite Gegend gespreitet lag. Die Tauern aber hatten ihren sackgroben Wind zurückgezogen.

Der hochwürdige Herr Kurat hatte soeben sein bescheidenes Frühstück eingenommen, das in weiter nichts bestand als in einer Tasse warmer Milch und einem Stücklein Schwarzbrot. So hatte er es seit Jahren gehalten und sich dabei wohl befunden.

Die Haushälterin des würdigen Herrn, eine sechzigjährige Base von ihm, trat in die Stube, um das Eßgeschirr abzutragen. Unterm Lehnstuhle des Kuratus lag eine schwarze Katze, das war Peter, der erklärte Liebling seines Herrn, in dessen Neigung er sich mit einem Kanarienvögelchen zu teilen hatte, welches in einem schmucklosen, am Fenster aufgehängten Bauer sein Dasein verbrachte.

„Tilli,“ sagte der Kurat zu seiner Verwandten, „leg' noch einmal tüchtig nach im Ofen, und nachher kannst gehen; ich muß meine Predigt herricht'n.“

„Aber der Herr Vetter hat deacht gestern auf die Nacht g'sagt,“ erlaubte sich die Base zu bemerken, „daß der . . . Leuthammer Bub' . . .“

„Daß der Andres kommt, hab' ich g'sagt, jawohl,“ redete der Geistliche dazwischen. „Was willst mit ihm?“

„Nichts, ich mein' nur, wenn der Leuthammer Bub' dem Herrn Vettern grad mitten in die Predigt einikommen thät . . . Ich weiß ja, wie der Herr Vetter ungut wird, wenn er beim Predigtstudier'n kein' Fried' hat.“

„Kümmer' dich nicht um mich, Tilli,“ erklärte der Kurat, indem er von einem Bücherbrett ein dickes Buch nahm und

es auf sein Schreibpult legte. „Leg' nach, hab' ich dir g'sagt und dann geh'."

Die Alte schob einige knorrige Scheiter in den tiefen Kachelofen, dann guckte sie in die Milchtasse, um zu sehen, ob „ihr Herr" sauber aufgegessen habe. Einige Tröpflein waren noch zurückgeblieben. Diese schüttete sie ohne viel Federlesens dem schwarzen Peter einfach auf den Fußboden dicht vor dem Lehnstuhl mit der Einladung:

„Peterl, da schleck's auf."

Der schwarze Ruffianer scherte sich jedoch um die Gabe Tillis so wenig, daß er es nicht einmal der Mühe wert erachtete, seinen großen Kopf zu erheben, vom „Aufschlecken" schon gar nicht zu reden. Es blieb also der guten Alten nichts übrig, als sich zu bücken und die Milchreste mit ihrer Schürze aufzuwischen, was sie unter geziemendem Brummen über das „heikle Vieh" auch that.

Indem Tilli diesem Reinigungsgeschäft noch oblag, klopfte jemand an der Thüre.

„Herein!" rief der Kuratus.

Die Alte raffte sich eilends auf.

„Ah, da bist ja schon, Andres," sagte der Geistliche, der sein Predigtbuch beiseite legte.

„Grüß dich Gott, Andres," begann nun auch die Haushälterin, „bist auch wieder daheim? Gut siehst aber aus, recht gut; muß dir nöt schlecht gang'n sein z' Wien. Jetzt bleibst aber schon da bei uns, gelt ja? Freilich. Dein Mutterl wird ja auch schon alt, und krank ist sie auch alleweil und da braucht sie schon eine Person, die ihr hilft. Und heirat'n wirst am End' auch bald, Andres . . . gelt? Ja, ja, die Leut . . ."

„Sapperlot, Tilli, hör' einmal auf mit deinem G'schwätz da," mengte sich der Herr Vetter, etwas ungehalten über die Plaudersucht seiner Base, dazwischen. „Laß mich und den Andres jetzt allein, hab' ich g'sagt."

„Nun ja, ich geh' schon," erwiderte die Alte. Aber erst, nachdem sie da und dort noch ein Stäuberl abgewischt und zum Scheine etwas zurechtgerückt hatte, was des Zurechtrückens gar nicht bedurfte, konnte sie sich zum Gehen entschließen. Die Neugierde plagte sie allzusehr, und namentlich hätte sie gern wissen mögen, was denn ihr Herr Vetter von dem Leuthammer Andres wolle, weil er ihn für heute eigens herbestellt hatte. Draußen vor der Thüre machte Tilli zwar den Versuch, etwas zu erlauschen, allein sie erkannte bald das Zwecklose ihrer Bemühungen.

Unterdessen hatte der Herr Kurat seinen Besucher zu einem Stuhle geführt und ihn zum Niedersitzen veranlaßt.

„Es wird ein bißl lang dauern unsere Unterhaltung," meinte der Seelsorger lächelnd, während sein milder, kluger Blick über das Gesicht des Burschen hinschwebte. „Ich, als dein alter Seelsorger und Katechet, möcht' gern wissen, wie's dir in der Fremde gefallen hat und da sollst mir 'was erzählen. Es ist schon so lange her, daß ich einmal in Wien g'wesen bin und da interessiert mich's um so mehr zu hören, wie 's dort jetzt ausschaut und zugeht."

Nach diesen einleitenden Worten begann der Kurat verschiedene Fragen zu stellen, wie sie ihm gerade in den Sinn kamen, über dies und jenes, über Kirchen, Gebäude, über die Hofburg und den Kaiser, über die Wiener und ihre guten und minder guten Eigenschaften — kurz, Andres machte ein förmliches Examen durch. Aber er blieb keine Antwort schuldig und gar die Geschichte, wie er mit dem Kaiser bekannt geworden war, erzählte er mit solcher Wärme, daß der geistliche Herr selbst seine helle Freude daran hatte.

Eine halbe Stunde etwa mochte das Frag- und Antwortspiel zwischen den beiden gedauert haben, da ließ der Kurat wie beiläufig die Bemerkung fallen:

„Also hat's dir in Wien recht gut g'fallen, Andres, und möchtest wohl wieder z'rück?"

„G'fallen hat's mir natürlich schon, denn wenn's einem gut geht, dann muß es einem dort auch g'fallen, wo man ist. Aber ... daheim ist's wohl auch schön ... und weil ich wieder einmal bei meinem Mutterl bin, bleib' ich auch bei ihr."

„Und hast nachher gar kein Verlangen und keine Zeit lang nach Wien mehr?" forschte der Geistliche.

„Zeit lang," wiederholte der Bursche in unbestimmtem Tone. „Nun, ein bißl schon noch; so schnell kann ich mich natürlich nöt z'rechtfinden daheim. Vier Jahr ist auch eine hübsche Zeit und da g'wöhnt man sich in einer so schönen Stadt wie Wien ist halt an ein Leben, wie. . ."

Er stockte.

„Ich weiß was du sag'n willst, Andres," äußerte der Kuratus. „Wenn man solang in Wien g'lebt hat, kann man sich nicht im Handumkehr'n wieder in das alte, stille Leben daheim g'wöhnen. Ist's nicht so?"

„Ja, Hochwürden, so hab' ich's g'meint," bestätigte Andres ohne Zögern.

„Und besonders schwer ist's für einen jungen Burschen, sich ans alte Leben zu gewöhnen, wenn . . ."

Der Geistliche lächelte schelmisch und klopfte dabei mit der Linken auf die Herzgegend.

Andres erfaßte den Sinn dieser Andeutung sofort.

„Hochwürden," sagte er mit einem offenen, ehrlichen Blicke, aber dennoch errötend, „diesmal habt Ihr das Richtige nöt erwischt. Auf der Seit'n fehlt bei mir nichts, gar nichts. Ich sag's ganz aufrichtig, wie ich mir's denk: z' Wien hat mir manches Madl g'fallen, aber ich ... ich weiß halt nöt, wie 's kommen ist, wenn ich an mein Mutterl denkt hab', hat mir keine mehr g'fallen. Es muß mir schon so g'setzt g'wesen sein."

Einen Augenblick sah der würdige Geistliche seinem Pfarrkinde in das Gesicht. Dann rief er erfreuten Tones:

„Schau', Andres, eine Sünd' wär's ja auch nicht, wenn du in Ehren und guter Absicht ein Mädl gern hättest. Aber daß du dein Herz für deine Mutter aufbewahrt hast, das ehrt dich viel mehr, als wenn du weiß Gott was für eine Heldenthat ausgeübt hätt'st. Du bist ein braver Sohn, der seine Mutter ehrt und liebt, und so einem kann 's auf Erden an Glück nicht fehlen."

Und der alte Herr klopfte dem Andres dabei liebevoll auf die Schulter.

Es entstand eine kleine Pause in der Unterhaltung. Der Herr Kuratus, welcher bisher seinem Besuche gegenüber gesessen war, erhob sich jetzt und schritt, die Arme über der Brust verschränkt, in der Stube auf und nieder. Man sah es seiner Miene an, daß eine ernste Sache seinen Geist beschäftige. Nur schien er nicht recht im klaren mit sich selbst, in welcher Form er dieselbe behandeln solle. Endlich hatte er gefunden, was er brauchte. Er wollte eben seinen Sitz wieder einnehmen, da klopfte man leise an der Thüre draußen. Eine Wolke legte sich auf die Stirne des Geistlichen. Er wollte jetzt von niemand gestört sein und nun meldete sich gerade zur Unzeit jemand. Statt nun durch einen Ruf der sich meldenden Person die Erlaubnis zum Eintritte zu gewähren, begab sich der Kurat selbst an die Thüre, um sie zu öffnen und dann den Besuch, falls er ihm nicht entsprechen sollte, sogleich ablehnen zu können.

Ehe jedoch Herr Johannes Haidacher diese Absicht noch bewerkstelligen konnte, ging die Thüre schon auf.

„So, du bist's, Trindl," kam es in gedehntem Tone aus dem Munde des Geistlichen, als er die Magd des Eschbaumerbauern über die Schwelle treten sah.

„Ja, Hochwürden, ich bin's. Hab' ich denn nöt gestern g'sagt, daß ich heut' . . .?"

Plötzlich hielt sie inne; sie hatte den Leuthammer Andres bemerkt, der ruhig auf seinem Stuhle sitzen geblieben war, jetzt aber mit eben so großer Überraschung auf das Mädchen blickte, wie dieses auf ihn.

Trindl hielt ein Päckchen in der Hand. Fast hilflos sah sie jetzt auf den Herrn Kurat, denn die unverhoffte Gegenwart des Andres hinderte sie am Reden; sie konnte doch vor demselben unmöglich sagen, daß sie jetzt mit dem Gelde da sei und den Herrn Kuratus bitten wolle, mit ihr nach der Kirche zu gehen, um es dort sorgsam zu verstecken.

„Andres," wandte sich der Geistliche jetzt an den Burschen, „die da kennst schon."

Er zeigte auf das Mädchen.

„Freilich," antwortete Andres, „ich bin ihr viel Dank schuldig von wegen meiner Mutter. Ich hab' die Trindl gestern schon g'sehen, wie sie bei uns g'wesen ist. Gelt, Trindl?"

Das Mädchen nickte.

Andres stand von seinem Sitze auf und machte Miene, den Kuratus zu verlassen, denn dieser hatte offenbar mit Katharina zu reden und wollte nun darin nicht gestört sein.

„Hochwürden, ich geh' jetzt," sagte Andres. „Die da," er blickte auf das Mädchen, „hat auch mit Euch zu reden, Herr Kuratus."

„Wenn ich schön bitt'n dürft, halt ja," bestätigte Katharina mit einem Blick des Verständnisses auf den Geistlichen. Dieser erkannte wohl, daß er das Mädchen nicht unverrichteter Dinge fortschicken könne und so entschied er sich nach einigem Überlegen dahin, Andres mit dem Bemerken zu verabschieden:

„Ich hätt' eigentlich noch allerlei mit dir zu reden, aber das können wir ja auch ein andermal, gelt Andres? Grüß mir deine Mutter schön und sag' ihr, daß ich mich mit dir recht gut unterhalten hab'."

Damit endete das Gespräch zwischen den beiden.

Andres war fort. Nun kam Katharina an die Reihe.

„Was bringst denn da, Trindl?“ fragte der Kurat, auf das Päckchen in der Hand des Mädchens weisend.

„Das ist mein Erspartes, von dem ich gestern g'redet hab'. Darf ich's da aufzählen auf dem Tisch?“

„Meinetweg'n.“

Katharina knüpfte das Tüchlein auf, in welchem sie ihre Schätze geborgen hatte und schüttete den ganzen Inhalt, lauter Silberstücke, auf den Tisch, der inmitten der Stube sich befand.

Der Kuratus besah sich das weiße Häuflein anfänglich mit Verwunderung.

„Und das hast du dir alles erspart, Trindl?“ fragte er.

„Wenn ich dir's sag', Hochwürden,“ beteuerte das Mädchen und legte bekräftigend unwillkürlich die Hand aufs Herz. „Alles erspart. Schau', ich bin ja schon zwölf Jahr auf dem Eschbaumerhof und da bringt man schon ein bißl 'was zusammen, wenn man will.“

Der Geistliche konnte nicht umhin, den Sparsinn Katharinas zu loben. Sodann forderte er sie auf, ihm einzeln vorzuzählen, wie viel Geld es sei. Das Mädchen kam dem Willen des Kuratus sogleich nach. Als die Musterung des Silberhäufchens vorüber war, hatten sich hundertundzehn Gulden ergeben.

„Und von dem Geld g'hört die Hälft' der Kirch' von Spinges und die andere meiner Mutter,“ erklärte Katharina. „Geradeso wie's auf dem Zettel dasteht, den ich gestern g'schrieben hab'.“

Bei diesen Worten zog sie das Papier aus ihrer Tasche, legte es zu dem Gelde und strich alles in das Tüchlein, dessen vier Enden sie fest zusammenknüpfte.

„Und jetzt, Hochwürden,“ sagte sie mit einem kräftigen Nicken ihres Kopfes, „jetzt geh'n wir miteinander in die Kirch', und dort versteck' ich alles. Und kein Mensch darf es wissen, außer dir, Hochwürd'n.“

Herr Johannes Haidacher erkannte nunmehr, daß das

Mädchen im vollsten Ernste an die Ausführung des sonderbaren Vorhabens gehen wolle. Bislang hatte er nicht geglaubt, daß Katharina sich wirklich dazu entschließen würde.

„Hör', Trindl," sprach er in freundlichem Tone, „ich mein' halt doch, wir lassen das Geldverstecken noch bleib'n. Es hat ja auch gar keinen Sinn. Warum willst du denn das Geld versteck'n? Die Franzosen kommen noch lang' nicht, ich glaub' überhaupt nicht, daß sie in unsere Gegend finden. Wenn 's aber wirklich dazu kommen sollt', was der liebe Gott verhüten mög', so ist's noch immer Zeit genug, um deine Ersparnisse in der Kirch' zu verstecken."

Mit diesem wohlgemeinten Rate war jedoch das Mädchen keineswegs einverstanden.

„Hochwürd'n," sprach sie im Tone vollster Überzeugung, „ich laß mir's nöt nehmen, die Franzosen kommen nach Spinges. Mir hat gestern z' Nacht 'träumt, daß ich unser Dorf im Feuer g'sehen hab' und daß rothosete Soldaten auf mich g'schossen hab'n. Aber troffen hat mich keiner. Und ich . . . ich . . . hab' g'rauft mit ihnen. . . ."

Katharinas Augen leuchteten bei diesen Worten in einem merkwürdigen Glanze. Ihre Gestalt schien zu wachsen, in ihrer Haltung lag in diesem Augenblicke etwas Kühnes, man hätte es fast heldenhaft nennen können.

Auch der Kurat vermochte sich dieser Wahrnehmung nicht zu entziehen. Er hatte schon gestern beobachtet, daß mit dem Wesen des Mädchens, sobald es auf die Franzosen und auf die Möglichkeit eines Kampfes mit ihnen zu sprechen kam, eine unverkennbare Veränderung vor sich ging. Das Gleiche war auch heute wieder der Fall. Diese Erscheinung stimmte den Kuratus ernst; der Gedanke bemächtigte sich seiner, daß die schlichte Bauerndirne vielleicht von der Vorsehung des Himmels dazu ausersehen sei, ihren Landsleuten als Warnerin zu dienen. Die Wege Gottes, so sagte der fromme Mann zu sich selbst,

sind oft wunderbar; es wäre nicht das erste Mal, daß er aus dem Munde eines einfachen Menschenwesens zukünftige Ereignisse verkündigen ließe. Konnte nicht auch Katharina Lanz so ein Werkzeug seines Willens sein? Sie war ja ein braves, gottesfürchtiges und sittenreines Geschöpf, ihr erbaulicher Lebenswandel diente der ganzen Gemeinde zum Vorbild — war es da unmöglich, daß die Gnade des Allerhöchsten sich seiner jugendlichen Dienerin in ganz besonderem Grade zugewendet und ihr eine gewisse Sehergabe verliehen habe?

Das waren die Gedanken, welche den Kuratus bewegten und ihn zu folgender Äußerung bestimmten:

„Wenn du meinst, Trindl, daß in der Kirche dein Geld besser als irgendwo aufgehoben ist, so bin ich schon bereit, mit dir zu gehen. Wo willst du's also verstecken?"

„Das weiß ich selber noch nöt. Ich werd' wohl ein rechtes Platzl finden. Die Hauptsach' ist, daß ich das Geld in der Kirch' hab'; dort wird 's Unser Herrgott schon behüten, weil ja deachtert ein Teil von dem Geld für ihn ist."

Trotz des Ernstes, womit Katharina ihre Anschauung äußerte, konnte der Geistliche diesmal ein flüchtiges Schmunzeln nicht verbergen; der Gedanke, den lieben Gott zum Wächter eines verborgenen Schatzes zu ernennen, hatte so etwas Kindliches-Naives, daß vielleicht nur ein Mädchen von der Art Trindls darauf geraten konnte.

Herr Johannes Haidacher setzte sein schwarzseidenes Käppchen auf.

„Komm', Trindl, wir wollen dem lieben Gott deinen Schatz übergeben," sagte er.

Er verließ mit dem Mädchen die Stube. Beide schritten der Kirche zu. Sobald sie sich im Innern derselben befanden, verrichteten sie ein kurzes Gebet vor dem Altar. Kaum war dieses beendigt, als Katharina die Hand ausstreckte und nach dem Emporium zeigte, wo die Orgel stand.

„Da droben ist der recht' Platz," sagte sie, wie von plötzlicher Eingebung erfaßt.

„Was? da droben?" that der Kuratus kopfschüttelnd. Die Tauglichkeit dieses Vorschlages schien ihm nicht ganz einzuleuchten. Gleichwohl gab er nach und so forderte er seine Begleiterin auf, ihr Werk auszuführen.

Katharina stieg die Treppe voran, welche zum Musikchor hinaufführte; der Geistliche folgte. Als sie oben angelangt waren, wandte sich das Mädchen sogleich nach der Rückseite der Orgel, und löste hier schweigend ein angeschraubtes Brett los. Durch die nun gebildete Öffnung wurde der Blasbalg der Orgel sichtbar.

„Da hinein leg ich 's," bedeutete Katharina dem ihrem Thun mit steigender Aufmerksamkeit folgenden Kuratus.

„Und da soll's sicher sein?" fragte er zweifelnd.

„Ja, hier ganz g'wiß," behauptete das Mädchen. Indem sie noch redete, bückte sie sich und kroch in die Öffnung. Dort schob sie das Tüchlein mit dem Gelde hinter den sogenannten Stiefel einer dicken Orgelpfeife so geschickt, daß kein Mensch etwas von dem Vorhandensein eines fremden Körpers gemerkt hätte.

„Hochwürden, wo hab' ich das Packl hingethan?" fragte Katharina, nachdem sie aus der Öffnung herausgekrochen war, mit einem fast mutwillig klingenden Tone, denn sie glaubte sicher zu sein, daß der Geistliche das Versteck nicht so leicht entdecken würde. In der That dauerte es eine Weile, ehe der Kurat, der sich die Mühe des Suchens nicht verdrießen ließ, mit den Fingern tastend das weit im Dunklen zwischen den Orgelpfeifen zurückgeschobene Päckchen befühlte.

„Da kannst freilich sicher sein, Trindl," sagte er, „dies Fleckl finden die Franzosen nicht. Hier ist's gut aufg'hoben."

„Und jetzt ist mir erst wohl; jetzt hab' ich meine Ruh' wieder," erklärte Katharina und ihre Stimme klang so leicht,

als ob sich wirklich eine Zentnerlast von der Brust des Mädchens gewälzt hätte.

Das Brett wurde hierauf wieder an die Rückseite der Orgel geschraubt und das Werk, welchem Katharina eine so hohe Wichtigkeit beilegte, war vollzogen.

Nach einem abermaligen Gebete verließen die beiden Personen das Gotteshaus. In das Kurathaus kehrte Katharina nicht zurück; sie trennte sich vielmehr unter Worten des Dankes sobald sie die Kirche verlassen hatte, von ihrem geistlichen Helfer.

Fünftes Kapitel.

Ernste Ereignisse.

Einige Tage waren verstrichen. Die Bewohner von Spinges hatte keine schlimme Nachricht vom Kriegsschauplatze weiter beunruhigt. Noch konnten sie, gleich dem übrigen Volke von Tirol, ihre Häupter im Frieden zur Ruhe legen und das Vertrauen auf den erhabenen Schutzherrn, den sich das Land erwählt hatte, hielt sie alle aufrecht und stärkte ihre Herzen mit Mut.

Schon ein Jahr vorher, am 1. Juni 1796, hatte das glaubenstreue Gebirgsland sich einem Bundesgenossen geweiht, von dem es neben der größten Treue die sicherste Hilfe erwarten durfte. Am genannten Tage hatten die Stände des Landes, angesichts der im Süden drohenden Kriegsgefahr, zu Bozen „unter Genehmhaltung des allerhöchsten Schutz- und Landesfürsten“ auf diesen Beschluß sich geeinigt:

„Um den göttlichen Beistand zu erflehen und mit demselben durch kraftvolle Verteidigungsanstalten die Feindesgefahr vom Vaterlande abzuwenden, machen Hochstifte und Stände nach dem Beispiele der Vorzeiten zu Gott, dem Herrn, ein

feierliches Gelübde, daß das Fest des Herzens Jesu im ganzen Lande Tirol alljährlich mit Abhaltung eines Gottesdienstes gefeiert werden soll."

So hatte sich Tirol, getragen von der Innigkeit seines religiösen Glaubens, einem Schirmherrn vermählt, auf den es unter allen Umständen bauen konnte. Dieses Empfinden belebte das ganze Volk.

Bisher schien es auch, als ob der Sturm, der bereits gegen die Grenzen des Landes dröhnte, an den Felsen der Tiroler Berge ohnmächtig sich brechen sollte. Die meisten Leute glaubten, das Unwetter werde sich in die Thäler Tirols nicht wälzen, sondern höchstens die äußersten Striche desselben, die nach Oberitalien zu lagen, streifen.

In Spinges huldigten fast alle Bewohner diesem Glauben. Die guten Menschen wünschten eben, was sie dachten. Nur das Lanz Trindl stand nicht auf ihrer Seite. Sie war so fest überzeugt, daß die Franzosen ins Land einbrechen und sogar nach Spinges kommen würden, daß sie ihrer Überzeugung jederzeit rückhaltslos Ausdruck lieh, obschon sie sich deswegen manche Bemerkung des Unwillens und des Mißmutes von jenen zuzog, welche auf die Richtigkeit ihrer eigenen Meinung schworen. Auch der Herr Kurat Haidacher gelangte allgemach zu dem Dafürhalten, die Dirne des Eschbaumerbauers habe doch ein wenig zu düster gesehen mit ihrer Franzosenfurcht; er überlegte bereits, ob er nicht Katharina, die er seit jenem Tage, da sie hinterm Orgelkasten das Geld verbarg, nicht mehr zu Gesicht bekommen hatte, rufen lassen und ihr sagen sollte, sie möchte doch ihr kostbares Päcklein wieder zu sich nehmen; es sei ja widersinnig, vor einer Gefahr sich zu fürchten, die in der Einbildung wurzle.

Aber es traten Ereignisse ein, welche das Vorhaben des Herrn Kuratus schlechthin zu Schanden machten.

Es war am vierten Tage seit der Wiederkehr des Leut-

hammer Andres. Dieser befand sich eben beim Eschbaumer und erzählte wieder von seinem Aufenthalte in Wien, denn der Bauer, der noch niemals sieben Meilen über Spinges hinausgekommen war, konnte sich nicht satt hören an den Beschreibungen und Schilderungen, welche Andres von der Kaiserstadt entwarf. Und wenn der Eschbaumer dann so zuhörte, so wandelte ihn ordentlich die Lust an, eines Tages den Weg zwischen die Füße zu nehmen und sich die Merkwürdigkeiten und Schönheiten der herrlichen Kaiserstadt an der blauen Donau selbst anzuschauen.

Auch jetzt saß er wieder, aufmerksam wie ein Haftelmacher, am Tische, dem Leuthammer Andres gegenüber, und horchte auf dessen Bericht von diesem und jenem aus der Stadt, wo der Kaiser Franz residierte. In seiner Begeisterung, welche der Erzähler in ihm geweckt hatte, rief er jetzt aus:

„Ich sag' halt, ich sag' halt, die Welt ist schön. Wer nöt verheiratet ist, dem steht sie off'n. Andres, ich sag' dir, wenn ich so jung wär', wie du; ich müßt' noch mehr von der Welt seh'n; mich leidet's nöt daheim."

Und Greiter patschte dabei kräftig mit den breiten Händen.

„Der Andres hat sich schon g'nug g'sehen von der Welt, gelt ja?" meinte Hanna, die auch am Tische saß und jetzt ihre Näharbeit ein wenig ruhen ließ, um dem jungen Burschen einen Blick zu widmen. Es war ein vielsagender Blick und Andres las aus ihm deutlich heraus, wie leid es der Hanna wäre, wenn er abermals Spinges mit der weiten Welt vertauschen würde.

Der Bursche fand jedoch nicht Zeit, über die Augensprache Hannas lang nachzusinnen, denn die Thüre flog auf und herein stürzte mit erregtem Gesichte Katharina.

„Bauer, Bauer," rief sie, „d' Franzosen!"

Der Eschbaumer sprang unwillkürlich auf die Füße; Hanna

stieß einen leisen Schreckensschrei aus und ließ ihre Arbeit fallen, und Andres sah ungläubig auf die Trägerin der schlimmen Botschaft.

„Was ist's mit den Franzosen? Wo sind sie?“ fragte der Bauer. „Wer hat dir 'was g'sagt davon?“

„Der Kalmerbauer ist mir g'rad begegnet, wie ich ins Haus hab' woll'n. Trindl, hat er mir zug'schrieen, sag's dem Eschbaumer, daß die Franzos'n anruck'n.“

„Der Kalmerbauer hat dir's g'sagt und sonst kein Mensch?“ äußerte der Eschbaumer. „Da hat er dir ein' schönen Bär'n aufbunden. Wie soll's denn der wiss'n?“

Noch hatte aber Greiter nicht ausgeredet, da hörte man vor der Thüre draußen Stimmen und schwere Tritte. Und nun traten ein halbes Dutzend Leute herein, an ihrer Spitze ein riesengroßer Mann.

„Grüß Gott beisamm',“ begann der Hüne mit einer gewaltigen Baßstimme, indem er dem Eschbaumer die derbe Hand bot.

„Bucher, was bringt dich her zu uns?“ sagte Greiter.

Der Gefragte, der Wirt und Bauer Georg Bucher aus Axams, antwortete alsbald:

„Ihr Leut' von Spinges, macht's euch g'faßt, der Feind ist im Land. Ich kam schnurg'rad aus Bozen und bin jetzt da mit meinen Freund'n, um euch zu benachrichtig'n.“

„Also sind wirklich die Franzosen im Anmarsch?“ kam es zagend aus dem Munde des Eschbaumers.

„Ja, leider,“ versetzte Bucher. „Fünfzehntausend Mann stark sind sie und der General Joubert kommandiert die Bande. Das wird eine böse G'schicht' werden. Gott steh' unserem Land Tirol bei.“

Während die Männer sich über den Ernst der Lage besprachen, stand Katharina in der Nähe und horchte auf jedes Wort, das geredet wurde. Wieder ging eine merkwürdige

Veränderung an ihr vor. Ihre Augen, sonst in stiller, harmloser Freude und kindlicher Unschuld strahlend, loderten nunmehr in einer fast wilden Glut. So oft Burger sprach, zuckte es wie Kampfesmut in ihrem Gesichte auf, und die Gestalt des gewaltigen Recken verlor sie fast nicht aus dem Blicke; er schien es ihr förmlich angethan zu haben.

Ganz anders Hanna. Schon bei der Meldung, welche Katharina brachte, war sie erbleicht, und als nun gar erst die Männer jene Botschaft bestätigten, da befiel eine merkliche Unruhe ihre Züge. Andres, der ihr zur Seite saß, entging diese Veränderung nicht.

„Du hast wohl gar angst, Hanna?“ redete er das Mädchen mit halblauter Stimme an.

„Warum sollt' ich nöt?“ gestand sie mit schwankendem Tone. „Die Franzosen sind wie die Wilden, heißt's, und bringen alles um.“

„Sei doch nöt kindisch, Hanna,“ versetzte Andres, halb scherzend, halb tadelnd. „Die Franzosen soll'n 'was zum Beißen krieg'n, daß ihnen die Zähn' ausfallen. Der Tiroler Landsturm wird's den Rothoset'n schon zeig'n, wer Herr bei uns ist.“

„Und thätst du mich b'schützen, Andres, wenn . . .?“

Hanna hielt inne. Wie hilfesuchend irrte ihr Blick auf das Gesicht des Burschen, der ihr schon einmal zum Retter geworden war.

Andres wurde es glühendheiß im Kopfe. Wenn er je noch gezweifelt hatte, ob Hanna, des reichen Eschbaumers Tochter, ihn liebte, jetzt hatte er Gewißheit, daß das Mädchen ihn ins Herz geschlossen habe.

„Hanna,“ flüsterte er ihr zu, „so lang' ich einen Finger rühr'n kann, soll dir kein Franzos 'was anhaben.“

Sie dankte ihm mit einem vollen Blick ihrer Augen. Dann erhob sie sich plötzlich und verließ, ihrer Empfindungen nicht

mehr Herrin, die Stube. Andres aber blieb zurück; er stülpte den heißen Kopf in die Hände und sah träumerisch vor sich hin. Dem eifrigen Gespräch, welches sich zwischen dem Eschbaumer und den anderen Männern entsponnen hatte, schenkte er kaum Aufmerksamkeit.

Mit einem Male fühlte er, wie sich eine Hand leicht auf seine Schulter legte. Er blickte auf — Katharina stand hinter ihm.

„Was hast denn, Andres, daß du gar so ernst bist?“ fragte sie teilnehmend. „Und warum ist d' Hanna so schnell verschwund'n?“

„Ich weiß's nöt; ich hab' nichts,“ antwortete er, aber man merkte ihm die Verlegenheit im Gesichte an. „Laß mich in Ruh', Trindl, ich bin nöt aufg'legt zum Red'n.“

„Nöt? After will ich dich auch nöt plag'n,“ erwiderte sie gelassen. Und mit einigen Schritten war sie von dem Burschen weg.

Andres machte sich einige Augenblicke hernach schon Vorwürfe, weil er das Mädchen so unfreundlich angelassen hatte; er sah sich nach Katharina um, sie war jedoch nicht mehr in der Stube.

Jetzt litt es auch den Burschen nicht länger darin. Er fühlte, daß er dem Mädchen, welchem er so vielen Dank schuldete, Abbitte leisten müsse; er wollte ihr sagen, daß er es vorhin nicht so ernst gemeint habe, sein rauhes Wort sei ihm entschlüpft, er wisse eigentlich selbst nicht, wie das geschehen habe können.

Andres ließ sich's angelegen sein, nach Katharina zu suchen. Er fand sie jedoch nicht. Auch Hanna war verschwunden. Aber dies kam ihm jetzt sogar erwünscht. In seinem Mißmute, den er über sich selbst empfand, wäre ihm eine Begegnung mit der letzteren nicht einmal angenehm gewesen. Der Bursche verließ, ohne Katharina mehr gesehen zu haben, den Esch-

baumerhof; er wollte nach Hause zu der Mutter eilen und sie in Kenntnis setzen, welch schwere Ereignisse sich für Spinges und das ganze Land vorbereiteten.

Sechstes Kapitel.

Das Geständnis der Mutter.

Katharina hatte sich an eine Stätte begeben, wo es jetzt ihrem Herzen am wohlsten war — in die Kirche. Dort kniete sie in Andacht vor dem Altar und betete für ihr geliebtes Vaterland, auf daß Gott der Herr Erbarmen mit ihm haben und die Tage der Trübsal abkürzen möge. Sie erflehte aber auch Kraft und Stärke für sich, denn sie bedurfte dessen in der nächsten Zukunft vielleicht in hohem Maße; es standen ihr schwere Seelenkämpfe bevor, dies fühlte sie. Noch klang ihr die rauh abweisende Antwort des Leuthammer Andres in den Ohren. Er hatte ihrem Herzen sehr weh gethan. Aber weit schmerzlicher war ihrem weiblichen Empfinden eine andere Wahrnehmung. Doch nein, fort mit diesen thörichten Gedanken! Sie waren für nichts gut!

Das Mädchen suchte im innigen Gebete einen Ablenker für die weltlichen Gefühle, die ihre Brust durchströmten. Sie durfte, sie wollte nicht mehr an ihn denken, an Andres — es war ja nur eine Täuschung gewesen, die man ihr bereitet hatte. Und zum Teil trug sie wohl selbst schuld, daß ihr diese Täuschung jetzt so bitter fiel; sie hätte sich nicht so sehr in den Gedanken hineinleben sollen, daß ihr der Andres gut und weit günstiger gesinnt sei, als einer anderen Dirne.

Katharina erhob sich von den Knieen. Sie verließ das stille Gotteshaus. Nunmehr fühlte sie sich gekräftigt genug, um alles, auch das Schwerste, über sich ergehen zu lassen.

Der Leuthammer Andres sollte niemals erfahren, was in ihrem Innern vor sich gegangen war, nein — niemals!

So schritt das Mädchen dem Eschbaumergehöfte zu. Auf einmal aber fuhr ihr's wie ein Messerstich durch die Brust — Andres, den sie gerade jetzt vermeiden wollte, näherte sich ihr. Er war auf dem Heimwege begriffen.

„Aber, Trindl, dies freut mich, daß ich dir begegn'," rief er schon aus einiger Entfernung. „Ich hab' dich g'sucht."

Katharina bezwang sich mit aller Willenskraft; sie blieb äußerlich ruhig, obschon in ihrem Innern bei dem Klange jener Worte ein stürmisches Regen anhob.

„Du hast mich g'sucht? Was willst von mir?" fragte sie in leichtem Tone.

„Trindl . . . Trindl. Gelt, ich hab' dich vorhin mit meiner groben Red' beleidigt? Schau', so hab' ich's nöt vermeint, g'wiß und wahrhaftig nöt; es ist mir auch nur so außerg'rumpelt. Denkt hab' ich mir ja nichts dabei. Sei mir wieder gut, Trindl."

Bei diesen Worten wollte er ihre Rechte erfassen. Diese entzog sie ihm jedoch.

„Mich hast nöt beleidigt, Andres, ich wüßt' nöt wie und durch was."

„Aber du schaust so hantig drein."

„Was nöt gar. Dies ist nur Einbildung. Ernst schau' ich drein, willst 'leicht sag'n; aber das ist kein Wunder, die Zeit ist ernst und wird noch alleweil ernster."

„Also bist mir nöt harb? Du weißt, meine Mutter thät mich schänt'n, wenn sie wüßt', daß ich dich beleidigt hätt' . . ."

„Aber du hast mich nöt beleidigt," versicherte sie ihm mit Nachdruck.

„Hand drauf, daß d' Wahrheit sagst."

„Ist dir mein Wort nöt g'nug? Dies thät mich beleidig'n," erklärte sie.

„Ja, ich glaub' dir's schon, Trindl . . . Was ich noch sag'n will; wann kommst wieder zu uns?"

Sie antwortete nicht sogleich. Endlich erwiderte sie:

„Dies kann ich heut' noch nöt b'stimmen. Wann ich halt wieder einmal Zeit hab'. Pfüat dich . . ."

Und Katharina ging ihres Weges.

Andres blickte ihr einen Augenblick nach. Aber er hatte nicht den Mut, ihr noch ein Wörtlein zum Abschied zuzurufen; die Überzeugung, daß er sie gekränkt habe und sie nur aus Stolz es nicht eingestehen wolle, saß bei ihm fest.

Der Bursche fand seine Mutter, als er bei ihr eintraf, im Zustande der Aufregung. Die Kunde von dem Einfalle der Franzosen war auch zu ihr bereits gekommen.

„Andres, Andres," rief sie dem Sohne entgegen, als er kaum erst den Fuß über die Thürschwelle gesetzt hatte, „du wirst's schon g'hört haben, was für ein Unglück uns allen bevorsteht."

„Ja, die Welschen sind im Land. Ich hab's beim Eschbaumer erfahr'n; Leut' aus Bozen sind eigens kommen, um die Botschaft in der ganz'n Gegend bekannt zu mach'n."

„Aber was thun wir denn, Andres, was meinst denn? Ich mein', das G'scheiteste wär' halt, wir flücht'n uns mit unserer Sach', so lang's noch geht."

„Flücht'n? Wohin denn bei der Winterszeit? Und kann der Feind nöt auch anderswohin kommen? Nein, Mutter, das wär' das Allerunvernünftigst. Und ich, ich könnt' auch schon gar nöt. Ich gehör zum Landsturm und muß so gut meine Pflicht thun, wie jeder Tiroler. Und after . . . ich hab's noch wem heut' versproch'n, daß ich sie b'schütz'n will."

„Sie?" griff Mutter Leni dieses Wort hastig auf. „Meinst g'wiß d' Trindl . . ."

Andres blickte verwundert auf seine Mutter.

„D' Trindl?" wiederholte er. „Die will meinen Schutz nöt, sie hat ihn auch nöt verlangt . . . Die Hanna ist's . . . sie hat mich . . ."

„Die Hanna!" rief die Leuthammerin.

„Warum denn nöt, Mutter? Ist da was b'sonders dahinter, wenn sich ein echter Tirolerbub' um ein braves Diandl in der Not annimmt?"

„Die Hanna!" klang es wie enttäuscht von den Lippen der Leuthammerin. „Ich hätt' viel eher auf d' Trindl geraten. Der bin ich und bist du, Andres, viel Dank schuldig; ich glaub', ohne dies Diandl hätt'st du wohl deine Mutter nimmer."

Die Stimme der Leuthammerin zitterte vor begreiflicher Rührung.

Andres entgegnete nichts; er blickte nur vor sich hin. Seiner Mutter zu widersprechen, dazu gebrach es ihm an jeglichem Grunde.

Die Leuthammerin nahm auf einem Stuhle Platz; sie konnte das lange Stehen seit ihrer letzten Krankheit nicht aushalten.

„Andres," ergriff sie nach einer Pause das Wort, „ich muß dir was sag'n, was Ernstliches."

Der Sohn trat einige Schritte näher an die Mutter heran.

„Da bin ich aber neugierig, was das sein wird," sagte er mit mattem Lächeln.

„Du bist neulich beim Herrn Kuratus g'wesen," begann die Leuthammerin, „und da hat er dich um allerhand ausg'fragt weg'n Wien. Ist dir da nichts aufg'fallen, Andres?"

„Mir? Gar nichts. Wüßt nöt, was mir da aufg'fall'n sollt' sein."

„Und hat er dich nöt g'fragt, wie's da ausschaut bei dir?"

Die Leuthammerin that hier gerade so, wie neulich der Kuratus gethan hatte, sie klopfte mit der Hand aufs Herz. Eine merkwürdige Übereinstimmung das!

„Herrschaft!“ rief Andres mit einer Art komischer Miene, „jetzt geht mir ein Lichtl auf. Also das ist ja eine abg'machte Sach' g'wesen zwischen dir und dem Kurat? Aha!“

Die Mutter sah ihren Sohn ernst, doch freundlich an.

„Ja, Bub',“ bestätigte sie, „du hast's errat'n. Aber der Herr Kurat hätt' dich nöt g'fragt, wenn ich nöt g'wesen wär'; ich hab' ihn drum bitt't. Schau', Andres, wie ich so lang krank g'wesen bin und die Trindl mich g'wartet und pflegt hat, als wenn ich ihre leibliche Mutter g'wesen wär', da ist mir der Wunsch 'kommen, die Trindl einmal als Schwiegertochter zu haben. Der Wunsch ist alleweil stärker worden, und ich hab' keinen Fried' mehr gehabt, bis ich das Diandl selber g'fragt hab', ob sie nöt meine Schwiegertochter werd'n möcht'.“

„Was hat sie drauf g'antwortet?“

„Sie hat g'meint, wenn sie dir recht wär', du wärst ihr schon recht; sie hätt' dich gern', weil du ein braver Mensch bist.“

„Also desweg'n hat dich die Trindl so schön ausg'wartet, wie du krank g'wesen bist? Jetzt kenn' ich mich aus,“ bemerkte Andres in einem bitteren Tone.

„Mein lieber Bub', da irrst dich aber schon stark. Die Trindl hat nöt bloß mir, sondern auch anderen Kranken und Hilflosen in unserem Ort denselben Dienst erwies'n, sie ist halt ein christliches, frommes Diandl, das ein Herz hat für fremde Not und für fremdes Elend. Ja, Andres, du kennst ja die Trindl gar nöt einmal recht, du weißt ja gar nöt, was das für ein Prachtdiandl ist. Ich aber weiß's und in ganz Spinges wissen's die Leut', daß sie schon längst auf'm Valdershof Bäuerin sein könnt', wenn sie gemocht' hätt'. Der alt' Bauer selber hat sie g'fragt, ob sie sein' Melchior nöt heirat'n mag. Und was hat sie 'than? Ausg'schlag'n hat sie ihn. Da hätt' ich andere Diandl seh'n mög'n, wenn es g'heißen hätt', sie könnt'n auf den reich'n Valdershof heirat'n.“

Andres war schweigend der Erzählung seiner Mutter ge=

folgt. Ihre Worte hatten Eindruck auf ihn gemacht, das ersah man an dem ausgeprägten Ernst seines Gesichtes. Das Eine stand deutlich vor seiner Seele: Katharina liebte ihn aufrichtig. Aber sie war zu ehrlich und zu stolz, sich ihm aufzudrängen. Und jetzt begriff er auch ihr Gehaben, das sie heute gegen ihn an den Tag gelegt hatte. Das Mädchen erschien ihm plötzlich in einem neuen Lichte. Wieder fühlte er sich gezwungen, das Wesen Trindls gegen das der Eschbaumer Hanna vergleichend abzuwägen. So sehr sich auch seine Seele anfangs dagegen sträuben mochte, er mußte dennoch stillschweigend zugeben, daß Trindl, abgesehen von ihren körperlichen Eigenschaften, auch in seelischer Beziehung hinter Hanna nicht zurückzustehen brauchte, ja sogar Vorzüge aufwies, welche die Tochter des Eschbaumerbauern nicht als ihr Eigen kannte. Die Hanna war gewiß auch ein braves Diandl, und nicht ihr ärgster Feind konnte ihr das mindeste nachsagen. Aber die Trindl besaß halt doch Tugenden, wie man sie bei ihrem Geschlechte nicht immer fand und die um so wertvoller schienen, weil sie gerade ein armes Mädchen zierten. Oder welche ihrer Altersgenossinnen hätte es über sich gebracht, der Möglichkeit, sich als Großbäuerin ein bequemes und schönes Leben aufzuthun, aus dem Wege zu gehen bloß deswegen, weil sie ihr Herz einem armen Burschen geschenkt hatte? Und dann, welches Mädchen glich der Lanz Katharina an christlichem Opfermute, an selbstloser Hingabe?

All dies überdachte Andres bei sich, indem er jetzt vor seiner Mutter stand, welche den Sohn gewähren ließ, ohne ihn durch ein einziges Wort zu stören.

Ein harter Kampf tobte in des Burschen Brust. Auf der einen Seite die Liebe zur Mutter, die sich bereits daran gewöhnt hatte, in Trindl die zukünftige Schwiegertochter zu sehen, auf der andern eine gewisse Leidenschaft für Hanna, welches Empfinden ihn um so stärker beherrschte, je größer neben einer wirklichen Neigung in ihm das Gefühl der Eitel-

keit war, von der Tochter eines der reichsten Hofbesitzer im Dorfe geliebt zu werden. Trotzdem mußte er sich gestehen, daß ihm auch Trindl nicht gleichgültig galt, schon um deswillen nicht, weil sie der Engel seiner Mutter war, und dann, weil sie seinetwegen einen reichen, jungen Freier zurückgewiesen hatte.

Was sollte er nun thun? Die Frage ließ sich nicht so einfach beantworten. Dazu bedurfte es vor allem reiflicher Überlegung und eingehender Beratung mit sich selbst, mit der Mutter und mit dem Herrn Kurat, der hier mit seiner Erfahrung und seiner Klugheit unbedingt eingreifen mußte.

An seinen hochwürdigen Seelsorger wollte sich Andres zunächst wenden. Heute zwar nicht mehr, dazu war es schon zu spät, denn die Nachmittagsstunden waren schon bis an die Schwelle der Abenddämmerung vorgerückt. Morgen aber gedachte der Bursche den Geistlichen aufzusuchen und ihn um seinen guten Rat zu bitten. Im äußersten Falle konnte Andres ja noch immer nach eigenem Gutdünken sein Handeln einrichten.

Nach langem Sinnen und Überlegen machte er die Mutter mit seinem Vorhaben bekannt. Sie billigte es, ohne Zweifel in der Annahme, daß der Herr Kurat ihrem Sohne nur einen solchen Rat erteilen werde, wie er ihrem innigsten Wunsche entsprach.

Siebentes Kapitel.

Mutter und Tochter.

Die Aufregung, in welche Spinges durch den Einbruch der Franzosen in Tirol geworfen worden war, erfuhr noch erheblichen Zuwachs, als der folgende Tag neue Meldungen

von weit bedenklicherer Art brachte. Es bestätigte sich nicht bloß, daß der Feind mit 15000 Mann im südlichen Teile des Landes stand, sondern was fast noch schlimmer war, der kaiserliche Feldmarschallieutenant Kerpen konnte ihm nur 6000 Mann entgegenstellen und war daher bis zum Eintreffen von Verstärkungen gezwungen, bei Sterzing ein befestigtes Lager zu beziehen.

Gleich einem Bergbache, dessen Wogen nach einem heftigen Gewitter zusehends anschwellen und in die Thäler Verderben und Tod hinaustragen, so wuchs für Tirol fast mit jeder Stunde die Gefahr. Wer vermochte zu sagen, ob es der Tapferkeit seiner Bewohner und dem kaiserlichen Heere gelingen würde, die welschen Eindringlinge aus dem Lande zu werfen? Und wenn es nicht gelang? wenn vielleicht das Land von den Fremden bezwungen und ganz unters Joch gebeugt würde? Mit Angst und Beben gedachten Tausende dieser Möglichkeit. Schaudernd vernahmen die Tiroler die Berichte, welche aus den besiegten Gegenden Italiens über die von den republikanischen Würgerbanden verübten Greuelthaten einliefen. Wie Barbaren hatten die französischen Heere dort gehaust, alles Heilige mißachtet und verhöhnt, alle menschlichen Gefühle schamlos mit Füßen getreten. War es anders denkbar bei Menschen, welche im betäubenden Blutdunste der Revolution aufgewachsen waren?

Aber in Zeiten der Not und Gefahr haben die Tiroler noch niemals gewankt, so wenig als ihre himmelhohen Berge. Ihr Gottvertrauen wich nicht von ihnen und begeisterte ihre Herzen zum Kampfe für die heiligsten Güter auf Erden, für ihren Glauben und ihr Vaterland. Schon am 27. März wurde von der Regierung in Innsbruck der Tiroler Landsturm aufgeboten „zur Schützung der Religion, des besten Landesfürsten und des Vaterlandes“. Eilboten und Meldereiter trugen den Aufruf in die entferntesten Thäler. Sogleich gab das

treue Volk die Antwort: in hellen Haufen strömten die Sturmmänner den Sammelorten zu. Wer sich nicht mit der Waffe an den nahenden Ereignissen beteiligen konnte, der trug zum Unterhalte des kaiserlichen Heeres bei, indem er Lebensmittel aller Art lieferte. Ein gewaltiger Zug der Begeisterung durchwogte die Tiroler. Ein Augenzeuge jenes Jahres hat folgenden Bericht der Nachwelt vererbt:

„Groß war die Erscheinung und rührend der Anblick, wie das von Städten und Gebirgen zusammengeströmte Volk, mit allen Gattungen von Kriegs- und Mordinstrumenten ausgerüstet, zum Landsturme erschien, wie alle Klassen von Menschen mit Brudersinn sich vereinigten, mit Gemeingeist zu Werke gingen, wie die Gattin ihrem Gatten zusprach, die Mutter dem Sohne gebot, und selbst Knaben sich wechselseitig aufmunterten und alle wetteiferten, dem Dienste des Vaterlandes nach Verschiedenheit ihrer Kräfte und Eigenschaften und nach Maß des allgemeinen Zutrauens sich zu widmen. So zog der Geistliche, der Adelige, der Bürger, der Bauer, der Knecht, so zogen die gesamten biederen Stände Tirols mit gleichen Gesinnungen zu Felde, und so nahm selbst das weibliche Geschlecht, der Greis und der Knabe, wie der Jüngling und der Mann, an dem großen Werke der Gegenwehr mit gleich patriotischem Eifer in Gesamtkraft Anteil. Keine Spur von Parteigeist, keine Spaltung, keine Trennung ließ sich da wahrnehmen: Gemeingeist und Brudersinn herrschten allein, und alle waren einig, schwuren Treue ihrem Gott, Treue ihrem Fürsten; und das Vaterland zu retten, koste es was es wolle, war ihre Losung."

Dieselbe Begeisterung, welche durchs ganze Land ging, hatte auch die meisten Bewohner von Spinges erfaßt. Einige wenige gab es freilich, welche die Angst vor den Franzosen nicht los werden konnten. Aber sie gehörten doch alle dem schwächeren Geschlechte an und ihnen war es zu verzeihen.

Sie bangten auch mehr für ihre Männer, für ihre Söhne oder Bräute, als für sich selbst; denn wenn es zum Kampfe kam, dann mußte es schwere Opfer geben. Soviel war allen klar.

Die Eschbaumerbäuerin gehörte indes nicht zu diesen Geschlechtsgenossinnen. In ihr lebte eine starkmütige Seele. Die Bäuerin hatte ihren Mann sicher eben so gern wie andere Weiber ihre Ehegatten; aber es war nicht ihre Art, schon bei dem Gedanken, daß derselbe zum Schutze des Landes die Waffe ergreifen müsse, zu zittern oder gar zu jammern.

Anders ihre Tochter. Die Hanna war von eh' ein etwas weich angelegtes Ding gewesen, dem die Natur weit mehr Gemüt beschert hatte, als eigentlich notwendig gewesen wäre. Und dann war das Mädchen, nachdem die Bäuerin schon frühzeitig ihre übrigen Kinder durch den Tod verloren hatte, noch dazu ein wenig verhätschelt worden, zwar nicht von ihrer Mutter, sondern von dem Vater selbst. Dem Greiter war nämlich seine Hanna alles auf der Welt und was er ihr nur an den Augen absehen konnte, das that er. Vernünftig konnte man das just nicht nennen, allein es war nun einmal so und daran änderte auch die Eschbaumerin nichts trotz ihrer gesünderen Ansichten von Kindererziehung.

Seit gestern und namentlich seit die Männer aus Bozen nach Spinges gekommen waren und die schlimmen Nachrichten gebracht hatten, war über die Greiter Hanna eine seltsame Stimmung geraten. Sonst zeigte sie ein heiteres, aufgeräumtes Wesen, jetzt ließ sie den Kopf betrübt hängen und lachte nur noch gezwungen. Ihre Augen glänzten manchmal wie feucht und auf ihrem Gesichte konnte man ohne Mühe eine gewisse Betrübnis entziffern.

Dem Eschbaumer war dies alles noch nicht aufgefallen; sein Kopf steckte jetzt voll wichtiger Gedanken, es gab zur Zeit mit den anderen Männern im Orte viel zu beraten und

zu besprechen, da hatte er, wie leicht zu begreifen, selbst für seine Tochter nicht das gewohnte Augenmerk.

Was aber dem Vater entging, das entdeckte der scharfe Blick der Mutter.

„Hanna, hast 'leicht schon vergess'n, was ich dir ang'schafft hab'?" fragte die Eschbaumerin ihre Tochter, die eben am Fenster stand und das Auge träumerisch ins Thal hinaussandte, welches man vom Eschbaumerhof aus erschauen konnte.

„Was hast mir denn ang'schafft?" fragte das Mädchen, sich vom Fenster abwendend. „Ich weiß 's wirklich nimmer."

„So?" that die Mutter verwundert. „Hab' ich dir nöt g'sagt, du sollst dem Vater seine Büchs' putz'n? Du thust ja sonst eh' nichts."

Und ohne ein weiteres Wort zu reden, hob die Bäuerin die an einem Lederriemen an der Wand hängende Kugelbüchse herab und legte sie vor der Tochter auf den Tisch mit dem Bemerken:

„Such' dir einen Hadern und das Putzpulver im Kastl."

Diese Worte klangen gemessen wie ein Befehl. Hanna erwiderte nichts. Sie holte schweigend die Gegenstände, deren sie zum Putzen der Waffe bedurfte, und wollte sich eben an die Arbeit machen, als die Mutter, welche mit scharfem Blicke ihr Kind beobachtet hatte, plötzlich sagte:

„Hanna, laß die Büchs' noch ein bißl lieg'n. Ich muß 'was reden mit dir."

Noch hatte die Eschbaumerin nicht ausgesprochen, da schoß dem Mädchen auch schon die Purpurfarbe in die Wangen. Ob sie ahnte, was die Mutter wollte?

Diese schlug einen weichen, milden Ton an, indem sie jetzt sprach:

„Diandl, ich hab' dir vorhin so zug'sehen, wie du am Fenster g'wesen bist und da mein' ich, hab' ich gemerkt, daß es mit dir nöt so ist, wie 's sonst g'wesen ist. Du bist auch

nimmer so gut aufg'legt wie früher und deine Aug'n kommen mir manchsmal so wasserig vor. Bist 'leicht krank, after sag's. Oder was hast denn?"

Hanna schlug den Blick zu Boden. Ihre Wimpern zitterten und ehe man eins, zwei, drei zählen konnte, blinkten auch schon ein paar Tröpflein auf ihren Wangen. Sie konnte es einfach nicht verhindern, daß ihr weiches Herz zum Verräter ihrer Empfindungen wurde.

Die Bäuerin sah betroffen auf ihre Tochter. Was sie nur haben muß? dachte sie sich. Sie wollte eine neue Frage an Hanna richten, als diese, wie von unwiderstehlicher Gewalt getrieben, plötzlich der Mutter um den Hals fiel und unter Schluchzen die Worte herausbrachte:

„Verzeih' mir, ich kann mir nöt helf'n. Der Andres . . ."

„Der Andres? Der Leuthammer Andres?" stieß die Eschbaumerin überrascht heraus. „Seinetweg'n weinst? Aber warum denn?"

„Ich hab' ihn so viel gern . . .", gestand das Mädchen, fortgesetzt schluchzend. „Und die Franzos'n erschieß'n ihn g'wiß."

„Also das ist's?" sagte die Eschbaumerin nur, aber ohne Herbheit, ohne den mindesten Klang eines Tadels oder Unwillens. Und gerade dies hatte Hanna am meisten von der strengen Mutter gefürchtet. Diese jedoch äußerte für jetzt weiter nichts als:

„Hör' das Geflenn auf, Hanna. Du bist ein dalketes Ding . . . ja . . ."

Wäre das Mädchen nicht mit sich selbst so beschäftigt gewesen, so hätte es ihr nicht entgehen können, daß die Rede der Mutter mit einem eigenartigen Tone abschloß, der wie aus einem von Mitleid ergriffenen Herzen kam.

Die Eschbaumerin drängte ihre Tochter mit linder Gewalt von sich. Hanna suchte ihre Erregtheit zu meistern und die Spuren der Thränen von Wangen und Augen zu tilgen.

„Weiß der Vater schon was davon?“ erkundigte sich die Bäuerin jetzt, indem sie gedankenvoll vor sich hinsah.

„Nein, Mutter.“

„Und der Andres?“ . . .

Hanna gelangte nicht zum Antworten. Sehr zur ungelegenen Zeit erschien Katharina in der Stube. Das Mädchen trug einen Korb frischgebackenen Brotes, das sie eben erst aus dem Backofen genommen hatte. Hanna beugte sich, um ihre geröteten Augen zu verbergen, schnell auf die Büchse ihres Vaters nieder und fing an, sie eifrig zu putzen. Als sie wieder aufsah, war Katharina schon aus der Stube, aber auch die Eschbaumerin war fort. Sie hatte sich entfernt, ohne von ihrer Tochter bemerkt worden zu sein.

Die Bäuerin war ihrer Magd absichtlich gefolgt. Sobald sie draußen mit Katharina allein war, gab sie ihr nur einen flüchtigen Wink, den jedoch keine Silbe begleitete, und das Mädchen begriff sogleich, daß ihre Herrin ein ganz besonderes Anliegen haben müsse.

Die Eschbaumerin führte Katharina in ein Gelaß, wo eine große Menge von Äpfeln und anderes Obst angehäuft war. Ein starker Duft beherrschte den als Obstkammer dienenden Raum.

„Trindl,“ begann die Bäuerin, „ich hab' ein Wörtl im Vertrauen mit dir zu reden, ich weiß, daß ich mich auf dich verlass'n kann, wie auf keine. Sag' mir aufrichtig, hast du was gemerkt, daß der Andres — der Leuthammer Andres — d' Hanna gern sieht oder sie 'n Andres? Red' nur ganz off'n, wie ich's von dir erwart'.“

Katharina vermochte nicht sogleich zu antworten. Die Worte der Bäuerin hatten sie fast peinlich überrascht. Das Mädchen mußte sich fest zusammennehmen, um ihrer Herrin nicht merken zu lassen, was sich in ihrem Innern soeben vollzog. Was sollte sie antworten? Sie wußte ja nicht, in welcher Absicht die Bäuerin jene Frage an sie gerichtet hatte.

„Wie kommst denn auf so was, Bäuerin?" erwiderte Katharina, deren Bestreben dahin ging, die Eschbaumerin vorerst zu einer bestimmteren Äußerung über den Grund und Zweck ihrer Frage zu bewegen.

Die Bäuerin teilte Katharina mit, was Hanna ihr vorhin gestanden hatte.

Nun wußte das arme Mädchen genug. Mit einem einzigen Schlage war der ganze Bau ihres geträumten Glückes, den Mutter Leni in ihrem Herzen aufgerichtet hatte, vollends zertrümmert. Das war grausam! Zum Überflusse war es ihr jetzt noch eigens bestätigt worden — Hanna und Andres liebten sich einander. Was konnte, was durfte sie, die Dienstmagd, da noch hoffen, wo die einzige Tochter des Eschbaumers als Wettbewerberin um die Gunst des Leuthammer Andres auftrat? Blitzschnell zuckte diese Erwägung durch Katharinas hämmerndes Gehirn und ebenso schnell kam ihre Seele zu einem Entschluß; er war das Ergebnis eines Augenblickes, aber eines qualvollen.

„Ja, Bäuerin," erklärte das Mädchen mit mühsam bewahrter Ruhe, „ich mein' selber, daß der Andres und die Hanna sich gern hab'n . . . Aber was Unrechts, Bäuerin, darfst dabei nöt denk'n . . . Der Andres ist ein braver Mensch und d' Hanna, die kennst ja du selber besser als ich."

Mit dieser Erklärung schien die Eschbaumerin zufrieden. Sie trug Katharina auf, Hanna nichts merken zu lassen, wovon die Rede gewesen sei, dann war die geheime Zusammenkunft vorüber.

Katharina aber fühlte nur zu lebendig, daß diese wenigen Augenblicke über ihr ganzes Lebensglück den Stab gebrochen hatten.

Achtes Kapitel.

Überrascht.

Die Eschbaumerin kehrte zu ihrer Tochter zurück. Hanna putzte noch immer an der Büchse herum. Als aber die Mutter jetzt erschien, ließ das Mädchen von der Arbeit ab und sah die Eingetretene forschend an. Diese verriet indes mit keiner Silbe etwas von der vertraulichen Mitteilung Katharinas. Auch sprach sie einige Minuten hindurch nichts, sondern verweilte in Gedanken. Endlich vernahm Hanna, wie ihre Mutter also zu ihr redete:

„Hast du schon drandenkt, Hanna, was der Vater sag'n wird?"

„Nein."

„Und glaubst du, er wird „Ja" sag'n?"

„Ich hoff' schon, Mutter."

„Diandl, dann kennst ihn noch nöt. Dein Vater ist ein guter Mann, er hat dich närrisch gern, aber mit'm Andres . . . da darfst dir keine Hoffnung mach'n. Der Andres ist zwar ein Bursch', gegen den man weiter nichts aushab'n kann, als daß er von armen Leut'n abstammt. Dies ist freilich kein Unrecht, und mir thät' auch nöt soviel dranlieg'n, aber . . . dein Vater, du wirst seh'n, Hanna, der wird die Sach' schon ein bißl anders anschau'n."

Die Tochter sah mit freudig bewegtem Gesichte auf. Hatte sie recht gehört? Die Mutter, sonst so streng, war nicht gegen den Leuthammer Andres! Das dünkte ihr fast wie ein Wunder.

„Also du hättest nichts wider 'n Andres, Mutter?" fragte das Mädchen ein wenig zögernd, denn beinahe wagte sie sich

mit den Worten nicht heraus vor Besorgnis, vorhin falsch verstanden zu haben.

„Ich hab' dir 's schon g'sagt, Hanna, was ich denk," lautete die Erwiderung der Eschbaumerin. „Jetzt kann ich dir bloß mehr dies sag'n: red' mit deinem Vater. Aber bald, ein langes Heimlichthun leid' ich nöt. Es ist auch viel besser, du redest z'erst mit ihm; so sieht er, daß du Vertrau'n hast. Wenn's dann not thut, bin ich auch da mit meiner Sprach'. So und jetzt nichts mehr von der Geschicht'. Schau, daß du mit deiner Putzerei fertig wirst; ich hab' drauß'n z'thun."

Damit verschwand die Bäuerin abermals aus der Stube. Sie kehrte auch sogleich nicht mehr dahin zurück, da sie an einer anderen Stelle des Hauses durch ihre Arbeit festgehalten wurde.

Kaum hatte sich die Mutter entfernt, so hing Hanna die Büchse wieder an die Wand. Das Ding war nun geputzt genug zum Franzosenerschießen, wenn es dazu kommen sollte.

Plötzlich schreckte das Mädchen zusammen. Von draußen wurde an eines der Fenster geklopft. Hanna eilte zur Stelle, da lachte ihr das frische Gesicht des Andres entgegen.

„Ist die Trindl nöt in der Stub'n?" fragte er.

Hanna wollte antworten, aber der Bursche war schon vom Fenster weg und mit einigen hurtigen Sätzen befand er sich nun in der warmen Stube.

Hochklopfenden Herzens blickte Hanna auf den Besucher. Heller als sonst erglänzten ihre Augen, als sie jetzt vor Andres stand und ihm ihre Hand bot, als käme er nach langer Abwesenheit zurück.

„Die Trindl willst du?" sagte sie. „Was willst ihr denn?"

„Zu meiner Mutter soll sie kommen."

„Bleib' ein bißl da, Andres, ich will die Trindl such'n."

Hanna enteilte. Es dauerte aber ziemlich lange, bis sie wieder erschien.

„Die Trindl kann nöt kommen," lautete ihr Bescheid. „Sie sagt, es sei ihr weiter gar nöt just . . . In den Aug'n hat sie's, hat sie g'sagt, die brennen sie soviel. Es ist auch wahr, ihre Aug'n sind ein bißl geschwollen, ich hab's selber g'sehen."

Andres that einige Schritte nach der Thüre.

„After muß ich so wieder geh'n," äußerte er. „Ich muß noch zum Herrn Kurat."

„Ein bißl bleib' noch, Andres, ein klein bißl," bat Hanna mit einem Blicke, der ihm das Herz durchdrang.

Andres konnte nicht widerstehen. Das Auge des Mädchens bannte ihn fast an den Fleck, auf dem er sich befand.

„O, ich bleib' recht gern," sagte er, „das weißt du ja eh'."

„Ist's wirklich wahr? . . . Weißt auch noch, was du mir gestern versproch'n hast? . . da, am Tisch ist's g'wesen . . ."

Sie zeigte nach dem Platze, wo beide gestern gesessen waren, während die Männer aus Bozen mit ihrem Vater sprachen.

Die Augen des Burschen flammten auf.

„Hanna!" rief er aus und sein Atem glühte, „war dies gestern dein Ernst? Du hast mich g'fragt, ob ich dich b'schützen wollt' gen die Franzos'n?"

Züchtige Glut färbte das Antlitz des Mädchens bei dieser Frage. In ihre Augen trat ein entzückendes Leuchten, und diese Sprache erzählte dem Fragesteller mehr, als Lippen es vermocht hätten.

Sich selbst und alles andere vergessend, breitete Andres seine Arme aus und umfing Hanna, die ihm in stummer Wonne an die Brust glitt. Mit schwindelnden Sinnen blickte der Bursche auf das Mädchen; er konnte sein Glück nicht fassen und wie um sich zu überzeugen, daß es kein Traum sei, der ihn äffe, strich er mit der Rechten über das glänzende braune Haar, das sich in üppigen Flechten um den Kopf Hannas wand.

So tief versunken waren die beiden in ihre Seligkeit, daß sie nicht merkten, wie im Hintergrunde leise die nach der Küche führende Thüre sich aufthat und geräuschlos die Eschbaumerin hereinschlich. Jetzt blieb sie stehen und betrachtete das verzückte Paar. Aber nicht lange verharrte die Bäuerin in dieser Stellung. Mit strenger Miene näherte sie sich den Ahnungslosen und schreckte sie mit den Worten aus ihrem Liebestaumel:

„Andres, ist dies die Trindl?“

Ein kurzer Schrei aus Hannas Mund, ein betroffenes Zurückweichen des Burschen — und die beiden waren getrennt. Verwirrt, als ob über einer schweren That ertappt, blickte Andres auf die Eschbaumerin, mit dunkler Röte im Gesicht stand die Tochter vor der Mutter und wagte das Auge nicht zu erheben.

„Hanna, du gehst augenblicklich aus der Stub'n,“ befahl die Bäuerin, sichtlich erregt.

Das Mädchen that keinen Laut der Widerrede und entfernte sich.

Jetzt war die Eschbaumerin mit dem Burschen allein. Dieser erwartete nichts anderes als eine heftige Strafpredigt von der erzürnten Bäuerin. Zu seinem größten Erstaunen aber kam es anders. Strenge zwar, aber nicht hart und unfreundlich erklang jetzt ihre Rede.

„Andres, ich sollt' dich von rechtsweg'n ordentlich ausschänt'n. Ich thät 's dir auch g'hörig besorgen, hätt' nöt, soviel ich mich jetzt auskenn', d' Hanna die Hauptschuld. Sie ist ein dummes, unerfahrnes Ding, die glaubt, es braucht sonst weiter nichts, als sich in einen Bursch'n zu vergaff'n, der ihr g'rad g'fallt. Mein Diandl hat mir's heut' schon b'standen, wie 's mit ihr steht, und bloß weil sie so aufrichtig beicht't hat, will ich jetzt Gnad' für Recht ergeh'n lass'n. Ich hab' ihr auch g'sagt, sie soll gleich ihrem Vater alles eing'stehen, denn eine heimliche

Liebelei duld' ich nöt. Was der Eschbaumer dazu sag'n wird, das kommt erst im zweit'n Teil. Der wird schon ein bißl anders red'n als ich."

Als Andres die Bäuerin so hörte, wich alle Betroffenheit von ihm und Mut durchströmte seine Brust. Die Mutter Hannas auf seiner Seite! Damit schien ihm das größte Hindernis überwunden, denn nur die Eschbaumerin glaubte der Bursche fürchten zu müssen Und nun erwies sie sich sogar als das Gegenteil!

„Bäuerin, ist's wahr!" rief er, „bist du mir nöt ungut? Schau', ich muß dir die Wahrheit b'stehen: ich hätt' mir ja mein Lebtag nöt 'traut, zu der Hanna 'was zu sag'n, aber ... sie hat mich gestern g'fragt, ob ich sie b'schützen wollt', wenn die Franzos'n kommen und da hab' ich halt g'merkt, daß sie mich mag ... und ..."

„Und du hast dir denkt, da mußt gleich fest zugreif'n als B'schützer," unterbrach die Bäuerin mit leichtem Spotte die Auseinandersetzung des Burschen. „Die Hanna hat aber eh' Schutz g'nug, da ist schon Unser Herrgott da, und wenn sie der nöt b'schützt, so hilft ihr kein Andres und kein Toni und Franzl nöt."

„Bäuerin, du willst mir ein bißl hart red'n, ich merk's schon," rief der Bursche, „aber das sag' ich dir: ehnder lass' ich mich totschieß'n, als daß ich dem untreu werd', was ich der Hanna versproch'n hab'. Du sollst nöt schlecht von mir denk'n, Bäuerin. Weißt, ich bin nur der armen Leuthammerin ihr Bub', aber ich bin deacht ein Tiroler und ein solcher stirbt ehnder, als daß er sein Wort bricht. Mehr kann ich dir nöt sag'n, Bäuerin, und mehr kann ich auch dem Eschbaumer nöt sag'n."

Andres hatte mit einer gewissen Wärme gesprochen, die seinen Worten eine überzeugende Kraft einhauchte. Auch die Bäuerin, das einfache Weib, empfand, daß in der Rede des

Burschen der Ausdruck einer geraden, biederen Seele liege. Ohne Zweifel trug zu dieser Empfindung auch der Umstand bei, daß ihm die Eschbaumerin von früheren Jahren her noch sehr gewogen war, als er ihre Hanna aus den Wellen des Eisak gezogen hatte. Natürlich blieb ihm diese That im Mutterherzen unvergessen, und wenn ihn die Bäuerin jetzt nicht als den Geliebten ihrer Tochter schroff zurückwies, so hatte er dies als eine Frucht seines Opfermutes zu betrachten, der ihn damals sein eigenes Leben für ein fremdes einsetzen hatte lassen.

Obschon aber die Eschbaumerin sich gegen Andres nicht herb und ungnädig anließ, erachtete sie es doch als ihre mütterliche und weibliche Pflicht, ihn aufzufordern, von nun an jede Begegnung mit Hanna zu vermeiden, solange der Vater nicht seine Einwilligung gegeben habe.

„Nur wenn du mir dies versprichst, Andres," sagte sie, „werd' ich ein Wörtl für dich beim Eschbaumer einleg'n, sonst aber nöt. Versprichst mir dös auf d' Hand, gut; wenn nöt, so weißt auch, wie du dran bist mit mir."

Andres fiel es schwer, das ihm abgeforderte Versprechen mit einem Handschlage zu bekräftigen; denn jetzt mit Hanna nicht mehr in Berührung kommen zu dürfen, wo sie ihm ihr Herz geschenkt hatte, das war ein bitteres Entbehren. Aber welche andere Wahl blieb ihm, wenn er nicht die unschätzbare Gunst der Mutter Hannas verscherzen wollte?

Endlich legte er seine Hand in die der Bäuerin und empfing dafür die Worte:

„So, jetzt geh', Andres, und bleib beim Versprech'n."

„Kann ich d' Hanna nöt nomals seh'n?" bat er.

Die Eschbaumerin blieb unerbittlich. Jetzt war sie wieder ganz das starke und, wenn nötig, unbeugsame Weib.

„Mögst wohl dein Wort schon brech'n?" bemerkte sie kurz und scharf.

Andres wagte keinen zweiten Versuch. Nur einen Gruß noch ließ er für Hanna zurück, sodann trennte er sich vom Eschbaumerhofe.

Schneller als sonst eilte der Bursche dem Häuschen seiner Mutter zu. An den Besuch beim Kuratus dachte er jetzt gar nimmer. Wozu auch?

Nun hatte er die Höhe erreicht, wo die Leuthammer Leni, seine Mutter, wohnte. Zitternd vor Aufregung, mit lebhaft gerötetem Gesichte, trat er in die Stube.

„Mutterl! Mutterl!“ rief er in überstürzendem Empfinden.

Plötzlich entwand sich ihm ein dumpfer Laut, und erstaunt blieb er stehen — Katharina war anwesend.

„Trindl! du hier?“ stieß er er hastig über die Lippen. Er konnte sich vor Überraschung kaum fassen. Er hätte das Mädchen jetzt am allerwenigsten hier vermutet, nachdem sie ihm selbst hatte sagen lassen, sie fühle sich zu einem Besuche nicht wohl genug.

Sein Blick flog nach der Mutter. Was war das? Ihre Augen sahen aus wie vom Weinen gerötet. Und so waren die Augend Trindls. Was hatte es hier gegeben? Er sollte nicht lange auf Auskunft zu warten brauchen.

„Bist beim Herrn Kurat g'wesen?“ lautete die erste Frage der Mutter an ihren Sohn.

Dieser verneinte.

„Aber es ist mein Will' g'wesen,“ gab die Leuthammerin verweisend zurück, „denn der Herr Kurat hätt' dich schon auf den Weg' bracht, auf den ich dich seh'n möcht. Andres, du weißt, was ich für einen Wunsch hab' weg'n dir und der Trindl. Den Wunsch sollst in Ehren halt'n. Laß alles andere fahr'n, es bringt dir kein Glück nöt. Die Eschbaumer Hanna ist nöt das Diandl für dich, das du brauchst. Gleich find't alleweil zu gleich, vergiß den Spruch nöt, Andres.“

„Mutter, laß mich geh'n, red' nöt mehr, ich kann nimmer z'ruck,“ so rief er in Leidenschaftlichkeit.

Katharina hatte seit dem Eintritte des Burschen noch keine Silbe geäußert. Jetzt aber sagte sie zu ihm mit fester Stimme:

„Andres, glaub' nöt, daß ich desweg'n da bin, um Unfried'n zwischen dir und deiner Mutter anz'stiften, Gott bewahr'. Ich hab' mir's wohl überlegt, eh' ich kommen bin. Daß ich dich gern hab', Andres, dies ist wahr. Aber ich weiß jetzt, daß es eine andere giebt, die dir lieber ist und die dich schon länger gern hat — unser Hanna. Sie hat mir's vorhin selber g'standen. Ich hab' ihr natürlich nöt g'sagt, was deine Mutter für ein' Wunsch hat. D' Hanna braucht nichts davon zu wiss'n. Und so wünsch' ich dir halt, daß du d' Hanna kriegst. Ich wünsch' dir 's aufrichtig . . . Desweg'n bin ich eigentlich kommen, Leuthammerin."

Katharina schwieg. Ihre Stimme hatte mehrmals leise, wie unter den Regungen des Schmerzes gezittert, aber ihre Willenskraft war dennoch jeder Gemütsbewegung Meister geworden.

Andres war in Verlegenheit; er fühlte sich durch den Edelsinn dieses Mädchens beschämt. Noch peinlicher wurde die Lage für ihn, als seine Mutter sich die thränenden Augen zu wischen begann. Ihr waren die Worte Katharinas empfindlich zu Herzen gegangen. Jetzt erst vermochte die Leuthammerin vollkommen zu würdigen, welch einen Schatz ihr Sohn mit der Magd des Eschbaumers verlor.

Katharina erachtete es für geboten, sich zu entfernen. Den Zweck, warum sie gekommen war, hatte sie ja erreicht. Sie durfte zwischen Mutter und Sohn nicht länger mehr wie ein Hindernis der Verständigung dastehen.

Das Mädchen näherte sich der Leuthammerin in der Absicht, sich von ihr zu verabschieden.

„Wir bleib'n desweg'n deacht gut' Freund", sprach das starkherzige Mädchen, „gelt ja?"

Statt aller Antwort zog das Weib Katharina an sich und umarmte sie unter Thränen. Da drohte selbst Katharinas Starkmut in die Brüche zu gehen; schon schoß ihr das Wasser in die Augen. Mit sanfter Bewegung löste sie sich aus den Armen der Leuthammerin und eilte stumm und mit niedergeschlagenen Augen hinweg.

Andres war von diesem Vorgange so überkommen, daß er keinen Laut zu finden vermochte, um ihn der Scheidenden mit auf den Weg zu geben.

Neuntes Kapitel.

In den Kampf.

Für den Sohn der Leuthammer Leni erwies sich die Verpflichtung, welche er gegen Hannas Mutter übernommen hatte, wie eine Last, die ihn zu zermalmen drohte. Er glaubte sich in den ihm auferlegten Zwang fast nicht fügen zu können. Jetzt, da er Hanna nicht mehr sehen und sprechen konnte, enthüllte es sich ihm mit aller Gewalt, wie sehr er sie liebte; er hatte dies vorher niemals so heftig empfunden als jetzt, wo er den Umgang mit ihr meiden mußte.

Was ihm diesen Zustand noch unerträglicher gestaltete, das war der Mangel jeder Nachricht von Hanna. Bereits war heute der dritte Tag verwichen, seitdem er nichts mehr von ihr gehört hatte. Denn obschon er einigemal am Eschbaumerhof in der Absicht vorübergegangen war, um das Mädchen wenigstens flüchtig zu sehen, hatte sich ihm das Glück doch nicht günstig gezeigt. Andres befand sich nicht im mindesten im Zweifel über die Ursache. Die Greiterin hatte ein scharfes Auge auf ihre Tochter und hielt wohl strenge Wacht über sie. So mutmaßte er und damit traf er den Nagel auf den Kopf.

Die Eschbaumerin wich ihrer Hanna fast nicht mehr von der Seite. Sie nahm es mit ihrer Pflicht um so ernster, als ihr Ansehen jetzt auch das des Vaters häufig ersetzen mußte.

Seit drei Tagen schon befand sich der Eschbaumer auswärts in der Gegend von Sterzing, wohin er mit Georg Bucher und anderen Männern gegangen war, um das kaiserliche Feldlager zu besuchen und sich über den Stand der Dinge überhaupt soviel als thunlich zu belehren. Seiner Familie, die ihn längst mit Sehnsucht erwartete, hatte er durch einen Boten sagen lassen, er wisse noch nicht, wann er zurückkehren könne, denn es fänden Beratungen des Landsturmkommandos mit dem Hauptquartier der kaiserlichen Truppen statt, wovon er das Ergebnis abwarten müsse; dann aber gedenke er sofort heimzukehren.

Als dieser Bote auf dem Eschbaumerhofe anlangte, wußte man in Spinges bereits, daß die Franzosengefahr um ein Bedeutendes näher gerückt war. General Joubert hatte in Brixen sein Hauptquartier aufgeschlagen, die Franzosen hatten Bozen und verschiedene zwischen Sterzing und Brixen gelegene Ortschaften besetzt.

Endlich traf der Eschbaumer wieder bei den Seinigen ein und mit ihm noch einige andere Männer von Spinges, welche in Sterzing gewesen waren. Sie alle waren die Träger hochernster Kunde. Morgen schon würden die Franzosen angegriffen werden, um sie aus Brixen und Bozen zu vertreiben. Der Landsturm sollte unter seinem Kommandanten, dem Gerichtsadvokaten Philipp von Wörndle, über das Valserjoch steigen und Mühlbach, das in der Gewalt der Franzosen war, nehmen; eine andere Abteilung hatte den Auftrag erhalten, den Weg ins Pusterthal zu verlegen, eine dritte sollte den Franzosen den nördlich von Brixen gelegenen Ort Schalders entreißen. Andere Abteilungen erhielten entsprechende Befehle.

Alle streitbaren Männer und Burschen, die noch nicht zum

Landsturme aufgebrochen waren, mußten unverzüglich ausrücken und sich dem von Wörndle befehligten Sturmheere anschließen.

Wenn der Eschbaumer auf seinen Hof zurückgekehrt war, so geschah dies nur, um sich für den bevorstehenden Kampf zu rüsten und sich von seiner Familie zu verabschieden. Ein Gleiches war auch bei den übrigen Männern der Fall, die sich mit ihm in Sterzing befunden hatten.

Greiters Abschied von Weib und Tochter war schwer. Wußte man denn, ob man sich im Leben wiedersehen werde? Hanna zerfloß in Thränen. Ohnehin hatten sie die letzten Tage aufgeregt, denn sie war von der Sorge um Andres verzehrt worden, von welchem sie ebensowenig Nachricht erhalten hatte wie umgekehrt dieser von ihr. Und nun kam auch noch das Scheiden vom geliebten Vater. Der aber machte es kurz. Er sprach nicht viel mit dem Munde, dafür jedoch um so mehr mit den Augen.

„Pfüat euch Gott miteinander!“ sagte er ernst und ohne ein Zucken der Lippen, als er seinem Weibe und seiner Tochter Hanna die breite, schwielige Hand nochmals bot. „Betet halt recht zur Mutter Gottes, damit's uns gut geht draußt.“

Alles Gesinde, das auf dem Gehöfte diente, umstand ihn. Die Mägde weinten; nur Katharina hatte keine Zähre im Auge. Sie glich mehr den Knechten, welche schweigend, aber mit allen Zeichen lebhafter innerer Teilnahme Zeugen des Abschiedes waren.

Eben wollte der Bauer, von Segenswünschen und Thränen begleitet, aufbrechen, um sich zu den übrigen Streitgenossen, die mit ihm fortzogen, zu gesellen, als zur allgemeinen Überraschung der Leuthammer Andres in die Stube trat. Er hatte Büchse, Pulverhorn und Rucksack umhängen und war, gleich dem Eschbaumer, für den Kampf ausgerüstet.

„Andres!“ rief der Bauer höchlich verwundert, „willst 'leicht du auch mit uns?“

„Ja, Eschbaumer, ich geh' mit,“ versetzte der Bursche in mutvoll klingendem Tone. „Ich will nöt daheim sitz'n bleib'n, wenn du zum Franzos'nerschießen gehst. Den Rummel mach' ich mit.“

Sein Blick streifte das Gesicht der Bäuerin und glitt dann zu der neben der Mutter stehenden Hanna. Diese war kreidebleich. Sie sah Andres so betrübt und schmerzlich an, daß er seine ganze Willenskraft zusammenraffen mußte, um nicht das seelische Gleichgewicht zu verlieren. Das Aussehen des Mädchens flößte ihm wirkliche Besorgnis ein. Um einem Losbruch ihrer Gefühle, der zu befürchten stand, vorzubeugen, beschleunigte Andres mit einer fast seltsamen Eile den Abschied.

„Die anderen wart'n schon bei der Kirch'n unt'n,“ äußerte er zum Bauern. „Pfüat Gott, Eschbaumerin . . . Pfüat Gott, Hanna.“

Er drückte beiden die Hand. Die der Geliebten bebte wie von Frost geschüttelt. Aus ihren Lippen schien alles Blut gewichen zu sein. Es war ein furchtbarer Kampf, den das arme Geschöpf in ihrem Innern zu bestehen hatte, furchtbar insbesondere, weil sie vor dem Vater das Geheimnis ihrer Liebe noch immer verschleiern mußte.

Die Eschbaumerin bemerkte mit Bangen, wie sich ihr Kind verfärbte und wie Hannas ganze Gestalt zitterte. Wenn diese ihre Empfindungen für Andres jetzt, in diesem Augenblicke, verraten würde, wo der Vater seiner Pflicht als Landsturmmann folgen mußte, so konnte ein überaus schlimmer Auftritt unmöglich vermieden werden.

Es kam jedoch nicht zum Äußersten. Hanna zeigte sich stärker, als die Mutter geglaubt hatte, und auch die letzten Scheideszenen brachten die Tochter nicht um ihre Besonnenheit.

Endlich war die Pein des Abschiedes überstanden. Der

Eschbaumer und Andres hatten das Haus verlassen. Nun aber vermochte Hanna den Schmerz nicht länger mehr zurückzudämmen. Laut weinend sank sie der Mutter in die Arme und in krampfhaftem Schluchzen strömte das heiße Weh ihres jungen Herzens aus. Vergebens waren die Trostsprüche der Bäuerin, die mit Schrecken sah, welche Leidenschaft in der Seele ihres Kindes brandete.

Unterdessen vereinigten sich der Eschbaumer und Andres in der Nähe der Kirche mit den übrigen Sturmmännern. Hier trafen sie den würdigen Kuratus, der mit verschiedenen Ortsinsassen erschienen war, um den braven Söhnen des Landes Glückwünsche mit auf den Weg zu geben. Als der Geistliche des Leuthammer Andres ansichtig wurde, bemächtigte sich seiner ein unbeschreibliches Erstaunen.

„Du bist auch dabei?“ rief er. „Und deine Mutter, was hat die g'sagt?“

„Wenn and're Buben fortzieh'n, darf ich auch nöt daheimbleib'n, hat sie g'sagt,“ antwortete Andres. „Ich wär' aber eh' nöt daheimblieb'n.“

Der Ton, in welchem der Bursche sprach, und ebenso seine Miene kamen dem Kuratus etwas eigenartig vor. Doch schwieg er sich über den empfangenen Eindruck aus. Zudem drängte alles zum Abschied. Die Männer umringten ihren geliebten Seelsorger, küßten ihm die Hand, mit der er ihnen auf ihre Bitte kurz vorher den Segen gegeben hatte, und dann brachen sie auf. Das Vaterland erhob seine Stimme, nicht länger mehr durfte gezaudert werden.

Die bewaffnete Schar hatte bald Spinges hinter sich. Mancher sah noch einmal rückwärts, um einen letzten Blick von dem trauten, lieben Orte zu erhaschen. Nach kurzem entzog sich auch die Spitze des Kirchturms den Augen der Braven.

Jetzt kamen sie an eine muldenförmige Senkung des

Bodens. Dichtes Nadelgebüsch säumte die Stelle auf der einen Seite. Auf einmal trat hinter einem Gestrüppe eine weibliche Gestalt hervor und zeigte sich den überraschten Männern. Katharina war es, die Magd vom Eschbaumerhof.

Greiter, ihr Dienstherr, machte große Augen, als er urplötzlich das Mädchen wie aus der Erde gestampft, wahrnahm. Noch erstaunter jedoch war Andres.

Katharina löste ihnen allen sogleich das Rätsel.

„Ich bin euch voraus g'laufen," sagte sie, „weil ich dem Andres noch 'was aufzutrag'n hab'. Andres, ich mach' dirs zur G'wissenspflicht, mein' Bauern in Schutz zu nehmen, wo du kannst. Gieb acht, daß er nöt z' hitzig d'reingeht. Verstehst mich? Dafür will ich auf dein Mutterl Obacht geb'n, soviel ich nur kann. Gelt?"

„Und sonst willst nichts?" fragte der Eschbaumer. „Da hättest schon daheim bleib'n dürfen, Diandl."

„Ich geh' schon wieder heim, Bauer," gab Katharina zurück. „Pfüat euch alle Gott!"

Sie drehte sich bei diesen Worten um und verschwand den Blicken der verblüfften Männer, ehe einer von ihnen noch eine Silbe geäußert hatte. Sie sahen sich einander kopfschüttelnd an; denn das Benehmen des Mädchens dünkte ihnen allen sehr seltsam.

„Etwas Extriges muß sie alleweil hab'n," bemerkte der Eschbaumer, indem die Schar weiterzog. „Aber das muß ich sag'n, es giebt halt nur eine Trindl, und die ist auf meinem Hof."

Die Anderen konnten nicht umhin, dem Bauer beizustimmen, ja ein jeder wußte jetzt irgend etwas Lobendes über das Mädchen zu sagen. Nur einer nicht — Andres. Das unvermutete Erscheinen Katharinas, ihre an ihn gerichteten Worte, die eigentümliche Schnelligkeit, womit sie wieder verschwunden war, hatten einen wunderlichen Eindruck auf ihn gemacht und seine Seele in eine herbe Stimmung versetzt.

Mittlerweile war Katharina wieder auf den Eschbaumerhof zurückgekehrt. Niemand hatte dort ihre kurze Abwesenheit vermißt. Die Bäuerin war noch immer mit ihrer Tochter beschäftigt, die sich zwar bereits ziemlich beruhigt, aber dennoch die volle Ruhe nicht wiedergefunden hatte.

Einige Stunden nachher suchte Katharina ihre alte Freundin, die Leuthammer Leni, heim. Das Weib bedurfte gewiß in ihrer Einsamkeit einer Trösterin. Wie aber erstaunte Katharina nicht, als sie aus dem Munde der Leuthammerin selbst erfuhr, Andres habe sich zur Teilnahme an dem Zuge gegen die Franzosen entschlossen, weil er in den letzten Tagen wegen seiner Neigung zu Hanna mit den Wünschen seiner Mutter in einen solchen Widerspruch geraten sei, daß ein Zwiespalt darüber zwischen Mutter und Sohn ausbrach.

„Ich will hab'n, daß mein Andres dich nimmt," sagte die Leuthammerin zu Katharina, „d' Hanna kriegt er nöt und die paßt auch nöt für ihn. Ich hab' erwartet, daß mein Bub' gehorsam ist und mei'n Wunsch erfüllt — aber lieber ist er fortzog'n. Meinetweg'n. Ich hab ihn nöt aufg'halten, mag ihm Unser Herrgott seinen Trotz verzeih'n."

Diese Mitteilung verursachte Katharina schweren Kummer. Wie, sie selbst war also Ursache an dem Zwiste zwischen Andres und seiner leiblichen Mutter, die er doch sonst so gern hatte? Ein qualvoller Gedanke für das Mädchen! Ach, wenn sie vor kurzem noch geahnt hätte, warum Andres am Landsturm sich beteiligte. Sie wäre vor ihm auf die Kniee niedergefallen und hätte ihn mit Bitten bestürmt, bei seiner Mutter zu bleiben.

„Ich will ja nichts mehr vom Andres," sagte das Mädchen unter Thränen, „und ich hab' auch mit keinem Wörtl was zu ihm g'sagt, was ihn kränken könnt'. Laß ihn geh'n, Leuthammerin, der liebe Herrgott hat's halt nöt wollen, daß ich mein Glück mit deinem Andres find'. Er hat andere Absichten

mit mir, dies seh' ich schon, und so ists auch recht. Du hättest nicht so sein soll'n mit dem Andres; ich hätt' nöt gemeint, Leuthammerin, daß du dir meinetwegen einen solchen Kummer bereiten möchtest. Ich bin dies ja nöt wert."

Aber was nützte es, daß Katharina in dieser Weise zur Leuthammerin sprach und diese selbst allmählich eingestehen mußte, sie hätte gegen ihren Sohn nicht so hartnäckig auf ihrem Willen bestehen sollen. Nun war er fort; alle Reue und bessere Einsicht war nicht vermögend, ihn in die Arme der Mutter zurückzurufen, die ihn noch vor einigen Stunden von sich getrieben hatte.

„Ich hab' nur sein Bestes g'wollt," sagte die Leuthammerin, indem sie innig die Hand Katharinas drückte, „wie 's halt seine Mutter verstand'n hat. Unser Herrgott verzeih' mir's, wenn ich g'fehlt hab'! . . . Wenn nur mein Andres wieder kommt! O mein lieber Himmel! Mehr will ich ja nöt, g'wiß nöt. Alles andere mag after geh'n, wie's mag . . . Meinst, Trindl, er kommt deacht wieder?"

Da mußte Katharina das von Reue, Angst und Sorge gequälte Mutterherz wieder trösten, so gut es ihr eben gelingen wollte. Und das edle Mädchen that es gern, denn sie fühlte lebhaftes Mitleid mit der Leuthammerin, in der sie ein bedauernswertes Opfer jener Empfindsamkeit und Veränderlichkeit sah, welche häufig als Nachwirkung langwieriger körperlicher Leiden aufzutreten pflegen.

Nur eine Person von so vorzüglichen Eigenschaften des Herzens, wie Katharina, war vermögend, auf das krankhafte Gemüt der armen Leuthammerin einen wohlthuenden Einfluß auszuüben. Als das Mädchen nach etwa einstündigem Verweilen bei derselben sich auf den Heimweg machte, konnte sie mit stiller Genugthuung die Thatsache verzeichnen, daß es ihrem milden Zuspruche und ihren Trostworten gelungen war, das stürmisch erregte Herz Lenis zu beruhigen und seine Wogen zu glätten.

Katharina verrichtete nicht nur in leiblicher, sondern auch in geistiger Hinsicht wahre Samariterdienste.

Während sie jedoch anderen Balsam in die schmerzende Brust zu gießen bestrebt war, mußte sie es geschehen lassen, daß man ihr selbst Wunden schlug.

Kaum war Katharina von der Leuthammerin zurück, da wurde sie von der Eschbaumerin beiseite geführt und in einem eigentümlichen Tone gefragt:

„Trindl, du bist bei der Leni oben g'wesen, gelt?"

„Ja, Bäuerin."

„Hör', Trindl. Thu' mir den Gefallen und geh von heut' an eine Weil' nimmer zur Leuthammerin."

„Aber warum denn?" rief Katharina verwundert aus. „Ich geh' schon so lang zu ihr und kein Mensch hat was dageg'n gehabt, du selber hast mich angeeifert dazu, Bäuerin, und jetzt auf einmal . . ."

„Jetzt auf einmal," unterbrach die Eschbaumerin ihre Magd, „muß die Geschichte mit der Hanna und dem Andres kommen und . . . die Hanna, die wird ein so sonderbares Ding, daß ich mich selber drüber ärgern kann."

„Die Hanna . . .!" dehnte Katharina heraus. Plötzlich aber schien ein aufhellender Gedankenblitz durch ihre Seele zu leuchten und sie rief: „Ah, jetzt begreif' ich dich, Bäuerin . . .! Es ist weg'n dem Andres, daß ich nöt zur Leuthammerin mehr geh'n soll. Ist's nöt so?"

„So ist's," bestätigte die Eschbaumerin aufrichtig. „Ich weiß's, es ist eine Dummheit von der Hanna, so zu denk'n, denn du willst ja dem Andres nichts, aber das Diandl hat sich halt den Gedank'n in ihren Kopf gesetzt. Ich hab' es neulich schon g'merkt, wie der Andres 's erste Mal mit dir 'kommen ist, daß die Hanna ein so eigenes G'sicht g'macht hat. Damals wollt' ich aber noch nichts sag'n, weil ich mir nöt recht sicher g'wesen bin. Aber selbe Stund' hat

mir einen Fingerzeig geb'n . . . und so bin ich hinter die Liebschaft kommen."

Katharina hatte ihre Herrin ohne Unterbrechung zu Ende reden lassen.

„Eschbaumerin," sagte sie jetzt mit etwas erregter Stimme, „sag' der Hanna, von mir braucht sie nichts z' fürcht'n; dies kann ich ihr beschwör'n. Aber den Weg zur Leuthammerin lass' ich mir nöt untersag'n. Von niemand nöt . . . Lieber . . . verlass' ich den Eschbaumerhof heut' noch."

Die Aufregung hatte sie hingerissen und ihr Worte auf die Lippen gedrängt, welche sie bei ruhigem Blute niemals gesprochen hätte. Solange Katharina auf dem Eschbaumerhof im Dienst gestanden, konnte sie sich keiner so schmerzlichen Stunde erinnern, die der jetzigen glich.

Auch in der Bäuerin schien ein ähnliches Empfinden zu walten. Sie bemühte sich, das aufgebrachte Mädchen zu beschwichtigen; der Hanna Absicht sei es gewiß nicht gewesen, Trindl zu beleidigen oder ihr sonst weh zu thun.

Katharina that ihrer Herrin für jetzt den Gefallen, ihr zu glauben. Im stillen jedoch war in ihr plötzlich ein Entschluß aufgetaucht, dem sie, schwer wie er ihr auch fallen mochte, unter allen Umständen treu bleiben wollte: sobald der Bauer heimgekehrt sei, gedachte sie sich einen neuen Dienst zu suchen. Es mußte sein; kein anderer Ausweg blieb ihr mehr offen und zwar wollte sie weit weg von Spinges ziehen.

Zehntes Kapitel.

Die Schlacht.

Zwei Tage waren verwichen, da drangen nach Spinges Gerüchte, daß der „Rummel" gegen die Franzosen bereits be-

gonnen habe. Gestern sollten dieselben, so hieß es in den Berichten, in Bozen und Brixen angegriffen worden sein. Über den Ausgang des Kampfes wußte man indes noch nichts. Zugleich erfuhr man, daß die kaiserlichen Truppen auf der Straße gegen Mittenwald von Sterzing her zogen, während der Landsturm unter der Führung seines Majors Wörndle bereits nach dem Valserjoch aufgebrochen sei, um sich auf Mühlbach zu werfen.

Es war am Morgen des zweiten April. Der Zeiger der Spingeser Turmuhr rückte auf die achte Stunde zu, als sich mit einem Male auf den um das Dorf sich dehnenden Wiesen einzelne Haufen von Franzosen zeigten. Es war der Vortrab des von General Joubert geführten feindlichen Heeres.

Die Dorfbewohner sahen mit Bangigkeit die gefürchteten Feinde auftauchen. Und immer mehr wurden ihrer, nach Tausenden und Tausenden zählten sie; in kurzer Zeit hatten sie die angrenzenden Hügel besetzt.

Um dieselbe Stunde erschien aber auch, zum großen Troste der Spingeser, auf den umlagernden Höhen der Vortrab des Landsturmes, der vom Valserjoch niedergestiegen kam. Sobald die Tiroler den verhaßten Gegner vor sich hatten, eröffneten sie voll Begierde den Kampf. Die Büchsen krachten und sandten Tod und Verderben in die Reihen der Franzosen. Aber die Macht des Feindes war den Angreifern überlegen, deren Vortrab sich überdies zu früh zum Gefechte hatte hinreißen lassen. Die Tiroler wurden zurückgedrängt. Als ihre nachrückende Hauptmacht dies bemerkte, glaubten manche, es sei Verrat im Spiele und begannen sich zurückzuziehen.

In diesem kritischen Augenblicke war es der Führer des Landsturmes, Wörndle, welcher durch sein heldenhaftes Beispiel seine Leute anfeuerte und sie zum kraftvollen Angriffe fortriß. Er stellte sich eilends an die Spitze einiger mutvollen Bauern und drang mit dem Schlachtrufe: „Tiroler, Gott mit uns!“

auf die Franzosen ein. Allein diese waren nicht zum Weichen zu bringen. Mit gefälltem Bajonett stürmten sie gegen die Tiroler. Bald hatten sich viele von diesen verschossen; die Munition wurde immer weniger, die Scharen des Feindes dagegen vermehrten sich, so viele seiner Soldaten auch von den Kugeln der Tiroler getötet oder verwundet wurden.

Im Hintertreffen des Landsturmes verbreitete sich das Gerücht, der Führer Wörndle sei im Kampfe gefangen genommen worden. Diese Nachricht wurde beinahe verhängnisvoll für die Tiroler, denn unter ihrem Eindrucke wollten viele Sturmmänner den Rückzug über das Valserjoch antreten.

Wörndle stand jedoch unversehrt an der Spitze der Bauern, die sich in einer langen Reihe ausgedehnt hatten. Als die Franzosen, deren Linien von blinkenden Bajonettspitzen starrten, jetzt nahe genug herangerückt waren, riß Wörndle einem neben ihm stehenden Stubaier den Streitkolben aus der Hand. „Niederschlagen! Nur niederschlagen!“ schrie der Major seinen Leuten zu, und der Ruf rann wie ein schlängelnder Blitz von Mund zu Mund.

Kommandant Wörndle zerschmetterte mit einem fürchterlichen Hiebe dem ersten Franzmann, der ihn angriff, den Schädel. Ein mörderisches Handgemenge begann nun. Die Tiroler kehrten die Kolben ihrer Stutzen um, andere schwangen mit kraftvoller Faust Morgensterne und Stachelkeulen, und so oft eine dieser Waffen auf einen Franzosen niederfuhr, antwortete der unglückliche Franzmann mit einem Krachen seiner gebrochenen Schädeldecke. Die Tiroler kämpften wie die Löwen. Der riesenhafte Georg Bucher aus Axams handhabte seinen Büchsenkolben zum Verderben aller, die ihm zu nahe kamen. „Hauts nur zu!“ munterte er die Männer aus seinem Bezirke auf, die neben und um ihn fochten. „Die Axamer sind keine g'schlechten!“ Nein, das waren sie in der That nicht. Das bezeugte ein anderer Kämpe aus Axams, Georg Fagschlunger,

sonst kurzweg Priska geheißen. Obschon er aus mehreren Wunden blutete, raste er mit seinem Gewehrkolben dennoch unter den Feinden. Sechs Franzosen hatte er bereits niedergeschlagen, so daß ihnen das Aufstehen für immer erspart blieb, jetzt griff ihn ein siebenter an. Da faßte der Axamer seinen treuen Stutzen, an dessen Kolben und Lauf welsches Blut herabrieselte, noch einmal recht fest und legte mit einem furchtbaren Schlage auch den siebenten Gegner zu den Toten. Es war des Helden letzter Hieb. Gleich darauf sank er selbst, von elf Stichen durchbohrt, sterbend nieder.

Sechs Stunden wütete nun schon der Kampf. Auf beiden Seiten war mit Tapferkeit gestritten worden. Die Verluste der Franzosen waren bereits so schwer, daß sich diese um 1 Uhr nachmittags entschlossen, das Gefecht abzubrechen, um sich neue Kräfte zu sammeln, denn noch war das entscheidende Wort nicht gefallen.

General Joubert, der sich ringsum von den Tirolern umzingelt sah, erwog ernstlich den Gedanken an Übergabe, dem indes der Kavallerieführer Dumas entschieden entgegentrat; dieser begehrte die Wiederaufnahme des Kampfes.

Als die Bewohner von Spinges vernahmen, daß die Franzosen sich zu ergeben gesonnen seien, da bemächtigte sich aller ungeheure Freude. Viele eilten in die Kirche, um Gott zu danken für die bisherige Hilfe und ihn um gänzliche Befreiung von der Gefahr zu bitten; andere jubelten, außerhalb des Dorfes stehend, den heldenhaften Sturmmännern zu, welche von den umliegenden Höhen aus die auf den Wiesen unten gesammelten Streitkräfte des Feindes scharf im Auge behielten, um ihnen das Entkommen unmöglich zu machen.

Aber die Freude der Spingeser währte nur ganz kurze Dauer. Aus den Bewegungen des Feindes ersahen sie, daß dieser den Kampf fortzusetzen gedenke. Langsam zogen sich die Tiroler nach Spinges zurück, um hier einen festen Stützpunkt

zu haben. Die Massen des französischen Heeres setzten sich in Bewegung, von allen Seiten rückten sie zum Angriff heran.

Jetzt ergossen sich die Scharen des Landsturmes durch das Dorf. Den Braven sah man die Anstrengungen des Kampfes, die Entbehrungen und Mühsale der letzten Zeit deutlich an. Viele hatten seit zwölf Stunden nichts mehr genossen. Seit 3 Uhr morgens waren sie auf den Füßen und unter unbeschreiblichen Mühsalen hatten sie das von tiefem Schnee bedeckte Valserjoch überschreiten müssen. Und jetzt sollten sie, nachdem sie sechs Stunden lang in wütendem Streite einem kriegserprobten Gegner standgehalten, abermals ihr und das Schicksal des Landes dem Waffenglücke anvertrauen.

Beim Anblicke dieser erschöpften und ermüdeten, vom Pulverdampf in den Gesichtern geschwärzten Männer, von denen viele blutige Spuren des Kampfes an ihren Leibern trugen, eilten aus allen Häusern von Spinges die Leute mit Erfrischungen jeder Art herbei, um sie den Tapferen anzubieten.

Ein besonders lebhaftes Bild zeigte sich vor dem Eschbaumerhof. Der Bauer war unversehrt aus dem Gefechte zu den Seinen zurückgekehrt; er hatte einige Dutzend Kampfesbrüder, Männer aus Sterzing, Stubai, Axams, Rettenberg oder wo sie sonst her sein mochten, zu seinem Gehöfte gebracht und ließ sie nun mit allem bewirten, was Küche und Keller aufwies. Die Bäuerin, Hanna und das Gesinde hatten ordentlich die Hände zu rühren, um die hungrigen Männer mit Speise und Trank zu befriedigen. Keine Zeit durfte verloren werden; draußen drängte der Feind näher, in wenigen Augenblicken mußte der fürchterliche Tanz von neuem beginnen.

Allmählich verloren sich die Landstürmer aus den Dorfgassen, um die ihnen zur Verteidigung gewiesenen Stellungen einzunehmen; auch vom Eschbaumerhofe hatte sich der letzte Mann entfernt.

Auf einmal kam auf das Gehöft ein junger Tiroler zu-

gerannt. Es war der Leuthammer Andres mit einem Stutzen in der Rechten. Der Bursche hatte sich zu seiner Mutter begeben wollen, um sie zu überzeugen, daß er nicht bloß noch lebe, sondern auch an allen Gliedern heil sei.

Sein Erscheinen auf dem Hofe erweckte vor allem Hannas Entzücken. Aber jetzt war nicht die Zeit für Andres, sich der Freude lang hinzugeben.

„Ich hab' nimmer durchkönnen zu meiner Mutter," rief er dem Bauern schon gleich beim Eintritte hastig zu, „die Franzosen hab'n das Dorf umzingelt. Es giebt kein' Ausweg mehr. Uns're Leut' werden einen hart'n Stand haben."

Das war eine schlimme Botschaft für die Bewohner des Eschbaumerhofes. Wenn der Feind ins Dorf drang, gab es Raub, Plünderung und Greuelthaten. Das erkannte auch der Eschbaumer und darum traf er sofort zum Schutze seines Hauses alle Vorsichtsmaßregeln, die ihm die Umstände erlaubten. Die Hausthüre wurde verschlossen und mit schweren Gegenständen verbarrikadiert; ähnlich verfuhr man mit allen übrigen Ausgängen in Haus und Hof; nur eine einzige schmale Thüre, die aus den Stallungen ins Freie führte, wurde lediglich verriegelt.

Während man auf dem Eschbaumerhofe noch mit diesen Vorkehrungen sich befaßte, fielen draußen vor dem Dorfe schon die ersten Schüsse. Nach wenigen Augenblicken war das Gefecht allgemein.

Greiter hatte die feste Absicht ausgesprochen, sich dem kämpfenden Landsturme wieder anzuschließen; doch sein Weib und Hanna baten ihn so lange, bei ihnen zu bleiben und sich nicht wieder den Gefahren auszusetzen, bis er wider Willen nachgab.

„Wenn ich aber nöt mit dem Stutz'n mitthun kann, so will ich auf eine andere Weis' mithelf'n," erklärte der Bauer. „Weib, richt' her, was noch im Haus ist zum Ess'n und Trinken, das woll'n wir den armen Leut'n 'naustrag'n; es

seind noch viele drunter, die's notwendig brauchen können... Gehst mit, Andres?" fragte er den Burschen, der neben ihm stand und aufmerksam auf das tausendfache Geknatter horchte, das sich mit gewaltigem Echo an den Höhen von Spinges brach.

Andres zeigte sich mit Freuden bereit, die Landsleute, die ihr Leben jetzt im Kampfe gegen den Feind in die Schanze schlugen, mit Speise und Trank zu laben.

Rasch war ein großer Korb mit Eßwaren und waren zwei bauchige Krüge mit Wein gefüllt. Als der Eschbaumer und Andres sich mit den Gegenständen beladen wollten, faßte Katharina, welche bisher die Bäuerin beim Schneiden von Brotstücken emsig unterstützt hatte, einen Krug mit Wein und äußerte ihre Absicht, die beiden Männer nach dem Kampfplatz zu begleiten. Vergebens waren alle Abmahnungen. Das Mädchen blieb bei seinem Vorhaben.

„Wenn dir was g'schieht, ich hab' keine Schuld," erklärte ihr der Bauer, als er sah, daß kein Mahnen fruchtete.

Die drei Personen verließen das Gehöfte. Der Eschbaumer schlug vor, man solle den Versuch machen, den am nächsten befindlichen Kämpfern Beistand zu bringen. Dann brauche man nicht weit zu gehen.

Am nächsten aber war der Friedhof. Dort hatte sich eine Abteilung Tiroler festgesetzt, die einen hartnäckigen Kampf unterhielten. Da sie bloß in der Front angegriffen waren, so konnten der Eschbaumer und die beiden anderen Personen von der Rückseite her leicht in den Friedhof gelangen, ohne sich dem Kugelregen aussetzen zu müssen. Die Gefahr begann jedoch, sobald sie den Gottesacker betreten hatten; unheimlich pfiffen die Geschosse aus den französischen Flinten über die Mauer herüber. Zweimal schon war der Feind von den heldenhaften Bauern zurückgeschlagen worden. Ihre Stutzen, Streitkolben, Gabeln und Sensen hatten unter den Angreifern fürchterlich gewütet.

General Joubert befahl seinen Truppen, sich zurückzuzuziehen und sich zu einem dritten Angriffe zu sammeln. Diese wenigen Augenblicke der Ruhe benützten die Tiroler, sich an den Gaben zu stärken, welche außer dem Eschbaumer auch andere Ortsbewohner den müden Kämpfern gebracht hatten. Die Weinkrüge Eschbaumers waren rasch geleert. Auf Geheiß ihres Herrn eilte Katharina mit den Gefäßen nach dem Hofe zurück, um sie abermals füllen zu lassen.

Über eine Viertelstunde lang blieb Katharina aus. Als sie sich dem Friedhofe wieder näherte, verkündete ihr das Knallen der Gewehre, daß die Franzosen bereits zum drittenmal angegriffen hatten. Das Mädchen spähte, auf dem Gottesacker angekommen, nach dem Eschbaumer und Andres; sie waren jedoch verschwunden. Katharina stellte die Krüge dicht bei der Kirche nieder, die sich inmitten des Friedhofes erhob; hier mochten sie von durstigen Streitern gefunden werden. Dann eilte das Mädchen nach der entgegengesetzten Seite der Kirche, wo der Kampf am heftigsten tobte. Mit einem Male entdeckte sie die Gestalten des Eschbaumers und Andres; beide hatten sich mit den Wehren gefallener Tiroler versehen und schlugen nun nach Kräften auf die Anstürmenden los.

Katharina überflog mit leuchtendem Blicke das Gewühl. Jetzt zuckte es in ihren Augen auf, ihr schönes Gesicht strahlte wie von höherem Mute übergossen. Im Nu raffte sie eine Heugabel auf, welche neben einem getöteten Manne aus der Rettenberger Gegend lag, schürzte ihre Kleider hoch und eilte nach der Mauer, wo sie sich sofort unter die Sturmmänner mischte. Gleich darauf bot sich Freund wie Feind ein überraschender Anblick: auf der Mauer erschien eine weibliche Gestalt, deren reiches Haar losgelöst um ihren Nacken flatterte. Mit kraftvollem Arme führte sie eine scharfe Heugabel und stieß jeden Franzmann, der den Versuch machte, den Wall zu erklimmen, zurück. Das Beispiel der Heldenjungfrau ent-

flammte die Tiroler zur äußersten Tapferkeit. Sie schien unverletzbar zu sein; denn kein Schuß, kein Stich machte sie unschädlich.

Katharina Lanz — denn sie war die Heldin — glich jetzt einem von übernatürlichen Mächten geleiteten Wesen, einer Jungfrau von Orleans; kaum erkannte man sie wieder. Aus ihren Augen loderten Blitze, auf ihrer Stirne thronte fast sichtbar die Verachtung des Todes, der ihr drohte; ihre Gestalt schien von einem Zauber umhüllt.

Begeistert jubelten ihre Landsleute ihr zu. Nur der Eschbaumer war anfangs halb regungslos vor Erstaunen gewesen, als plötzlich seine Magd auf der Mauer auftauchte; er hielt sie unfehlbar für verloren. Auch Andres fürchtete für das Leben der Maid und rief ihr deshalb zu, von dem gefährlichen Platze herabzukommen. In dem Tumult und Gelärm vernahm sie indes nichts.

Jetzt aber war es Katharina, als ob in ihrer Nähe ein lauter Schrei sich losgelöst habe. Sie blickte seitwärts und nun sah sie, wie der Eschbaumer von einem großen Franzosen, dem es gelungen war, sich über die Brüstung zu erheben, durch einen Bajonettstich verwundet wurde; nochmals holte der Welsche zu einem wohlgezielten Stoße nach der Herzgegend des Feindes aus, da stürzte er, von den drei Zinken einer Heugabel schwer im Gesichte getroffen, vom Walle. Katharina hatte ihrem Herrn einen großen Dienst erwiesen. Weiter aber konnte sie sich um den Eschbaumer nicht annehmen, denn sie mußte auf ihre eigene Verteidigung bedacht sein. Die Franzosen machten gerade an der Stelle, wo Katharina stritt, die hartnäckigsten Versuche, über die Mauer zu klimmen. Ja, ein kecker Fähnrich stand bereits auf derselben. Die Trikolore flatterte wie als Zeichen des Sieges in der Luft. Dieser Anblick erregte den heiligen Zorn der Jungfrau. Da sie selbst nicht zu dem verwegenen Fahnenträger gelangen konnte, so rief

sie einem Stubaierschützen zu: „Nimm dem Langstützeten dort die Fahn'!"

Der Stubaier sprang auf den Wall, ein kurzes Ringen und die Faust des Tirolers entriß dem Franzmanne das stolze Banner, dieser selbst aber wurde durch eine Büchsenkugel von der Mauer gefegt.

Die Franzosen erkannten, daß sie den Tirolern den Kirchhof nicht zu entreißen vermochten. Ihr Führer ließ also 800 Mann frische Truppen herbeiholen; diese sollten den Gegnern in den Rücken fallen. Plötzlich entstand unter den Sturmmännern der Ruf, daß neue französische Abteilungen heranzögen. Der Friedhof, welchen die Helden gegen einen weit überlegenen Gegner mehrere Stunden lang siegreich behauptet hatten, mußte jetzt aufgegeben werden, nachdem die erwartete Hilfe aus dem Pusterthale ausblieb. Langsam zogen sich die Helden des Landsturmes nach den Wiesen um Spinges zurück, ohne daß der Feind ihnen zu folgen suchte; dort ruhten die müden Kämpfer von der harten Arbeit aus.

Der Kirchhof war leer, nur einzelne Tote und zerbrochene Waffen bedeckten ihn. Vor der Kirchthüre aber stand eine hoch aufgerichtete Mädchengestalt in entschlossener Haltung mit einer zur Abwehr vorgestreckten Heugabel. Es war die Heldin Katharina Lanz. Sie allein wollte nicht von der Kampfesstätte weichen, denn ihre Aufgabe war noch nicht zu Ende geführt. Das fromme Mädchen wollte die Schutzwache des göttlichen Heiligtums sein, um es vor Schändung und Frevel zu hüten, indem an vielen anderen Orten Tirols die Franzosen die Gotteshäuser in empörender Weise verunehrt und das Allerheiligste selbst nicht geschont hatten.

Schar um Schar der Feinde zog an der Kirche von Spinges vorüber. Die rohen Soldaten sahen mit Verwunderung, viele von ihnen wohl auch mit abergläubischer Scheu nach der merkwürdigen Tirolerin, welche jeden von ihnen mit dem

Tode bedrohte, der sich vermessen würde, Hand an die Wohnung des Herrn zu legen. Und keiner der wilden Gesellen wagte sich der Jungfrau zu nähern. Gott selbst schützte die Verteidigerin seines Hauses.

Katharina verließ ihren Ehrenposten auch dann noch nicht, als der letzte Franzose schon ihren Blicken entschwunden war. Sie fürchtete, es würden noch neue Haufen nachrücken. Dem war jedoch nicht so.

Nach einer halben Stunde etwa griffen die Franzosen, nunmehr verstärkt, abermals an. Trotzdem wurden sie von den Tirolern zurückgeschlagen. Und doch waren diese nicht nur durch ihre Verluste, sondern auch an ihrer körperlichen Kraft sehr geschwächt, denn mit kurzen Unterbrechungen hatten sie den ganzen Tag gefochten. Die Franzosen suchten sich vergeblich in einem tiefen Graben festzusetzen; sie wurden von den ergrimmten Bauern hinausgejagt, welche aber dabei selbst in Gefahr gerieten, als die Franzosen sich plötzlich mit gesenktem Bajonett umwandten und den Tirolern eine spitzige Mauer entgegenstellten. Aber nur flüchtig währte der Eindruck der wälschen Bajonette. Aus den Reihen der Tiroler schritt eine herkulische Gestalt, mit der Rechten eine schwere Keule schwingend, in der Linken eine lange, zweischneidige Sense tragend, die an einer Stange befestigt war. Das war der Sturmhauptmann des Rettenberger Gerichtes, der durch Kühnheit wie durch ungeheure Körperkraft bekannte Sensenschmied Anton Reinisch von Volters. „Brüder, mir nach!“ rief er seinen Landsleuten zu, dann rannte er mit vorgestreckter Sense und erhobener Keule mitten unter die Feinde. Die ersten Franzosen, die es mit ihm aufnahmen, büßten ihr Beginnen mit dem Tode; fünfzehn welsche Leiber lagen entseelt um ihn herum, ehe es gelang, ihn niederzumachen. Aber sein Fall blieb nicht ungerächt. Die Tiroler stürmten, von Grimm entbrannt, auf die Franzosen und dem wilden Handgemenge

vermochten diese nicht zu widerstehen. In regelloser Flucht verließen sie die Kampfstätte; sie hielten mit Laufen erst in Mühlbach inne, wo sie die Nacht über verblieben, in steter Angst vor einem Überfall. Doch war diese Furcht grundlos. Der Landsturm zog sich mit seinen Verwundeten bei Einbruch der Dunkelheit langsam über das Valserjoch zurück, welches er in der Nacht vorher überstiegen hatte.

Während der Kampf um Spinges sich austobte, wurde ein anderer in der Wohnstube des Eschbaumerbauers entschieden.

Dorthin war Katharina zurückgekehrt, nachdem sie durch das wiederaufgenommene Gefecht belehrt worden, daß sie für das Gotteshaus nichts mehr zu befürchten habe. Allgemeiner Jubel und endloses Lobpreisen schallte der Heldin entgegen, als sie auf dem Hofe ankam. Die Bäuerin umarmte das kühne Mädchen, dem sie die Rettung ihres Ehemannes verdankte, und von der überseligen Hanna wurde Katharina mit Küssen bedeckt. Vergebens wehrte die Bescheidene alle diese Liebesbezeigungen ab. Auch der Eschbaumer, der am Tische saß und seinen rechten, durch den Bajonettstich des Franzosen verwundeten Arm in einer Schlinge liegen hatte, schloß sich jetzt den Ausbrüchen des Dankes und der Freude an. Er rief das Mädchen zu sich und indem er ihr die Linke bot, sagte er mit bewegter Stimme:

„Trindl, gieb mir deine Hand.“

Sie that es.

„Trindl, ich kann dir nöt so dank'n wie ich möcht', ich hab' die Wort' nöt dazu. Aber so viel kann ich sag'n: Tirol kann stolz sein auf dich und ich bin auch stolz auf meine Trindl. So lang's noch einen Tiroler giebt, wird er von dir red'n, denn dein' Nam' wird bald überall bekannt sein.“ Nach einer kleinen Pause, die durch die innere Ergriffenheit bedingt war, fuhr der Eschbaumer fort: „Damit du aber nöt

glaubst, ich will dich bloß loben, sag' ich dir jetzt: nenn' mir einen Wunsch, den du hast, und ich will dir 'n erfüll'n, wenn's in meinem Vermögen steht. Red' nur, Diandl, und sei nöt scheu, alles kriegst von mir."

„Alles?" wiederholte das Mädchen, ihren glänzenden Blick fest auf die Züge des Bauers heftend.

„Wenn ich's hab', ja," bestätigte der Eschbaumer nachdrucksam.

„Und wenn's dein Liebstes wär'?" that Katharina.

Da wurde der Bauer ein wenig stutzig.

„Mein Liebstes? Wie soll ich das versteh'n?"

„Das sollst du hör'n, Eschbaumer," antwortete das Mädchen mit einem frischen Zuge ihrer Stimme. „Ich kenn' zwei junge Leutl, die haben sich recht gern, für's Leben und Sterben gern. Bloß ein Wörtl fehlt ihnen noch zu ihrem ganzen Glück und dies Wörtl verlang' ich jetzt von dir, Bauer. Sag' einmal: ja."

Der Bauer machte erstaunte Augen.

„Ja soll ich sag'n?" fragte er. „Zu was denn? Was willst denn von mir, Trindl? Red' deutlicher, wie soll ich dich versteh'n."

„Du hast recht, Bauer. Ich will also deutlicher red'n. Wo ist denn der Leuthammer Andres?"

Sie sah wie suchend umher.

„Er ist heim zu seiner Mutter," belehrte die Bäuerin.

„Ah, das ist schad'," meinte Katharina. „Aber dies macht nichts. Ich werd' so auch fertig . . . Eine Person, die ich brauch', ist schon da . . . und das ist d' Hanna. Bauer, laß mich nimmer viel 'rumred'n . . . wenn du's noch nöt weißt, so sag' ich dir's: deine Hanna und der Andres hab'n sich so viel gern, daß es eine Sünd' und ein Jammer wär', wenn du da nöt Ja sag'n thätest . . ."

Lautlose Stille trat ein. Man konnte die Atemzüge der

einzelnen in der Stube anwesenden Personen genau unterscheiden. Hanna, die neben ihrer Mutter stand, hatte die Farbe gewechselt und war leichenblaß geworden; selbst die Bäuerin schien durch die Kühnheit Katharinas aufs höchste betroffen. Der Eschbaumer hatte nur Augen für zwei Wesen — für die Sprecherin und für seine Tochter. Zwischen diesen beiden wanderten seine Blicke etlichemal hin und her. Seine Lippen aber lagen wie zusammengewachsen aufeinander. Und auf seiner Stirne schwebten Wolken hohen Ernstes.

„Hanna," rief er plötzlich, „Hanna, komm' her zu mir."

Die Tochter näherte sich dem Vater.

„Ist das alles wahr, was ich da hören hab' müss'n?" fragte der Eschbaumer, das Antlitz seines Kindes mit scharfem Auge musternd.

Hanna senkte den Blick zu Boden; dann kam es zagend von ihren Lippen:

„Ja, Vater . . ., wahr ist's. . ."

„Und warum hast d u mir's nicht gestand'n? Bin ich nöt dein Vater?"

Diese Frage klang wie ein Vorwurf.

Nun glaubte die Mutter, von ihrem Rechte, zu sprechen, Gebrauch machen zu müssen. Und indem sie ihre Stimme erhob, geschah es zu gunsten des Andres und der Hanna, genau so, wie sie es dieser neulich schon versprochen hatte.

Da glättete sich die Stirne des Eschbaumers und was weder sein Weib noch auch Hanna erwartet hatten, das geschah: ein leichtes Lächeln kräuselte seine Lippen und seine Augen nahmen einen milden Ausdruck an.

„Andl,*)" redete er sein Weib bei ihrem Taufnamen an, „was ich da g'hört hab', kommt mir gar nöt seltsam vor, ich hab's schon g'merkt, daß beim Andres und der Hanna was

---

* Anna.

im Werk ist, so hell sind meine Aug'n noch schon . . . Und dir, Hanna, sag' ich für heut' bloß so viel: z'wider ist mir der Andres nöt, und wenn du meinst, du mußt grad ihn hab'n, so will ich wohl red'n lass'n mit mir . . ."

„Vater!" rief Hanna und griff, zitternd vor Wonne, nach der gesunden Hand des Eschbaumers.

„Nur Zeit lass'n, Diandl," mahnte dieser jedoch. „Es hat keine Eil' nöt. Solang noch ein Franzos auf dem Tiroler Boden ist, muß ein richtiges Tiroler Diandl nur einen Gedank'n hab'n — den an ein freies Tirol. Nimm dir ein Beispiel, Hanna, an der Trindl, die hat bloß eine Lieb' im Herzen, und die heißt: Tirol. Gelt ja, Trindl?"

Katharina warf einen leichten Blick auf den Fragesteller und nickte stumm. Hätte der Eschbaumer in ihr Herz zu blicken vermocht! Aber Katharina besaß eine große Seele; wie sie heute ihr Leben für das Vaterland gewagt hatte, so hatte sie auch ihrer Liebe das schwerste Opfer gebracht. Was konnte man von ihr noch mehr verlangen?

Was noch?

Die Heldenjungfrau von Spinges glaubte Eines noch thun zu müssen, um ihr Werk zu krönen.

„Bauer," fragte sie jetzt, „darf ich zur Leithammer Leni geh'n und den Andres hol'n? Sag' halt ja."

Aber dafür war der Eschbaumer nicht zu gewinnen. Er schüttelte langsam den Kopf.

„Nein, Trindl, heut' nimmer," sagte er. „Morgen meinetweg'n magst du's thun . . ."

„Auch gut, Bauer," versetzte Katharina. „So will ich wenigstens schau'n, wie's draußen steht."

Sie meinte den Gang des Gefechts, dessen Getöse nur in vereinzelten Schüssen nach dem Eschbaumerhofe drang. Ehe man das kühne Mädchen hindern konnte, war sie aus der Stube und in die Abenddämmerung hinaus. Aber schon

nach kurzer Frist kam sie zurück. Mit strahlendem Gesichte und mit jubelnder Stimme verkündete sie:

„Juchhe! Juchhe! Die Franzosen laufen all gen Mühlbach zu. Die Unseren sind Herr 'worden."

„Gott sei Lob und Dank!" rief der Eschbaumer, „daß er uns beig'standen hat."

Und nachdem er diese Worte gesprochen hatte, kniete er auf den Boden nieder und sprach voll andachtsvoller Inbrunst das Gebet des Herrn. Laut und kräftig rauschten die Stimmen der Mitbetenden durch den Stubenraum.

Dann aber eilten alle ins Freie, um nach den Siegern zu sehen, ihnen zu danken und ihnen Hilfe irgendwelcher Art, deren sie bedurften, zu leihen.

Das war der berühmte Tag von Spinges. Als die Nacht mit ihrem flimmernden Sternenmantel die Erde deckte, da schimmerten ihre Lichter auf eine menschliche Stätte nieder, wo Treue gegen Gott und den Landesfürsten sich unverwelkliche Lorbeerkränze erstritten hatte.

Elftes Kapitel.

Auf der Flucht.

Die Nacht verging; langsam glühte der Morgen in das Thal herein. Purpurrot schimmerten die Kuppen der Berge und wie von Blut gesäumt türmten sich um die junge Sonne die Wolkenmassen, die mit dem flammenden Gestirn sich an den Horizont gelegt hatten.

In Mühlbach regte sich's schon mit dem ersten Hahnenschrei. Die Franzosen, noch immer in dem Glauben, die siegreichen Tiroler würden ihnen eine schlimme Überraschung bereiten, hatten den Rückmarsch durch das Pusterthal bereits am

gestrigen Abende beschlossen. Als sie jedoch von dem während der Nacht erfolgten Rückzug der Tiroler hörten, änderten sie ihren Plan und trafen Anstalt, Spinges aufs neue zu besetzen. Dort lagen von den Ihrigen an 1800 Tote, welche sie beerdigen wollten. General Joubert schwur, diesen schweren Verlust zu rächen.

Man kann sich ohne Anstrengung ausmalen, welchen Schrecken bei den Bewohnern von Spinges die Hiobskunde von dem Anrücken der Franzosen erzeugte. In aller Eile rafften die meisten an Hab und Gut zusammen, was ihnen das Wertvollste dünkte, und flüchteten in die Berge und Wälder oder nach weiter entlegenen Ortschaften.

Eine fieberhafte Thätigkeit herrschte auf dem Eschbaumerhof. Der Bauer hatte, dem Drängen seines Weibes und seiner Tochter nachgebend, ebenfalls die Flucht beschlossen. Nicht die Rücksicht auf seine Person, sondern die Besorgnis um jene, welche er vor der schändlichen Verworfenheit der Franzosen nicht würde schützen können, bestimmten ihn, Haus und Hof zu verlassen.

Auf einen Leiterwagen wurden Betten, Kleider, Wäsche und was man sonst an Eigentum mitnehmen konnte, geladen. Soeben trieben einige Knechte und Mägde das Vieh aus den Ställen, um es in Sicherheit zu bringen.

Katharina half mit ihrem kräftigen Arme beim Beladen des Wagens mit. Jetzt wurde die Fracht mit Stricken an den Leitern befestigt, so daß kein Gegenstand unterwegs zu Verlust gehen konnte. Alles war zur Abfahrt bereit; auch der Bauer, sein Weib und Hanna. Nur Katharina nicht; sie trug ihre gewöhnliche Kleidung und verriet in ihrem Äußeren nicht die leiseste Absicht, sich den Flüchtlingen anzuschließen. Schon vorher hatte sie ihren unbeugsamen Willen kundgegeben, in Spinges ausharren zu wollen, möge kommen was immer. Die bestgemeinten Ermahnungen, selbst die Bitten ihrer Dienstherrschaft waren wirkungslos geblieben.

Noch einen letzten Versuch machte der Eschbaumer und sein Weib, das Mädchen zur Sinnesänderung zu bringen; auch Hanna bemühte sich darum.

Katharina schüttelte sanft, aber doch bestimmt den Kopf.

„Was ich gelobt hab', muß ich halt'n," sagte sie nur. „Mein Platzl ist da oben."

Bei diesen Worten zeigte sie nach der Richtung, wo die Kirche lag.

Die Eschbaumerfamilie erkannte das Vergebliche ihrer weiteren Bemühungen. Die Zeit mahnte, denn die Franzosen konnten jeden Augenblick im Dorfe sein.

Wie eine Mutter ihr geliebtes Kind so umarmte die Bäuerin die treue Magd, die ihr seit zwölf Jahren gedient hatte; beide vergossen Thränen und dem Eschbaumer selber rannen die dicken Tropfen über die Wangen herab, indem er Katharina zum Abschiede die Hand drückte. Hanna aber weinte laut auf und schluchzte bitterlich; es war ihr zu Mute, als ob sie in diesem Augenblicke eine Schwester verlieren müsse. Solche Liebe hatte sie seit gestern zu Katharina gefaßt.

Endlich war die Trennung vorüber. Katharina sah sich allein auf dem Gehöfte. Sie schloß alle Thüren und Zugänge ab und verließ sodann das Haus in der Richtung nach dem Hügel, wo die Leithammer Leni wohnte.

Als sie das Häuschen ihrer alten Freundin betrat, fand sie nur diese allein in der Stube.

„Wo ist der Andres?" erkundigte sich Katharina.

„Ist er dir nöt begegnet?" äußerte, sich wundernd, die Leuthammerin. „Er ist ja zum Eschbaumer 'gangen."

„So ist's wohl auf einem anderen Weg gescheh'n. Aber den Gang hätt' er sich erspar'n können. Der Bauer ist mit Weib und Tochter und allem Sach' und Vieh, das er mitnehmen hat können, nach Schabs zu g'flüchtet."

„Und du, Trindl?"

„Ich bleib' da, denn ich fürcht mich nöt vor den Franzos'n . . ."

„Ja, mein Bub' hat mir gestern schon gesagt," fiel die Leuthammerin dazwischen, mit Blicken des Staunens jetzt das Mädchen betrachtend, „wie du dich ausgezeichnet hast. Aber, Diandl, wie hast denn das mach'n können? . . ."

„Ich weiß es selbst nöt," antwortete Katharina bescheiden, „auf einmal bin ich halt mitten drin g'wesen im Gerauf und . . ."

Sie wurde plötzlich durch einen lauten Ruf unterbrochen: Andres erschien auf der Schwelle.

„Trindl, was ist dies beim Eschbaumer?" schrie er. „Alles zug'sperrt, keine Seel' zu seh'n."

„Alles g'flüchtet nach Schabs," lautete kurz des Mädchens Erwiderung.

Andres verfärbte sich.

„Und mir hat man nichts g'sagt," stieß er in bitterer Enttäuschung heraus. „Warum das?"

„Tröst' dich, Andres," suchte Katharina den Burschen aufzurichten. „Dafür hast du jetzt eine andere Freud': der Bauer laßt dir durch mich sag'n, wenn die Franzos'n aus dem Land sind und er wieder auf den Hof heimgekehrt ist, sollst du um die Hanna frei'n — krieg'n thust sie."

„Was? Ich . . . die Hanna?" . . . stotterte Andres, dem die Kunde beinahe den Verstand geraubt hatte. Er rang vergebens nach Worten.

Plötzlich that Katharina einen fürchterlichen Schrei. Sie hatte zufällig durchs Fenster einen Blick geworfen — unten im Dorfe schossen aus einem Gehöfte blinkende Flammen und schwarze Rauchwolken in die Höhe.

„Jesus!" kreischte das Mädchen. „Unser Hof brennt!"

Und wie wahnsinnig stürzte sie hinaus.

Der Eschbaumerhof brannte lichterloh. Die feuerroten Zungen leckten wie gierige Drachen an dem hölzernen Bau

und in wenigen Augenblicken umschlang eine riesige Lohe das ganze Gehöft.

Entsetzen bannte den Lauf Katharinas, als sie in die Nähe der Brandstätte kam. Die Franzosen waren da, sie hatten den Hof angezündet und sammelten nun ihre Toten von der gestrigen Schlacht, um sie in die Flammen zu schleudern. So suchten sie ihre großen Verluste zu verheimlichen. An 600 Leichen soll der brennende Eschbaumerhof verzehrt haben.

Katharina floh, von Schrecken gejagt, nach dem Friedhofe. Dort nahm sie vor der Kirchthüre den Platz wieder ein, den sie gestern beim Vorübermarsche der Franzosen behauptet hatte. In ihrer Hand hielt sie die Heugabel wieder; sie hatte diese auf dem Gottesacker liegen lassen.

Und merkwürdig! Kein raubgieriger Franzmann besaß den Mut, über den Körper der beherzten Jungfrau hinweg in die Kirche zu dringen. Das unglückliche Spinges wurde verwüstet, alle Häuser wurden geplündert, vier Einwohner, welche nicht geflohen waren, ermordet — aber keine frevelnde Hand tastete Katharina Lanz oder auch nur die Mauer des Gotteshauses an.

Wie ein Held hielt das unerschrockene Mädchen aus. Sie sah, wie das glühende Element ihre zweite Heimat, den Eschbaumerhof, in Asche legte, sie hörte das Krachen und Bersten der brennenden Balken, das Einstürzen der Mauern, vor ihrem Blicke sprühten die Funken auf und drohten das ganze Dorf dem Verderben preiszugeben. Doch der Himmel wandte gnädig dieses Unglück ab.

Endlich schien die Wut des Feindes und seine Grausamkeit gestillt. Katharina hörte Trommeln wirbeln und Trompeten schmettern — das Zeichen für die Soldaten zum Sammeln und zum Abmarsche. Die Franzosen hatten ihre Rache für die gestrige Niederlage gesättigt.

Die Sonne stand bereits tief im Westen, als Katharina

ihre Wache verließ. Ihr erster Gang galt dem Heiligtume. Dort betete sie lang und mit glühender Andacht. Hierauf schritt sie zum Musikchor empor und löste hinter der Orgel jenes Brett wieder los, welches ihr kleines Besitztum verbarg. Sie fand den Schatz mit einigen Griffen wieder. Alsdann lenkte sie ihren Fuß nach der Umfriedung des Gottesackers. Vor ihrem thränenfeuchten Auge lagen die rauchenden Trümmer des Eschbaumerhofes, lag das verödete, menschenleere Dorf, welchem der Tod seine harte Hand aufgelegt zu haben schien.

Jetzt erst erinnerte sich das Mädchen, daß die Flammen ihre ganze Habe vertilgt hatten. Aber mit Dank gegen Gott dachte sie auch daran, daß sie dennoch nicht bettelarm von dannen zu ziehen brauche; es hatte ja der Allerhöchste selbst ihren kleinen Besitz vor Zerstörung bewahrt.

Katharina machte sich jetzt auf, um im Dorfe nach lebenden Menschen zu suchen. Umsonst, sie fand niemand; auch Andres und seine Mutter waren geflohen. Zu ihrem Glücke; es wäre ihnen sonst ergangen wie jenen vier Bedauernswerten, welche die entmenschten Soldaten erschlagen hatten. So kam die Suchende zum einsamen Kurathaus. Die Thüre stand angelweit offen, überall begegnete ihr schaudernder Blick den Thaten vertierter Menschen; nicht ein einziger Gegenstand war unversehrt geblieben. Den alten Herrn und seine Base entdeckte Katharina nicht; beide hatten sich kurz vor dem Eintreffen der Franzosen geflüchtet und in den Kirchturm verborgen, von dessen Höhe aus sie die Zeugen grauenhafter Vorgänge wurden.

Mit leidvoller Seele schied Katharina von dem ihr teuren Kurathaus, wo sie aus dem Munde des ehrwürdigen Seelsorgers so manchen guten Rat und manches Trostwort mit fortgetragen hatte.

Kaum hatte sie sich indes einige Schritte weit entfernt, als Stimmen an ihr Ohr schlugen. Sie wandte sich um; ein Freudenlaut entstürzte ihrer Brust.

„Hochwürd'n! du bist's!“ schrie Katharina und eilte auf den Geistlichen und seine Base zu. Herr Johannes Haidacher war über das Erscheinen des jungen Mädchens nicht wenig erstaunt. Einige Worte aus Katharinas Munde klärten ihn über alles auf.

„Trindl,“ sprach der geistliche Herr mit bewegter Stimme, „Spinges wird dich niemals vergess'n und ich glaub', Tirol auch nicht. . . . Mehr will ich nicht sag'n, du verstehst mich, Trindl.“

Er drückte ihr stumm die Hand. Die alte Base aber weinte vor Rührung.

Katharina begab sich mit dem Geistlichen und seiner Verwandten nach dem Kurathaus. War das ein Jammern und ein Klagen der Haushälterin, als sie die Verwüstung und Zerstörung sah, welche die Feinde angerichtet hatten. Aber was das Schlimmste war — sie hatten auch alles Geld mitgenommen, denn der Kurat hatte in der Eile, welche ihn zum Fliehen zwang, nicht Zeit gehabt, mehr als das Leben in Sicherheit zu bringen. Nur seinen „Hansl“, das Kanarienvögelchen, hatte man ihm unversehrt gelassen. Das kleine Geschöpfchen schmetterte jetzt sein Lied mitten in all das Elend hinein, als wäre gar nichts Schmerzliches geschehen.

„Ach, Hansl,“ seufzte der alte Herr und die Augen liefen ihm über, „du bist ein glückliches Ding, weißt nicht, was Leid und Elend ist.“

Katharina stand neben dem Kuratus; sie vernahm seine klagenden Worte. Da faßte sie sich ein Herz und sagte zu dem guten Seelsorger:

„Hochwürd'n, ich seh', du bist halt jetzt schlecht dran, hast nöt einmal einen Kreuzer Geld im Haus. Schau, da bin ich schon besser g'stellt. Hätt' ich aber mein Erspartes damals nöt in der Kirch' versteckt, so wär's heut' alles sauber hing'wesen und verbrannt.“

Dabei that sie das Tüchlein mit dem Gelde, welches sie in der Hand trug, auf denselben Tisch, auf welchem sie es unlängst dem Kuratus hingezählt hatte. Mit einem raschen Griff öffnete sie das Tuch.

„Hochwürd'n, du bist ein armer Mann," wandte sie sich an den Geistlichen, „da nimm von dem Geld, was du brauchst; der liebe Herrgott hat's mir aufg'hoben, da ist's nöt mehr als billig, wenn ich unserem lieb'n Seelsorger aus der Not helf'. Hat ja eh' die Hälft' von dem Geld für die Kirch' von Spinges gehör'n soll'n. Du brauchst es aber jetzt notwendiger."

Herr Haidacher sträubte sich entschieden gegen das Ansinnen des Mädchens; aber Katharina ließ ihm keine Ruhe. Nun gab der von allen Mitteln entblößte Geistliche endlich nach und erklärte sich zur Annahme von fünfzig Gulden unter der Bedingung bereit, daß er der Eigentümerin einen Schuldschein dafür ausstellen wolle. Davon wollte hinwieder Katharina nichts wissen.

„Da nimmst die fünfzig Gulden, Hochwürd'n," drängte sie mit edlem Eifer in ihn, „und jetzt will ich weiter nichts mehr hör'n."

Der Kurat mußte sich dem Willen des hochherzigen Mädchens bequemen. Aber er that es nur mit dem stillen Entschlusse, ihr die Schuld eines Tages gewissenhaft heimzuzahlen.

Katharina verbrachte jene Nacht im Kurathause; eine andere Stätte gab es für sie in Spinges nicht mehr. Am nächsten Tage brach sie schon in aller Frühe auf und nahm unter heißen Thränen von dem geliebten Seelsorger und seiner braven Base Abschied. Wohl versprach sie den beiden, bald wieder nach Spinges zurückzukehren. Aber schon jetzt war sie im Herzen entschlossen, für immer sich von dem Orte zu trennen, wo sie mehr als die kleine Habe verloren hatte, die eine Beute der Flamme geworden war.

*   *
*

Der Friede war dem Lande Tirol seit langem wiedergeschenkt und keines Franzmanns Fuß entheiligte mehr den Boden desselben. In Spinges stand der Eschbaumerhof stattlicher da als je, und an Stelle des Greiter und seiner wackeren Nandl wirtschaftete jetzt der Leuthammer Andres mit seinem jungen Weibe, der Hanna, auf dem schönen Besitztum. Die Schwiegereltern des Andres waren in den Austrag gegangen; die Leuthammerin aber ruhte im Freithofe von Spinges.

Oft sprach man auf dem Eschbaumerhofe von der Lanz Katharina, und die junge Bäuerin hätte vieles darum gegeben, um den Aufenthalt derselben zu entdecken. Allein das Mädchen war verschollen, kein Mensch vermochte Aufschluß zu erteilen, wohin es gezogen war. Auch die Bemühungen des Kuratus, den Wohnort seiner Gläubigerin zu ermitteln, blieben erfolglos. Trauer beschlich die guten Leute in Spinges, denn sie glaubten nicht anders, als daß Triendl schon aus dem Leben geschieden sei.

Aber Katharina lebte noch. Sie hatte in Südtirol, in dem durch seine malerische Lage entzückenden Colle di St. Lucia im Fiorentinathale, bei einem Kuratus, Namens Althon, die Stelle einer Wirtschafterin angenommen. Niemand ahnte, daß sie jenes Mädchen von Spinges sei, von welchem ganz Tirol zu erzählen wußte und das in Hunderten von Geschichten und Sagen gefeiert wurde. Nur Kurat Althon wußte es, ihm allein hatte sie sich anvertraut. Dieser aber hatte ihr geraten, lieber dereinst den himmlischen Lohn für ihre Heldenthaten, als jetzt das eitle Lobpreisen der Menschen einzuheimsen. Und Katharina erbrachte einen neuen Beweis ihres Heldensinnes — sie hüllte ihre Großthaten in Schweigen. So erfuhr auch niemand, was aus der Heldenjungfrau von Spinges geworden sei. Später kam die fromme und edle Maid zu ihren Verwandten, dem Kuratus Maneschg nach Andraz. Und auch

hier lüftete sie im Einverständnisse mit dem Geistlichen von ihrer ruhmvollen Vergangenheit den Schleier nicht.

Längst war Katharinas schönes Haar, das einst auf der Kirchhofmauer von Spinges um ihren Nacken und Rücken gewallt, vom Winter des Lebens gebleicht, und aus der kraftvollen Jungfrau war eine schwache Greisin geworden. Jetzt erst, schon dem Rande des Grabes nahe, erzählte sie den staunenden Menschen von den Thaten aus ihren jungen Jahren. Was sie aber einst im Herzen gelitten hatte, das verschloß sie wie ein heiliges Geheimnis in ihrer Brust und so stieg sie als hochbetagte Greisin in die Gruft.

Katharina Lanz starb zu Andraz in Buchenstein im ehrwürdigen Alter von 83 Jahren am 8. Juli 1854. Bei ihrem Leichenbegängnis sandten ihr, der Heldin von Spinges, Schützen des Landes einen kriegerischen Abschiedsgruß nach, indem sie über ihrem Grabe die Büchsen löſten.

Eine Marmorplatte auf dem Friedhofe von Buchenstein teilt der Nachwelt in schwarzer und goldener Inschrift folgendes mit:

Die Jungfrau
Katharina Lanz,
als Mädchen von Spinges berühmt, ist zu
St. Vigil am 21. Sept. 1771 geb., kämpfte
heldenmütig in der Schlacht bei Spinges am
2. April 1797 und starb zu Andraz am 8. Juli 1854.

Fröhlich, fromm und friedlich —
Eine Löwin im Kampfe für das Heiligste.

Otto von Schaching

ließ im gleichen Verlage erscheinen:

Illustrierte
Volks- und Jugendbibliothek.



14 Bändchen. 8.

Jedes Bändchen einzeln broschiert

M. 1.—, geb. M. 1.35.

1. Kreuz und Ring. — 2. Der Glockenhof. — 3. Der Geächtete. — 4. Zwei Waffenbrüder. — 5. Simba, der Suahili. — 6. Jennewein, der Wildschütze. — 7. Das Bildnis der Mutter. — 8. Der verrückte Junker. — 9. Das Mädchen von Domremy. — 10. Zarenkrone und Sklavenkette. — 11. Der ewige Jude. — 12. Der Geigenmacher von Mittenwald. — 13. Die Pestsalbe. — 14. Auf Rußlands Eisfeldern.

Bayerntreue.

Eine historische Erzählung aus dem 18. Jahrhundert.

Für das Volk und die reifere Jugend.

Mit 2 Abbildungen in Photogravure.

Preis brosch. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—.

Geschichten aus alter Zeit.

Mit 2 Bildern.

Preis brosch. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—.

Früher erschienene Werke desselben Verfassers:

Stasi.

Eine Geschichte aus dem bayerischen Walde.

Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1891. Preis geb. M. 4.—.

Die Kritik („Blätter für litter. Unterhaltung“, „Über Land und Meer“, „Hamburger Korresp.“, „Bayerland“, „Gegenwart“ u. s. w.) hat sich ohne Ausnahme in ungemein günstiger Weise über dieses Buch und seinen meisterhaften Naturalismus geäußert. Der angesehene „Litter. Handweiser“ (1892 Nro. 564) rechnet „Stasi“ zu den besten Erscheinungen auf dem Gebiete unserer Erzählungslitteratur und den Verfasser zu den ersten Novellisten.

Vom Karwendel und Wendelstein.

Drei Hochlandsgeschichten.

2. Aufl. Mit 10 Bildern und dem Porträt des Verfassers.

München, Poeßl. Preis gebunden M. 4.—.

Sehr günstig beurteilt von Otto v. Leixner (Deutsche Romanzeitung), „Blätter für litter. Unterh.“, „Litter. Handweiser“, „Deutsches Adelsblatt“, „Bayerland“ u. v. a.

Die Teufelsgrethl.

Bauernroman aus den oberbayerischen Bergen.

Jena, Herm. Costenoble, 1894. Preis M. 5.—.

Glänzend besprochen in: „Blätter für litter. Unterh.“, „Bayerland“, „Litter. Jahresbericht von Seemann;“ Wiener „Deutsche Kunst- u. Musikztg.“, „Schles. Ztg.“ u. a. Der „Bär“, illustr. Wochenschrift der Mark Brandenburg, urteilt über das Buch: „Wir begrüßen in Otto von Schaching einen würdigen Nachfolger von Maximilian Schmidt. An Zartheit der Schilderungen des Natur- und Gemütslebens, an Treue in Zeichnung des Menschenschlages und eigenartiger Charaktere kommt er ihm sicher gleich, an packender Schärfe der Sprache, an künstlerischem Aufbau der Handlung übertrifft er ihn entschieden“ 2c. 2c.

Der Hirmonhopfer von Bischofsmais.

Volkserzählung aus dem bayer. Wald.

Passau, Waldbauer, 1892. Preis gebunden M. 3.—.